This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
MUUW Y

Juden und Katholiken.

A. Kannengieſer.

Juden und Katholiken

in

Öſterreich-Ungarn.

Aus dem Franzöſiſchen.

10117

Dieses Buch gehört
der Bibliothek der
jüd. Gemeinde Berlin

Trier.
Verlag der Paulinus-Druckerei.
1896.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung . . . . . IX—XXXVI

I. Österreich:

1. Cap.: Kindheit Sebastian Brunners 3
2. Cap.: Sebastian Brunner im Seminar 17
3. Cap.: Leiden eines Cooperators 30
4. Cap.: Sebastian Brunner und Fürst Metternich . . 42
5. Cap.: Die Revolution von 1848. — Sebastian Brunner als Journalist 53
6. Cap.: Sebastian Brunner im Kampfe mit dem Josefinismus 61
7. Cap.: Sebastian Brunner und seine Kämpfe mit den Juden 75
8. Cap.: Sebastian Brunner und die gelehrten Katholiken Deutschlands 90
9. Cap.: Sebastian Brunner in Italien 99
10. Cap.: Sebastian Brunner als Geschichtsforscher . . . 107
11. Cap.: Sebastian Brunner als satirischer Dichter . . 120

II. Juden und Christen in Wien:

1. Cap.: Die Juden setzen sich in den Besitz des Reichthums durch Handel, Industrie und durch das große Bankgeschäft 131
2. Cap.: Die Juden bemächtigen sich der Geister mit Hilfe der Presse und der Universität 134
3. Cap.: Die Ursachen, welche das Übergewicht der Juden begründeten 139
4. Cap.: Ursprung des Antisemitismus in Wien . . . 146

Seite

5. Cap.: Elemente des Wiener Antisemitismus 151
6. Cap.: Politische Organisierung des Wiener Antisemitismus 155
7. Cap.: Die ersten großen Wahlschlachten und der Triumph des Antisemitismus 158
8. Cap.: Die Auflösung des Gemeinderathes und die Neuwahlen 164
9. Cap.: Dr. Lueger wird zum Bürgermeister von Wien gewählt, aber vom Kaiser nicht bestätigt 167

III. Ungarn:

1. Cap.: Gemischte Ehen. — Toleranz der Katholiken und Intoleranz der Protestanten 176
2. Cap.: Vorlage über die Ehe zwischen Juden und Christen. — Tisza, ein Calvinisten-Papst. — Wegtaufen . . . 184
3. Cap.: Tiszas Sturz. — Gemäßigtes Ministerium Szapary. — Kirchlicher Conflict. — Tod des Cardinals Simor. — Sein Nachfolger Vaszary. — Rücktritt des Ministers Julius Szapary 199
4. Cap.: Ministerium Wekerle. — Antireligiöses Programm der Regierung. — Widerstand der Bischöfe. — Erwachen des katholischen Geistes. — Die obligatorische Civilehe wird von allen christlichen Elementen gleichmäßig abgelehnt 217
5. Cap.: Katholischer Congreß in Komorn. — Die Civilehe im Herrenhaus. — Niederlage der Regierung . . 225
6. Cap.: Nach diesem ersten oppositionellen Versuch wird der Episkopat wieder still. — Encyklica Leos XIII. an das ungarische Volk 231
7. Cap.: Der König ermächtigt den Minister, die Vorlage über die Civilehe einzubringen. — Verzweiflung der Katholiken. — Conferenz zu Ofen. — Collectivschreiben der Bischöfe 239
8. Cap.: Großer Katholiken-Congreß in Pest. — Liberale Kundgebungen 249
9. Cap.: Vorlage über die Civilehe vor den beiden Kammern. — Ablehnung durch die Magnatentafel. — Vorläufiger Rücktritt Wekerles 262

Seite

IV. Die Juden und das erste Jahr des Culturkampfes:

1. Cap.: Die Katholiken organisieren den Kampf. — Schwäche gewisser Bischöfe 273
2. Cap.: Die Magnatentafel beschließt zwei neue Kirchengesetze. — Congress zu Stuhlweißenburg. — Gründung der Katholischen Volkspartei 278
3. Cap.: Der König sanctioniert die antireligiösen Gesetze. — Tod und Apotheose Kossuths. — Entlassung des Ministeriums Wekerle. — Ministerium Banffy . . . 282
4. Cap.: Hirtenbrief der Bischöfe. — Der Papst beglückwünscht und ermuthigt die Gründer der Volkspartei. — Liberale Schandthaten 290
5. Cap.: Reise des Nuntius nach Ungarn. — Diplomatischer Zwischenfall. — Debatte in der Magnatentafel . 298

Einleitung.

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.
Schiller, „An die Donau".

Mit diesen Worten zeichnet Schiller die Leichtlebigkeit und Genusssucht des Wiener Volkes. Und in der That, nichts geht dem Wiener über die sogenannte Gemüthlichkeit. Die Wiener Gemüthlichkeit ist deshalb auch schon zum Sprichwort geworden. Bei dieser Sorglosigkeit und dem Hasten nach Vergnügungen verlor dies Volk immer mehr seine geistige Kraft, und so kam es, dass es unter das Joch der liberalen Partei und des mit ihr Hand in Hand gehenden Judenthums willig den Nacken beugte.

Es war gewiss kein kleines Stück Arbeit, das Wiener Volk aufzurütteln, ihm die Augen zu öffnen und den gähnenden Abgrund sehen zu lassen, der es zu verschlingen drohte. Diese Riesenarbeit haben einige wenige Männer unternommen, die mit besonderen Anlagen begabt, nicht bloß das Elend des Volkes erkannten, sondern auch die Ursachen des wirtschaftlichen Niederganges entdeckten, die da sind: das Großcapital und das Judenthum. Der Führer dieser unerschrockenen Männer, welche gegen die von der liberalen Streitmacht vertheidigte und für unbezwinglich

gehaltene Hochburg des Großcapitals und Judenthums den Sturmlauf eröffneten, ist Lueger.

Diesen Kampf gegen das Judenthum und, — was so ziemlich das Gleiche bedeutet — gegen das Großcapital und Freimaurerthum, der nicht bloß in Österreich, sondern auch in Ungarn entbrannte, schildert uns der Autor dieses Buches von den ersten Anfängen an bis zur zweiten Auflösung des Wiener Gemeinderathes im Herbste 1895. Während nun in der ungarischen antisemitischen Bewegung nach dem Siege der Judenmagyaren, die sich jetzt mit der Millenniums-Ausstellung („Millenniums-Fetzenmarkt" von den Wiener Antisemiten genannt) brüsten, eine gewisse Erschlaffung eintrat, tobte der Kampf in Wien weiter. Die Aufgabe dieser Einleitung wird es sein, die wichtigsten Ereignisse der Wiener antisemitischen Bewegung bis zum Einzug der Antisemiten ins Rathhaus fortzusetzen.

Die Antisemiten in Niederösterreich.

Die zweite Auflösung des Wiener Gemeinderathes war, streng genommen, gesetzwidrig erfolgt, da man ja eine Körperschaft nicht auflösen kann, bevor sie sich constituiert hat. — Die Antisemiten führten Klage darüber, aber wenn Angeklagter und Richter eine Person sind, kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein — sie wurden mit ihrer Beschwerde abgewiesen.

Dr. Lueger hielt im Parlament eine geharnischte Rede gegen die Willkürherrschaft und griff den Ministerpräsidenten Badeni heftig an. Er verlangte von ihm, er solle die Gründe der Nichtbestätigung angeben. Badeni wollte die ganze Verantwortung auf die Krone abwälzen und sprach von unberufenen Händen, denen man die Verwaltung der Hauptstadt nicht anvertrauen könnte. Lueger gab dies nicht zu, da

nach constitutionellen Gesetzen das Ministerium für jeden Regierungsact des Kaisers verantwortlich ist. Er forderte den Ministerpräsidenten öffentlich auf, irgend etwas nachzuweisen, womit er, Lueger, seine Hände befleckt hätte, so dass man sie „unberufen" nennen könne. Badeni konnte gegen Lueger nichts vorbringen, und den eigentlichen Grund, nämlich die Drohungen der Juden-Magyaren[1], durfte er nicht zugeben. Doch es war kein Geheimnis mehr, dass die Juden-Magyaren allein das Hindernis der Nichtbestätigung waren, und mit Rücksicht darauf rief Lueger dem Ministerpräsidenten zu: „Wir werden ziehen von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt, und das Volk aufklären über die erniedrigende Stellung, die die ungarischen Juden uns Österreichern zugedacht haben."

Und die Antisemiten hielten Wort. Zahlreiche Versammlungen wurden in Niederösterreich abgehalten, und überall wurden Lueger und seine Gesinnungsgenossen als Befreier aus der Knechtschaft der Judenliberalen mit Jubel begrüßt. Das ganze Land ist nun durchdrungen vom Antisemitismus, und als der liberale Reichsrathsabgeordnete Weitlof in Eggenburg zum Zwecke seines Rechenschaftsberichtes eine Versammlung abhielt, war der weitaus größte Theil der Versammelten Antiliberale. Als Weitlof dies bemerkte, wollte er, ohne ein Präsidium zu wählen, seinen Rechenschaftsbericht vortragen. Das wurde jedoch von der

[1] Lueger hatte im Parlamente und in Volksversammlungen zu wiederholtenmalen auf das reichsfeindliche und anmaßende Treiben der Juden-Magyaren und besonders der Kossuthpartei hingewiesen, und seine Forderungen Ungarn gegenüber gipfelten in dem Satze: „Entweder ein gerechter Ausgleich mit Ungarn oder keiner!" Daher der Hass gegen Lueger. Die ungarische Reichshälfte zahlt nur 30% der gemeinsamen Verwaltungskosten, ihre Anmaßung steht jedoch im verkehrten Verhältnis zur Beitragsleistung.

Versammlung nicht gestattet, und ein Antiliberaler ward zum Vorsitzenden gewählt. Weitlof trug seinen Bericht vor und bei den Worten: „Jetzt bin ich fertig" griff er nach seinem Hut und suchte das Weite. Die Versammelten aber brachen in Hochrufe auf Dr. Geßmann aus, den man für den nächsten Landtag als Candidat aufstellen will.

Lueger in Graz.

Für den 18. März wurde von den Grazer Deutschnationalen in die Industriehalle eine öffentliche Versammlung einberufen und Dr. Lueger als Redner eingeladen. Wie an vielen anderen Orten, so versuchten die Liberalen auch hier, die Versammlung zu verhindern, denn die Liberalen sind überall die gleichen; sie fordern Freiheit für sich, Knechtschaft für die andern, und so musste man die Überlassung der Industriehalle erst förmlich erzwingen. Die Halle war dicht gefüllt von Männern und Frauen; man schätzte die Anwesenden auf 5000 bis 6000. Dr. Lueger wurde vom Bahnhofe direct in die Industriehalle geleitet, wo er eine fast zweistündige Rede hielt, die nur von Beifallsstürmen unterbrochen wurde. Er sprach, nachdem er sich wegen seiner Heiserkeit entschuldigt hatte, ungefähr Folgendes:

„Vor allem ist Einigkeit nothwendig, wenn eine Partei stark sein will. Die Meinungsverschiedenheiten in der Partei müssen auch innerhalb derselben geschlichtet werden. In Steiermark ist von Einigkeit nicht viel zu spüren, sonst hätte beispielsweise der liberale Candidat Lorber nicht durchdringen können. (Beifall.) Die liberale Partei ist das Unglück der deutschen Nation in Österreich. Ich finde, dass jetzt keine Zeit ist zum Streite unter den Deutschen, weil wir, speciell die Deutschen in Österreich, in wirtschaftlicher, politischer und nationaler Beziehung so zurückgedrängt und geknechtet sind, dass ein allgemeiner Ruf der Befreiung der Deutschen von

der Fremdherrschaft, der Judenherrschaft, von dem Drucke und der Macht des Großcapitals, das Reich durchbraust und wir trachten müssen, dass die Deutschen wieder die Herrschaft in die Hände bekommen, welche ihnen in Österreich gebürt.

„Auch die christlich-sociale Partei steht auf dem Standpunkte, dass ein jeder seiner Nationalität mit dem ganzen Herzen anzugehören, dass ein jeder seine Nationalität zu vertheidigen hat. Wenn ich den christlichen Standpunkt betone, so glaube ich, dass eine Änderung der Gesellschaftsordnung nur möglich ist, wenn sie auf der Grundlage des Christenthums erfolgt. Christenthum und Deutschthum bilden keinen Gegensatz, sondern ergänzen sich in harmonischer Weise. (Beifall.)

„Der Bauer in Österreich ist jetzt frei von Zehent und Robot, aber er ist ein ärgerer Sclave geworden, als er es vor 1848 war. Der Bauer in Österreich ist ein Sclave des internationalen Welthandels geworden, der internationalen Speculation, ein Sclave der internationalen Räuber! (Großer, stürmischer Beifall.) Der Bauer in Österreich ist ein Sclave geworden des Großcapitals, und für seine Befreiung müssten eigentlich alle Volksgenossen eintreten, damit die Wurzel und der Stamm unseres Volkes erhalten bleibe. Aber was geschieht? Es wird viel gesprochen von der Noth des Bauern, aber es geschieht nichts, ihr abzuhelfen! Wenn der internationale Saatenmarkt in Wien zusammentritt, so kommen der Minister, der Statthalter, natürlich auch der Bürgermeister von Wien und begrüßen den Saatenmarkt, begrüßen die Fremdlinge im Namen Österreichs, im Namen der Stadt Wien. Was sollten sie aber thun? Sie sollten es so machen, wie es Christus gethan hat mit den Geldwechslern im Tempel. (Großer Beifall.)

„Als die Frucht- und Mehlbörse sich ein neues, prachtvolles Gebäude errichtet hatte, da waren bei der Festlichkeit anwesend die Minister, der Statthalter, der Bürgermeister, und sie erschöpften sich in Liebenswürdigkeiten für die geehrten Besucher der Frucht- und Mehlbörse! Auf dem Gebäude, auf der Attica, ist die Göttin der Fruchtbarkeit angebracht, die von lauter wilden, reißenden Thieren (Löwe, Bär, Tiger, Panther) gezogen wird. Das ist sehr bezeichnend! Der Bauer

wird geschunden und zerrissen und wir lassen dies ruhig geschehen; aber wenn ein solcher Besucher der Frucht- und Mehlbörse seine Stirne kraus zieht, weil ihm ein Antisemit auf die Zehen getreten hat, dann wird die ganze Welt mobilisiert, da kommt der Minister und der Statthalter oder der Polizeipräsident und alles schreit und ruft: ‚Rettet! rettet den Juden! Züchtiget den Frevler!‘ (Stürmischer Beifall und Heiterkeit.) Es werden zu Gunsten des Bauern auch Gesetze eingebracht, die dann wieder zurückgezogen werden; dann werden sie wieder eingebracht, und dann wieder zurückgezogen, aber erledigt wird nichts, der Bauer bleibt dem Untergange verfallen; ist es doch in Österreich schon so weit gekommen, dass jede halbe Stunde ein Bauer Haus und Hof verliert, dass in jeder halben Stunde ein Bauer mit seiner Familie hinabsinkt in das Meer des Elends. Wenn das so fortgeht, so ist es um den deutschen Bauernstand geschehen; aber ein Volk, welches keinen Bauernstand mehr hat, kann nicht bestehen.

„Ich weiß nicht, wie es hier in Steiermark mit der Jagd bestellt ist. In Niederösterreich klagen die Bauern über die Jagdverhältnisse außerordentlich! Wir haben ein Jagdgesetz, nach welchem die Hasen und Hirsche viel besser daran sind als die Menschen; wenn ein Mensch, ein lebendiger Mensch, in das Gut seines Nachbarn eindringt und seine Krauthapel stehlen will, so ist der Bauer berechtigt, diesen Eindringling mit der Waffe zurückzuweisen; wenn aber ein Hirsch kommt und dem Bauer den Acker zertritt und das Kraut auffrisst, darf der Bauer dem Hirschen beileibe nichts thun, sonst wird ihm energisch gelehrt, dass ein Hirsch mehr wert ist als ein Bauer. Die Juden haben gewissen Classen das einzige noch gelassen, nämlich die Jagd, ‚weil sich ein Jud nix zu schießen getraut‘. (Große Heiterkeit.)

„Dem Bauer muss geholfen werden. Denn auf dem Bauer ruhen die größten Militärlasten, sie drücken ihn nieder, und auch da gibt es keine Hilfe, keine. Wir würden nicht so viel Militär brauchen, wenn wir nicht so unglückselige innere Verhältnisse hätten, und dabei auch unglückselige äußere Verhältnisse hätten, welche nicht durch das christliche Volk, sondern durch das internationale Großcapital, durch das

internationale Judenthum geschaffen worden sind! Wir würden mit weit weniger Militär auszukommen in der Lage sein, wenn man nicht überall Bataillone brauchte, weil die Arbeiter zu schlecht entlohnt werden (Beifall), weil man den Arbeitern nicht ein menschenwürdiges Dasein gewähren will! Was leisten aber unsere geliebten jüdischen Mitbürger für den Staat, der ihnen so viel opfern muss? Seit den Tagen der Makkabäer habe ich nicht mehr gehört, dass ein Jude tapfer gewesen sei. Jetzt liefern sie Heu, Hafer, Brot und Mehl an die Armee, aber was für Mehl, was für Brot, was für Heu!?! Sie liefern das Mehl, welches sie dem Bauer abgerungen haben. Doch geht es durch viele schmutzige Hände, und der Sohn des Bauern muss einen sehr guten Magen haben, damit er nicht an dem, was die Juden liefern, zugrunde geht! (Stürmischer Beifall.)

„Wir werden jetzt schon hie und da gehört. Wenn aber der Sturm der Begeisterung das deutsche Volk durchbraust, dann wird eine Melodie entstehen, welche für unser Volk bezaubernd sein wird und welche für unsere Gegner den Abzug bedeuten wird; wohin sie ziehen, das bleibt uns gleich, wir wollen sie nicht auf den Schub schicken, sie sollen dorthin gehen, wohin sie wollen! Pflicht des gesammten Volkes ist es, dafür zu sorgen, dass der Bauer in Österreich nicht zugrunde geht, dass dieses Unglück abgewendet wird; denn der Bauer ist der Kern des Volkes, die ewig nie versiegende Quelle unserer Kraft und unseres Widerstandes. Der Bauer ist kein Spielzeug, und deshalb glaubte ich, obwohl vor Städtern sprechend, ihr Mitgefühl für den Bauern wachrufen zu sollen! (Großer Beifall.)

„Besser geht es aber auch nicht den Gewerbetreibenden! Überall sind die Juden die Herrscher, und die Christen werden beherrscht. Wie der Bauer, so ist auch der Gewerbetreibende der Sclave der internationalen Speculation, des internationalen Judenthums geworden: der Schneider arbeitet nicht für die Kunden, sondern für den Confectionär, der Schuster ebenfalls, der Tischler für den Möbelhändler u. s. w. Die Schindung der Arbeiter überlässt man den Kleingewerbetreibenden. Der Handelsminister heißt so, weil er glaubt, er muss mit dem

Handel halten. (Heiterkeit.) Die gegenwärtig eingebrachte Gewerbenovelle, welche so wie so keine Besserung bringen kann, wird ebenso wenig erledigt werden, wie das Hausierer-Gesetz. Wir sind so beschäftigt im Abgeordnetenhause, dass die Gewerbetreibenden nur weiter warten sollen. Es macht ja nichts, ob einer oder der andere oder mehrere zugrunde gehen, es wird weiter parlamentisiert und chlumeckyfiert![1]

„Aber auch dem geistigen Arbeiter geht es nicht besser; die Staatsbeamten wollte man durch Versprechen ködern, weil die Wahlen kamen; dieselben wählten aber antisemitisch; dann wollte man sie wieder ködern, aber die Beamten fühlten das Elend des Volkes und das Bedürfnis, dass dem Volke geholfen werden müsse. Zuletzt hat man es mit einer Vorlage für die Witwen und Waisen der Staatsbeamten versucht! Diese Vorlage ist interessant. Eine Ministerswitwe erhält dabei mehr, als ein pensionierter Minister! Der pensionierte Minister bekommt 4000 fl., die Ministerswitwe 5000 fl. Die Beamten sind Antisemiten geworden, weil sie das Leiden des Volkes kennen und das Volk nur gerettet werden kann, wenn die Juden, diese Schädlinge des Volkes, beseitigt werden. Ähnlich wie den Staatsbeamten geht es den Eisenbahnbeamten, den Privatbeamten: auch diesen Sclaven des Capitals muss geholfen werden. Was bleibt nun noch vom Volke übrig? Nichts! Uns allen geht es schlecht, die Arbeit ist in Fesseln geschlagen, das Volk muss roboten und zehenten für solche, die nicht arbeiten, für das internationale Capital. Nur *ein* Ruf soll unser Volk durchbrausen: ‚Freiheit für die Arbeit, Freiheit für die Ehrlichkeit, nieder mit den Unterdrückern der Arbeit, nieder mit der Corruption, nieder mit jenen, die es dulden, dass ein ganzes Volk in einer so erbarmungslosen Weise behandelt wird!‘ (Großer Beifall.)

„Im Abgeordnetenhause spielt sich eine Partei als patentierte Vertreterin des Deutschthums, als die Vertreterin des deutschen Bürger- und Bauernstandes auf: das ist die vereinigte Linke. Die politischen Beamtenstellen werden nur durch Adelige besetzt. Ist einer Freiherr, so braucht es zwölf Jahre,

[1] Chlumecky, Präsident des Abgeordnetenhauses.

bis er etwas wird; ist er Baron, so geht es schon mit zehn Jahren; ist er Graf, so wird er schon mit sechs Jahren gescheit; und ist er Fürst, so wird er schon gescheit, wenn er geboren wird, und ist er am Ende gar ein Marquis, dann ist er schon gescheit, ehe er geboren wird. Die leitenden Staatsmänner sind nur Polen oder sonstige Fremdlinge. Vorläufig haben wir nur erst fünf polnische Minister. Wenn ich Bürgermeister von Wien werden will, so muss ich aus dem Namen Lueger einen Luegerski machen. (Heiterkeit und Beifall.)

„Der Justizminister Graf Gleispach hat die Antisemiten ‚Patrioten auf Kündigung' genannt, den Polen aber wurde gestattet, von der Wiederherstellung des selbständigen Königreiches Polen zu sprechen, was einem Hochverrathe gleichkommt. Wir Deutsche haben die politische Pflicht, gegen solche Zustände einmüthig Front zu machen. Was gibt es jetzt für Geschrei, weil die deutschen Studentenverbindungen erklärt haben, dass die Juden nicht satisfactionsfähig sind? Es wird citiert, der Rector Menger citiert, der Statthalter citiert, die Polizei citiert, es wird um Hilfe und Rettung geschrien, weil die deutschen Studenten die Juden nicht mehr prügeln wollen.

„Ich kenne nur einen Schädling in Österreich, und das ist die judenliberale Partei; das ist der Lindwurm, der die ehrliche Arbeit, der die Deutschen in Fesseln geschlagen hat und sie gefangen hält. Ich bin stolz darauf, dass ich diesem Lindwurm schon ein paar kräftige Wunden versetzt habe; ich werde trachten, dass diese Wunden offen gehalten werden. Dieser Lindwurm muss erlegt werden, damit unser liebes deutsches Volk aus seiner Gefangenschaft befreit werden kann; aber an diesem Kampfe müssen wir a l l e mitwirken. Wir müssen trachten, dass die Judenliberalen aus dem Abgeordnetenhause verschwinden, wo so unparteiisch verhandelt wird, dass der Präsident in jedem Augenblick die Gallerien räumen lässt, so dass ich ihn nur Ramaturi[1] den Ersten nenne. (Große Heiterkeit.) Wir müssen im nächsten Abgeordnetenhause in einer Stärke einziehen, welche auch dem Minister imponiert. Dann werden wir dem

[1] Wienerisch für „räumen thu ich".

Badeni, wenn er noch besteht, sagen, dass die Deutschen lange vertrauensselig waren, es aber nicht mehr sind, und er möge reisen nach Galizien, zu den Polen, aber auf Nimmerwiedersehen, und wenn er sich ein besonderes Verdienst, welches wir gewiss dankbar anerkennen würden, erwerben will, dann soll er auch alle Juden mitnehmen. (Großer Beifall und Heiterkeit.)

„In der ungarischen Frage darf es kein Zurückweichen geben: entweder einen gerechten Ausgleich oder gar keinen. Jeder Deutsche schändet sich, der zur Millenniums-Ausstellung, diesem Judenschwindel, geht! Wir Deutsche werden unentwegt kämpfen, und wir werden, so Gott will, auch siegen und mit voller Kraft und großer Zahl im nächsten Jahre in der Volksvertretung erscheinen." (Großer, stürmischer Beifall.)

Darauf sprach Reichsraths-Abgeordneter Schneider, der sich als Racen-Antisemit vorstellte und die Juden in ihrer Eigenart schilderte. Auch er erntete reichen Beifall.

Obwohl die Versammlung von den Deutschnationalen einberufen worden war, so war doch an dem Verlauf derselben zu ersehen, dass die christlichsocialen Elemente überwiegend waren. Die Begeisterung für Lueger, den Träger der christlichsocialen Ideen, war es, was so viele Menschen zusammenführte, und als Lueger betonte, dass eine Erneuerung der Gesellschaft nur auf christlicher Grundlage möglich sei, dass Religion und Deutschthum keinen Gegensatz bilden, sondern sich harmonisch ergänzen, brach stürmischer Beifall aus. Die Wirkung der Anwesenheit Luegers in Graz war eine nachhaltige; die Gruppe der Nurdeutschen schmilzt immer mehr zusammen, und die christlichsocialen Ideen treten unverkennbar in den Vordergrund; jedoch ist eine vollständige Klärung noch nicht eingetreten.

Lueger in Görz.

Am 6. April, also am Ostersonntag, hatte Lueger seinen Freund, den Grafen Alfred Coronini-Cronberg, ver-

ständigt, dass er nach Mittag in Görz eintreffen werde. Diese Meldung gieng mit Blitzesschnelle von Mund zu Mund, und eine unbeschreibliche freudige Erregung bemächtigte sich aller Gemüther. Man sprach nur von Lueger, dem unerschrockenen Vertheidiger der Rechte des christlichen Volkes gegen die Anmaßung der Juden und ihrer Trabanten, der Liberalen, alle wollten den Helden sehen, und so beschloss die Bevölkerung aus eigenem Antriebe, dem Führer aller Christen in den Schlachten gegen das Großcapital und die Juden eine herrliche Ovation zu bringen. — Als die Irredentisten von der Ankunft Luegers hörten, ergriff sie ein panischer Schrecken und sie eilten in die Umgebung, um nicht Zeuge seines Triumphes sein zu müssen.

Abends wurde im Grand-Hotel eine Versammlung abgehalten, in der Lueger die Grundsätze der christlich-socialen Partei entwickelte; am Schlusse forderte er alle Christen ohne Unterschied der Nationalität auf, sich zusammen zu thun, um vereint das Judenthum zu bekämpfen. „Wenn einmal die Juden, die zu ihrem Vortheil Zwietracht unter die Völker säen, besiegt sein werden, dann werden auch die nationalen Streitigkeiten aufhören."

Könnte Lueger sich vervielfältigen und das Volk aus dem Schlafe reißend und aufklärend die österreichischen Gaue durchwandern, so würde recht bald die Sonne einer besseren Ära über die Länder der Habsburger Krone aufgehen; denn keiner ist im Stande, in so meisterhafter und packender Weise zum Volke zu sprechen als Lueger. Lueger muss man hören, um seine Erfolge zu begreifen.

Vorbereitungen zur Wahlschlacht.

Nun kehren wir nach Wien zurück. Durch die Auflösung des Gemeinderathes hatte Badeni an das Wiener

Volk appelliert, in der Hoffnung, daſs es, dem Drucke der Regierung nachgebend, wenigſtens zum Theil andere Männer in das Rathhaus entſenden werde. Die Liberalen, vereint mit den Juden, ſetzten alles in Bewegung, um die Herrſchaft zu retten, und man würde weit fehlgehen, wollte man ſie der Ängſtlichkeit in der Auswahl der Mittel anklagen. Sie ſcheinen ſo manches von ihren Herren, den Juden, abgeguckt zu haben, denen nach der Lehre des Talmud gegen die Gojim (Chriſten) alles erlaubt iſt. Es wurde Verſammlung auf Verſammlung abgehalten, doch reichte meiſt der kleinſte Raum aus, um die Erſchienenen zu faſſen; man erzählt ſelbſt von ſolchen, wo kaum ein Dutzend Geſinnungsgenoſſen ſich zuſammenfanden, ſo daſs es in Wien ſprichwörtlich geworden iſt, von einer ſchlecht beſuchten Verſammlung zu ſagen, ſie ſehe aus, wie eine liberale Verſammlung. In den letzten Tagen vor den Gemeinderathswahlen verſuchten die Liberalen in ihrer Verſammlung einen infamen Streich. Sie ließen an allen Ecken und Enden der Stadt Placate anſchlagen, worauf zu leſen war: „Wählet fortſchrittlich, wählet kaiſertreu!“ Die Berufung auf Fortſchritt, womit in den Siebziger-Jahren, zur Zeit der Hochflut des Liberalismus, viele angelockt wurden, verfängt heutzutage bei keinem Wiener mehr, denn jeder weiß, daſs dies von Seite der Liberalen nur eitles Geflunker iſt. Die Aufforderung aber, kaiſertreu zu wählen, iſt eine Infamie; denn es liegt darin die Anſchuldigung, die Antiſemiten ſeien nicht kaiſertreu. (Von der Schönerer-Gruppe, die immer mehr an Boden verliert, braucht man nicht zu reden.) Die Elemente der liberalen Partei ſind nur dann kaiſertreu, wenn der Kaiſer ihnen willfährig iſt; wenn er aber ihren Befehlen nicht nachkommt, ſo kommen ſie mit Drohungen und Demonſtrationen. So war es in

den Siebziger-Jahren, und so ist es bei den ungarischen Liberalen in neuester Zeit.

Doch noch viel rühriger gestaltete sich die Agitation der Antiliberalen. Es vergieng fast kein Tag, ohne dass Versammlungen abgehalten wurden, und dieser Eifer steigerte sich, je näher die Tage heranrückten, an denen die Schlachten geschlagen werden sollten. Selbst die Frauen zog man ins Parteigetriebe, und zwar mit ganz unerwartetem Erfolg. Sie entfalteten bald größeren Eifer in der Vertheidigung der christlichen und deutschen Sache, als die Männer, und weder Sturm noch Schnee war im Stande, sie von den Versammlungen abzuhalten.

Wahlschlacht.

Nach diesen Vorbereitungen zu schließen, könnte man meinen, dass die Wahlschlacht selbst eine sehr hitzige sein werde. Doch nichts von alledem. Das Wiener Volk schritt in voller Ruhe zur Urne und zeigte, dass das großartige Aufgebot der Polizei eine höchst überflüssige Vorsicht war.

Im dritten Wahlkörper blieben die Antiliberalen auf allen Linien Sieger; im zweiten erhielten sie wie im September 32 Mandate, und im ersten, der Hochburg des Liberalismus, gewannen sie zu den 14 alten noch 4 neue, so dass sie im ganzen 96 Mann stark, also mit mehr als zwei Drittel Majorität, in das Rathhaus einziehen können.

Das war die Antwort auf den „Appell von der übel berathenen an die besser unterrichtete Bürgerschaft", wie die „Neue Freie Presse" sich ausgedrückt hatte. Nach der Wahl schrieb das Judenblatt: „Der Conflict mit der Regierung und mit der Krone besteht fort und hat sich verschärft. Die Wiener Bevölkerung hat mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt, kundgegeben, dass sie, taub für

jede Berufung auf ihre Vergangenheit und ihre bessere Einsicht, von dem Standpunkte nicht zurückweicht, den sie einmal angenommen hat. Die Regierung aber kann nicht zurückweichen, wenn sie nicht ihre Autorität preisgeben und ihren politischen Ruf unheilvoll schädigen will. Das ist das Ereignis des heutigen Tages, und Wien treibt neuen, in ihren Wirkungen nicht mehr zu berechnenden Krisen entgegen." Die Wuth gegen die Beamten, die sich von der Regierung nicht ködern ließen, läßt der Tintenjude in folgender Weise los: „Die Staatsbeamten haben diesmal grundsätzlich auf der Seite der antiliberalen Partei Stellung genommen. In den antisemitischen Blättern wurde es offen ausgesprochen, daſs die Beamten die Politik der Regierung überhaupt mißbilligen, daſs sie gegen dieselbe demonstrieren, wenn möglich ihren Sturz herbeiführen wollen — derselben Regierung, der sie Gehorsam schuldig, deren Willen zu vollstrecken sie durch ihren Amtseid verpflichtet sind, dieselbe Politik, deren Organe die Beamten sein sollen."

Die „Neue Freie Presse" will also den Beamten die politische Freiheit nehmen und sie zu einem Stimmvieh herabwürdigen! Unter dem Ministerium Taaffe sprachen drei active Statthalter, Matadore der liberalen Partei, gegen die Regierung und stimmten auch dagegen; da fiel es der „Neuen Freien Presse" nicht ein, auf den Amtseid aufmerksam zu machen, im Gegentheil beklagte sie sich, daſs die übrigen Beamten von der Regierung beeinfluſst gewesen seien. Sie hat also nichts dagegen, wenn die Beamten der Regierung Opposition machen, aber judenliberal sollen sie stimmen.

Näheren Aufschluſs über das Stimmenverhältnis der Liberalen und Antiliberalen, sowie über die Fortschritte des Antisemitismus seit September 1895 gibt die nebenstehende, der „Reichspost" entnommene statistische Tabelle:

Bezirk	September 1895.				März 1896.				
	Wählerzahl	Abgegebene Stimmen	Liberal	Antiliberal	Wählerzahl	Abgegebene Stimmen	Liberal	Antiliberal	Socialdemokraten
I.	2619	1851	1336	500	2715	1981	1380	540	99
II.	2550	1994	1195	824	2586	2080	1201	842	63
III.	3584	2622	1051	1575	3822	2861	1158	1643	23
IV.	2263	1656	779	897	2271	1833	815	993	20
V.	1091	883	338	541	1116	927	309	598	14
VI.	1259	970	434	529	1305	1029	441	571	20
VII.	1689	1342	553	789	1780	1387	555	832	9
VIII.	1550	1128	522	663	1651	1189	472	692	23
IX.	2229	1680	925	759	2440	1926	1005	866	60
X.	561	492	176	292	566	486	165	301	5
XI.	196	174	67	107	202	177	54	116	4
XII.	639	548	174	359	664	564	174	376	1
XIII.	873	736	311	424	890	717	298	414	3
XIV.	458	406	176	245	482	418	127	281	8
XV.	568	480	169	313	591	505	169	323	8
XVI.	805	661	163	490	842	565	156	488	9
XVII.	955	741	189	550	999	762	184	670	—
XVIII.	2072	1424	415	1000	2155	1507	423	1050	14
XIX.	653	474	285	288	688	567	260	295	4

Siegesfest.

Anläßlich des Sieges im II. Wahlkörper fand im großen Dreherſaal ein Siegesfeſt ſtatt, bei dem Dr. Lueger über den Wahlausgang unter anderem Folgendes ſagte:

„Der Kampf, der ſich jetzt in Wien abſpielt, iſt nicht ein Duell zwiſchen mir und Badeni; nein, er iſt ein Kampf zwiſchen dem Volke einerſeits und der bureaukratiſchen Willkür anderſeits. (Beifall.) Selbſtverſtändlich muſs jede Armee einen Führer haben; deswegen geht aber der Kampf nicht zwiſchen den Führern, ſondern zwiſchen den Armeen vor ſich. So wenig der deutſch-franzöſiſche Krieg ein Duell war zwiſchen Moltke und Mac Mahon, ſondern ein Kampf zwiſchen Deutſchland und Frankreich, ſo iſt auch der ſich jetzt abſpielende Kampf nicht ein Kampf zwiſchen Badeni und Lueger, ſondern eine gewaltige Schlacht zwiſchen dem Volke von Wien nnd jenen, welche dem Volke ihren Willen aufoctroyieren wollen. (Beifall.) Die Führer ſind meinetwegen Graf Badeni auf der einen und Dr. Lueger auf der anderen Seite, aber die Führer als Perſonen haben mit dem Kampfe eigentlich nichts zu thun, dieſer gilt der Sache, um die es ſich handelt — um eine heilige und große Sache, die zu vertheidigen mit Opfermuth und zäher Ausdauer das Volk von Wien nun endlich willens geworden iſt. (Beifall.) Wenn wir auf den heutigen Tag zurückblicken, ſo muſs uns ein Gefühl der Freude, ein Gefühl des Dankes für alle jene überkommen, die ihr Scherflein zu dieſem großen Siege redlich beigetragen haben. Welche Anſtrengungen ſind von den Gegnern gemacht worden, um den II. Wahlkörper wankend zu machen! Welche Verſprechungen ſind gemacht worden, um die Wähler des II. Wahlkörpers zur judenliberalen Partei hinüberzuziehen! Welche Verlockungen ſind in Ausſicht geſtellt worden! Um die Beamtenſchaft mit dem Rufe: ‚Wählt kaiſertreu, wählt fortſchrittlich!‘ zu ködern, hat man uns als Revolutionäre verdächtigt u. ſ. w. Und was war auf all dieſe Verdächtigungen und Verunglimpfungen die Antwort? Mehr, ja bedeutend mehr Beamte und Lehrer als im September haben heute mit unſerer Partei und zugleich für die Verurtheilung Badenis geſtimmt! Stramm,

wie selten eine Körperschaft, haben sich die Beamten gehalten. In allen Bezirken, in denen wir im vorigen Jahre gesiegt haben, haben wir durch die thatkräftige Unterstützung der Beamten auch jetzt wieder einen glänzenden Sieg errungen (Beifall), und zwar mit steigenden Majoritäten (Beifall). Es sind alle gekommen, keiner ist zu Hause geblieben — es sind alle gekommen ‚mit dem Dolch im Gewande', und jetzt liegt Graf Badeni durchstochen von so und so vielen Tausenden von Dolchen — — — und ich bin überzeugt, ein bisschen unangenehm wird ihm die Sache doch sein. (Heiterkeit und Beifall.)

„Wenn wir nun allen danken, welche zu dem mächtigen Erfolge des heutigen Tages beigetragen haben, so dürfen wir nicht vergessen, insbesondere einer Körperschaft unseren Dank auszusprechen, die sich wohl am meisten um den Sieg des christlichen Volkes verdient gemacht hat. Es sind dies die Staatsbeamten. Dieser Stand hat heute gezeigt, dass er sich eins fühlt mit dem gesammten christlichen Volke — er ist nicht verleitet worden durch Versprechungen von Aufbesserungen des Gehaltes, er ist nicht verleitet worden durch die Vorlage über das Pensionsnormale, er ist auch nicht verleitet worden durch Drohungen und Einschüchterungen der mannigfachsten Art. Der Stand der Staatsbeamten hat festgestanden auf Seite des christlichen Volkes und hat ausgeharrt bis zum letzten Mann! Wenn ich so heute die Herren Beamten gesehen habe, wie einer nach dem andern gekommen ist und für unsere Partei gestimmt hat, da muss ich sagen: Bewunderung für diesen Stand und Bewunderung für die Männer, welche diesem Stande angehören! Der Beamtenstand, die k. k. Staatsbeamten, sie leben hoch! hoch! hoch!"

Auf diese begeisternden Worte folgte ein unbeschreiblicher Jubel, und alsdann erscholl aus allen Kehlen der brausende Ruf: „Hoch Lueger!"

Bürgermeisterwahl.

Nach einem so glänzenden Siege der Antisemiten konnte der Ausfall der Bürgermeisterwahl nicht mehr zweifelhaft

sein. Lueger hatte, einerseits um jedem Vorwurf des Streberthums zu begegnen, andererseits um die Gemeinde-Autonomie nicht weiter zu gefährden, es dem Bürgerclub freigestellt, bei der Bürgermeisterwahl von seiner Person Abstand zu nehmen, worauf der Club einstimmig den Beschluss fasste: „Obwohl Dr. Lueger es den Clubmitgliedern vollständig freigestellt hat, bei der Bürgermeisterwahl von seiner Person Umgang zu nehmen, stellt der Bürgerclub Dr. Lueger als Bürgermeister-Candidaten auf und fordert von ihm, auszuharren, wogegen der Bürgerclub auch seinerseits sich verpflichtet, an seiner Person unbedingt festzuhalten." Und so gaben die Erwählten des Volkes, trotzdem mit Auflösung des Gemeinderathes gedroht wurde, demjenigen zum viertenmale ihre Stimme, der selbst von vielen Gegnern als der berufenste Leiter der Gemeindeverwaltung anerkannt wird.

Auf Dr. Lueger fielen 96 Stimmen, die 42 andern lauteten auf den Exbürgermeister Dr. Raimund Grübl. Dr. Friebeis, der als provisorischer Verwalter der Gemeinde die Wahl vornahm, erklärte, dass Dr. Lueger zum Bürgermeister gewählt sei, und richtete an ihn die Frage, ob er die Wahl annehme. Dr. Lueger erhob sich unter lautloser Stille und sprach:

„Meine Herren!

„Zum viertenmale im Laufe eines Jahres wird mir die Ehre zutheil, zum Bürgermeister meiner Vaterstadt gewählt zu werden. Zweimal hat die gesammte Wählerschaft Wiens in einer unzweideutigen, für jedermann klaren Weise zu erkennen gegeben, wie und von wem sie ihre Angelegenheiten verwaltet wissen will.

„Bei beiden Wahlen hat das christliche Volk unserer Stadt gezeigt, wie ein selbstbewusstes Volk seine Rechte vertheidigt. Es ließ sich weder durch Beschimpfungen und Drohungen aus seiner Ruhe bringen, noch durch Versprechungen von dem als

richtig erkannten Wege ablenken. Es kämpfte mit der gesetzlichen Waffe des Stimmzettels, und siegte.

„Es geschieht im Auftrage meiner Freunde, und ich erfülle diesen Auftrag mit Freude, wenn ich bei dieser feierlichen Gelegenheit dem christlichen Volke gegenüber unseren Dank zum Ausdruck bringe. (Lebhafter Beifall.) Uns obliegt nun die Pflicht, dem in gesetzlicher Form bekundeten Willen des Volkes gerecht zu werden.

„Ja wir glauben, dieser Wille sollte auch von der Regierung geachtet werden, umsomehr, als ja sie selbst es gewesen ist, welche das Volk gleichsam als Richter angerufen hat und das Urtheil desselben nicht etwa ein Ergebnis plötzlicher Leidenschaft, sondern vielmehr die Folge ruhiger Überlegung und der klaren Erkenntnis der Lage des christlichen Volkes ist.

„Wenn meine geehrten Freunde neuerdings ihre Stimmen auf meine Person geeinigt haben, wofür ich ihnen herzlichst danke, so thaten sie es nicht, um Personencultus zu treiben, sondern um dem Willen des Volkes zu entsprechen, und wenn ich die auf mich gefallene Wahl annehme, so thue ich es nicht zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, sondern in Erfüllung einer schweren Pflicht. Es ist kein Geheimnis, dass ich gerne bereit war, meine Person zum Opfer zu bringen. Wenn meine Freunde dies Opfer nicht angenommen haben, so wurden sie hiezu durch die Erkenntnis bestimmt, dass das Festhalten an meiner Person gerade unter den jetzigen Verhältnissen mehr als je geboten erscheint.

„Die Wiener Bürgermeisterfrage ist eben nicht eine Frage von rein örtlicher, sondern vielmehr eine solche von weittragender Bedeutung in wirtschaftlicher und politischer Beziehung.

„Die in Ungarn derzeit herrschende Partei versucht es, ihre Machtsphäre noch weiter auszudehnen und auf die Verhältnisse in unserem Vaterlande Österreich einen ihr nicht gebürenden Einfluss sich anzumaßen.

„Dem muss mit Ruhe, aber auch mit Entschiedenheit entgegengetreten werden; eine Nachgiebigkeit in irgend einem Punkte würde unberechenbaren Schaden verursachen.

„Man darf nur die in den maßgebenden ungarländischen Zeitungen angehäuften, sich beinahe täglich wiederholenden

Schmähungen gegen Wien selbst lesen, und man wird sofort die Tragweite der Wiener Bürgermeisterfrage ermessen.

„Diese Frage ist nicht ein Duell Badeni-Lueger, wie man dies häufig sagt. Nein, dies wäre ein kleinlicher Standpunkt. Sie ist vielmehr ein Theil des großen Kampfes um die Befreiung des christlichen Volkes, um die Unabhängigkeit und Freiheit unseres Vaterlandes Österreich.

„Und in diesem Kampfe festzustehen und nicht eines Fußes Breite zu weichen, ist die Pflicht eines Deutschen, eines christlichen Mannes, eines guten Wieners und eines patriotischen Österreichers. (Lebhafter Beifall.)

„Von diesem Standpunkte aus haben mir meine Freunde wieder ihre Stimmen zugewendet, von diesem Standpunkte aus nehme ich die Wahl an.

„Ich habe den Worten, welche ich im October und November vorigen Jahres bei gleichen Gelegenheiten an Sie gerichtet habe, nichts hinzuzufügen, aber auch von denselben nichts wegzunehmen.

„Meine Freunde und ich werden, wenn es uns einmal vergönnt sein wird, dem Willen des Volkes entsprechend die Verwaltung der Stadt zu übernehmen, den Weg des Rechtes und der Billigkeit wandeln, und wir hoffen, hiebei auf die Unterstützung aller rechnen zu können, welche es ernst mit dem Wohle des Volkes nehmen.

„Ich schließe mit dem Wunsche: Möge es Gott gefallen, dass endlich dem Volke wieder gegeben werde, was des Volkes ist!“ (Langanhaltender stürmischer Beifall.)

Friebeis schloss die Sitzung, packte seine Acten zusammen und gieng.

An den Thoren des Rathhauses harrte ungeduldig eine vieltausendköpfige Menschenmenge und empfieng Lueger mit stürmischen Hochrufen, und wie ein gewaltiger Bergstrom wogte das Volk in den Straßen, um seinen wahren Freund, seinen Liebling zu feiern.

Um einen Schritt war die Regierung bereits zurückgewichen, die Auflösung des Gemeinderathes blieb aus.

Was sollte sie aber nun machen, um einen Ausweg aus dem Labyrinth zu finden? Die Antisemiten standen in geschlossener Reihe der Regierung gegenüber, fest entschlossen, keinen Fußbreit dem Feind zu überlassen.

Vermittlung des Kaisers.

In diesem kritischen Augenblick griff, um der Regierung eine Niederlage zu ersparen, der Kaiser selbst ein. Er beschied durch seine Cabinetskanzlei den Dr. Lueger zu einer Audienz. Der Monarch betonte die persönliche Ehrenhaftigkeit Luegers, seine Begabung und seine stets bewährte Treue für Kaiser und Reich, und ersuchte ihn, da die Bestätigung seiner Wahl zur Zeit unmöglich sei, auf die Bürgermeisterstelle zu verzichten und dahin zu wirken, daß bald geordnete Zustände in der Wiener Gemeinde platzgreifen. Lueger antwortete, der Wunsch Seiner Majestät sei ihm ein Befehl, und er werde zur Zeit auf die Bürgermeisterwürde verzichten.

So endete plötzlich und in ganz ungeahnter Weise der Conflict zwischen Volk und Regierung. Obwohl die Antisemiten ihren Lieblingsgedanken, Dr. Lueger, den Vertrauensmann des Volkes, auf dem Bürgermeisterstuhl zu sehen, nicht verwirklichen konnten, so bedeutete der Ausgang der schwierigen Frage für sie doch ganz entschieden einen Sieg über die Regierung. Vor der Regierung haben sie sich nicht gebeugt; es bedurfte einer höheren Autorität, um sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Was aber für die Antisemiten ganz besonders in die Wagschale fällt, ist, daß die von der judenliberalen Partei so oft gemachte Anschuldigung, die Antisemiten seien nicht loyal, und der Kaiser werde deshalb niemals dulden, daß eine solche Partei an die

Spitze der Gemeinde trete, nun von Allerhöchster Stelle widerlegt erscheint.

Die Judenliberalen waren daher über die kaiserliche Audienz ganz außer Fassung. Sie drohten bereits dem Grafen Badeni, zur Opposition überzugehen, überlegten aber noch rechtzeitig den unbedachtsamen Schritt und ließen es bei einem geheimen Grollen bewenden. Viel lieber hätten sie die Autonomie Wiens zugrunde gehen, als die Antisemiten ins Rathhaus einziehen gesehen; so groß ist ihre Liebe zur Freiheit, die sie immer im Munde führen.

Neuwahl des Bürgermeisters.

Mit dem Rücktritte des Dr. Lueger war die Bürgermeisterstelle wieder frei geworden, und es wurde schon nach wenigen Tagen eine Neuwahl ausgeschrieben. Die Antisemiten wählten nun einstimmig den Gemeinderath Strobach, der während des Interims Beirath gewesen und daher in allen Gemeindeangelegenheiten erfahren war, zum Bürgermeister, und bald darauf erfolgte die kaiserliche Bestätigung.

Am 20. Mai erschien der Statthalter Kielmansegg im Rathhause, um die Beeidigung des neugewählten Bürgermeisters vorzunehmen. Er richtete eine Ansprache an den Gemeinderath und legte ihm Gerechtigkeit und Achtung der Mitbürger ohne Rücksicht auf deren Parteistellung oder Confession ganz besonders ans Herz, denn nur dadurch sei ein gedeihliches Wirken des Gemeinderathes ermöglicht. Eine solche Ermahnung in dem Munde Kielmanseggs nimmt sich höchst seltsam aus. Wo war denn Graf Kielmansegg damals, als die Liberalen in dem Gemeinderathe ihre Misswirtschaft trieben und die Antisemiten, die bereits mehr als ein Drittheil ausmachten, von allen Ämtern ausgeschlossen hatten? Wo war damals sein Gerechtigkeitssinn, wo

seine Achtung der Mitbürger? Hat nicht gerade Kielmansegg als Statthalter stets offen Partei für die Judenliberalen ergriffen? Hat er nicht in Klosterneuburg, wohin er in der Eigenschaft als Statthalter von Niederösterreich geladen worden war, bei einem Bankett gegen die Antisemiten gedonnert? Also Unparteilichkeit verlangen die Judenliberalen wohl von ihren Gegnern, aber ihnen selbst fällt es beileibe nicht ein, unparteiisch zu sein.

Bürgermeister Strobach fand aber auch die richtige Antwort, um dem Statthalter heimzuleuchten, indem er hervorhob, dass der Wunsch des Statthalters, die Gemeinderäthe aller Parteien möchten in ehrlichem Bemühen zum Wohl der Kaiserstadt sich vereinigen, bei seinen Freunden und bei ihm keinen Gegner finden werde; hätten sie doch das traurige Beispiel vor Augen, wohin eine einseitige Parteiherrschaft führe.

Wahl der Vice-Bürgermeister.

Bei der Vicebürgermeister-Wahl gieng Dr. Lueger als erster und Dr. Neumayer als zweiter Vice-Bürgermeister hervor. Letzterer ist der Vertreter der Deutschnationalen, die ungefähr ein Drittel der Antisemiten ausmachen. Da die Liberalen nicht einmal ein Drittel des Gemeinderathes besaßen, so forderte es die Gerechtigkeit keineswegs, ihnen eine Vicebürgermeister-Stelle zu überlassen. Anders war es bei den Herbstwahlen, wo die Liberalen gerade mit einem Drittel im Gemeinderath vertreten waren, und die vielverlästerten Antisemiten hatten Gerechtigkeitsgefühl genug, ihnen damals eine Vicebürgermeister-Stelle anzubieten.

So zogen endlich nach einem langjährigen, schweren Kampfe die Antisemiten als Sieger ins Rathhaus ein. Einen so plötzlichen Umschwung der Dinge hatten selbst

die hoffnungsseligsten Anhänger nicht zu hoffen gewagt, denn der Kampf wurde mit sehr ungleichen Mitteln geführt. Die Macht des Geldes, größtentheils von den Juden gegeben, war auf Seite der liberalen Partei, die Abhängigkeit des Kleingewerbes wurde von den Großindustriellen gewissenhaft zur Wahlerpressung im liberalen Sinne ausgenützt, die Behörden trugen redlich das ihrige bei, um das sinkende Schiff des Liberalismus über Wasser zu halten und das am Steuerruder sitzende Judenthum zu schützen.

Im antiliberalen Lager war nur ein ganz unbedeutender Wahlfonds, größtentheils das Scherflein der Armen von der Hauptstadt und der Provinz; dafür aber herrschte hier die Macht des überzeugenden Wortes, das die Massen hinreißt, Begeisterung, Ausdauer und Opfermuth für den Kampf zur Befreiung des christlichen Volkes aus der Knechtschaft der Juden und ihrer Söldlinge, was alle gegnerischen Anstrengungen zuschanden machte.

Das Wiener Volk ist aus einem langjährigen Schlaf endlich erwacht; es ist aufgeklärt über die Ursachen des wirtschaftlichen Niederganges. Es handelt sich nicht um eine Unterdrückung der Juden, sondern — soweit ist es in Österreich gekommen! — um die Gleichberechtigung des christlichen Volkes mit den Juden, der Kinder des Landes mit den Fremdlingen. Jedermann weiß, dass die österreichischen Gesetze die Juden zum Nachtheile der Christen bevorzugen. Daher kein Wunder, wenn wir die Juden von allen Seiten nach Österreich strömen sehen, und besonders nach Wien, weil sie dort das gelobte Land und ihre heilige Stadt Jerusalem finden. Seit dem Jahre 1830 hat sich die Zahl der Juden in Wien vervierfacht.

Ein Beispiel von der Bevorzugung der Juden ist Folgendes: Als vor einigen Jahren in Graz und in Wien

die schlagenden Burschenschaften die katholischen Studentenverbindungen, die sich grundsätzlich nicht schlagen, verfolgten, da hatte weder der Rector der Universität, noch der Minister missbilligende Worte; als aber die Wiener antisemitischen Studenten die Juden für satisfactionsunfähig erklärten, da stieß Israel in die Posaune, und sofort hörten es der Cultusminister und der Rector. Die Studentenverbindungen wurden aufgelöst und mehrere Studenten ausgeschlossen.

Verfall der liberalen Partei.

Nach dem Sturze des Coalitionsministeriums Windischgrätz hatte sich der Finanzminister Plener, der langjährige Führer der Linken, vom politischen Schauplatze zurückgezogen und mit einer fetten Pfründe begnügt. In neuester Zeit verließ auch Sueß das sinkende Schiff, und ihm folgten bald Wrabetz und Roske; mit diesen schieden die officiellen Geschäftsträger der Juden aus der Linken. Die Juden zogen ihre ausgesprochenen Vertreter zurück, um auf die Linke einen Druck auszuüben, damit sie noch entschiedener für das Judenthum Stellung nehme; das hindert jedoch das Kleeblatt nicht, die maßgebenden Factoren der Partei zu bleiben. Dass es mit der liberalen Partei reißend abwärts geht, können sich auch ihre Mitglieder nicht mehr verhehlen. Der Name „judenliberal" hat heutzutage einen schlechten Klang. Deshalb schlug Dr. Ruß in einer Partei-Versammlung in Aussig eine Firma-Änderung vor: man solle sich zu einer „Deutschen Partei" zusammenthun, und diese Partei müsse eine recht große werden. Doch wird dieser Firmawechsel bei niemandem verfangen, eingedenk des Sprichwortes: „Der Fuchs wechselt den Pelz, er bleibt aber der alte."

Klärung im antiliberalen Lager.

Wie schon erwähnt, besteht die antisemitische Partei aus den Christlich-Socialen und Deutschnationalen, welch letztere wieder verschiedene Parteischattierungen aufweisen. Darunter befinden sich die Anhänger Schönerers mit extrem-deutschen und antidynastischen Bestrebungen. Ein Sieg über die erbgesessenen Judenliberalen war nur durch enges Zusammenschließen aller antiliberalen Elemente zu erzielen, und der Volksmann Lueger verstand es, alle Parteien zusammenzuhalten und gemeinsam gegen den Feind zu führen. Doch kaum war die Schlacht geschlagen und der Sieg erfochten, so begann die Zwietracht im eigenen Lager. Der Redacteur der „Ostdeutschen Rundschau" (Organ Schönerers) berief eine Versammlung ein, zu welcher auch viele Christlich-Sociale, darunter auch ihr Führer Lueger, erschienen waren. In dieser Versammlung wurde den Antisemiten überhaupt, den Christlich-Socialen insbesonders der Vorwurf gemacht, dass sie „die antisemitische Bewegung in clericales Fahrwasser bringen wollten", und der Redacteur Wolf und der Landtags-Abgeordnete Pacher schimpften über Jesuitenfreundlichkeit, Verclericalisierung u. s. w. Dr. Lueger ergriff das Wort und sagte, er lasse allen die volle Freiheit, auf die Berge zu gehen und ihren Wotan zu verehren, er müsse aber fordern, dass man auch seine religiöse Überzeugung achte. Darüber entstand großer Lärm unter den Heilobrüdern (Name der Schönerianer) und einige erfrechten sich, zu rufen: „Werft die Bierkrügeln hinunter!" (von der Gallerie). Lueger wurde von seinen Freunden in die Mitte genommen und so verließ er den Saal.

Den Judenliberalen und auch der Regierung war dieser Vorfall willkommen, indem sie darin ein Ereignis

von großer Tragweite erblickten, ein Vorzeichen des Verfalles der antisemitischen Partei. Doch sollte es anders kommen. Der weitaus größte Theil der Deutschnationalen missbilligte diese Vorgänge in den schärfsten Ausdrücken und sie erklärten, dass sie mit diesen Störefrieden nichts gemein hätten. So waren also die Heilobrüder mit ihren Bestrebungen von den Deutschnationalen selbst abgewiesen worden. Die Sache brachte aber auch etwas Gutes, insofern die Schwäche der Heilobrüder offenkundig wurde und eine Scheidung der christlichgesinnten Deutschnationalen von den Wotans-Anbetern eintrat.

Wahl der Stadträthe.

Den Mitgliedern des Gemeinderathes liegt die Aufgabe ob, aus ihrer Mitte 22 Stadträthe zu wählen. Da sie mit einfacher Majorität gewählt werden, so lag das Schicksal der Liberalen ganz in den Händen der Antisemiten. Weil aber diese nicht Unrecht mit Unrecht vergelten wollten, beschlossen sie einstimmig, sechs Mandate den Liberalen zu überlassen, jedoch mit der Bemerkung, dass sie für die Durchbringung eines Juden keine Garantie übernehmen könnten, man möge daher von einem solchen Vorschlag absehen. Trotzdem aber stellten die Liberalen den Juden Stiaßny als Candidat auf, was einer Herausforderung der Antisemiten gleichkam; diese hätten ihren Grundsätzen entgegen dem Juden Stiaßny ihre Stimme geben sollen. Stiaßny wurde nicht gewählt, und das bewog die Liberalen, auf die Stadtrathsstellen überhaupt zu verzichten, worauf an ihrer Stelle sechs Antisemiten gewählt wurden. Durch dieses Verhalten bei der Stadtrathswahl ist wieder einmal recht deutlich geworden, in wessen Sold die Libe-

ralen stehen, dass sie nur eine Judenschutztruppe sind: „Entweder ein Jude in den Stadtrath, oder niemand von uns!"

* * *

So liegt endlich nach langem Ringen und Kämpfen der Liberalismus, der Feind des christlichen Volkes, dieser Drache, der das Land verwüstet, auf den Boden hingestreckt. Das christliche Volk erwacht aus seiner Betäubung und traut kaum seinen Augen; denn der Lindwurm, dessen giftiger Hauch ihm die Besinnung raubte, liegt nun röchelnd in seinem Blute. Lueger ist der Held, der ihn bezwungen.

I.

Österreich.

Ursprung und Anfang des österreichischen Antisemitismus.

Im Monate November 1893 starb im Greisenasyl zu Währing, einer kleinen Vorstadt Wiens, ein Mann im Alter von 80 Jahren. Sobald sein Ableben bekannt wurde, widmeten ihm sämmtliche Zeitungen der Monarchie Artikel theils verherrlichenden, theils vervehmenden Inhalts, und auch die reichsdeutsche Presse stimmte in dieses disharmonische Concert einander entgegenstehenden Lobes und Tadels mit ein. Bei seinem Leichenbegängnis sah man eine glänzende Elite von Cardinälen, Prälaten, Politikern, Publicisten, Edelleuten und Bürgern die letzten Ehren demjenigen erweisen, der sein Leben in der Mitte der Armen beschloss. Der Gegensatz zwischen diesen ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen und diesem bescheidenen Sarge bot reichen Stoff, um die Fremden in Erstaunen zu setzen; die Eingeweihten aber waren durchaus nicht überrascht. Diese wussten, dass der Verstorbene einer der berühmtesten Männer Österreichs war, ein mächtiger Agitator, der mehr als einmal das Land aufgerührt hatte, ein tüchtiger Jour-

nalist, ein satirischer Dichter, dessen Prosa sowohl als Poesie einen bedeutenden Einfluss auf die Geschichte des österreichischen Katholicismus geübt hatten.

Dieser Mann, dieser Dichter war Sebastian Brunner, der Begründer der katholischen Journalistik in Wien, der Verfasser des „Nebeljungenliedes"; dieser Mann war derjenige, den man einst den Hammer der Bischöfe nannte.

Einer seiner Biographen, Monsignore Scheicher,[1] hat ihn mit noch größerer Berechtigung einen Mann der Vorsehung genannt! Brunner war in der That ein Mann der Vorsehung; denn Gott scheint ihn eigens dazu erkoren zu haben, um Österreich dem josefinischen Staatskirchenthum zu entreißen und die religiöse und sociale Wiedergeburt vorzubereiten, die sich langsam an den beiden Ufern der Donau entwickelte. Er bildete gleichsam den Schlussstein einer alten und zugleich den Vorläufer einer neuen Epoche, deren Mitbegründer er vor allem selbst geworden.

Um das gegenwärtige katholische Österreich gehörig zu begreifen, muss man die Thätigkeit und Rolle Sebastian Brunners um die Mitte dieses Jahrhunderts richtig beurtheilen. In den folgenden Zeilen werden wir bestrebt

[1] Monsignore Scheicher, der noch bei Lebzeiten Brunners eine vorzügliche Biographie des Verfassers veröffentlichte, hat zumeist nur die langen Bruchstücke besagter Memoiren wiedergegeben. Außer diesen Memoiren und den Büchern Sebastian Brunners haben wir mehrere Werke über Österreich benützt. Gewisse Details wurden uns von einem unserer Freunde in Österreich an die Hand gegeben, einem jungen gelehrten Benedictiner, der jeden Winter einige Monate in der Nationalbibliothek zubringt. Derselbe war bereit, mich bei Brunner einzuführen. Der gefeierte Dichter hatte seine gütige Zustimmung hiezu gegeben. Leider hat dessen Tod mein Vorhaben, ihn zu besuchen, vereitelt.

sein, diese Rolle, wenn nicht wieder in frische Erinnerung zu bringen, so doch mindestens anzudeuten, besonders in Hinsicht dessen, wie er sich als ein Mann der Vorsehung zeigte.

Diese unsere Aufgabe wird uns durch den Dichter selbst wesentlich erleichtert. Er hat uns einen wichtigen Theil seines Lebens in seinen äußerst interessanten Memoiren verzeichnet und es genügt daher vor allem, diese zurathe zu ziehen. Andererseits findet sich die Erzählung seiner Kämpfe in seinen zahlreichen Werken, sowie in der Sammlung der von ihm herausgegebenen Zeitung. Wir brauchen also nur diese doppelte Serie seiner Arbeiten wieder zu lesen, um unserer Aufgabe gerecht zu werden.

Erstes Capitel.

Kindheit Sebastian Brunners.

Im Jahre 1847 stellte sich ein Wiener Vorstadt-Kaplan seinem Erzbischof vor und bat ihn um die Erlaubnis, eine katholische Zeitung herausgeben zu dürfen. Er begründete diesen Schritt und rechtfertigte sein Project, indem er in den lebhaftesten Farben den unerbitttlichen Krieg schilderte, den die Freidenker gegen die Religion führten und die Ohnmacht hervorhob, zu der sich die wahren Gläubigen verurtheilt sahen. „Die Angriffe," sagte er, „mehren sich von Tag zu Tag und in allen Formen; wir brauchen eine christliche Zeitung, um dieselben abzuwehren, die zugleich als Actions-Centrum für die Vertheidiger der Wahrheit zu dienen hätte." Der Kirchenfürst, so milde wie sein Name (er hieß Milde), hörte mit liebenswürdigem Lächeln die Rede des jungen Schriftstellers an und folgende Worte kamen über seine Lippen: „Ich willige gerne in die

Begründung Ihres Blattes, jedoch unter der Bedingung, daſs Sie mir im vorhinein alle Artikel übergeben, die Sie von jetzt ab innerhalb drei Jahren veröffentlichen wollen."

Nach diesem sonderbaren Bescheid zog sich der künftige Journalist (es war Brunner) natürlicherweise zurück und wartete den Augenblick ab, daſs ihm die Vorsehung die Feder in die Hand gäbe, ohne daſs er es nöthig hätte, den Erzbischof um Rath zu fragen.

Viele Jahre nachher trat eines Tages ein Priester schon vorgerückten Alters in eines der bestbesuchten Wiener Bierhäuser ein und nahm an einem Tische Platz. Neben ihm saſsen drei Jünglinge, deren krumme Nasen semitischen Ursprung verriethen und die natürlich nicht ermangelten, ihn zur Zielscheibe ihrer blöden Witze zu machen. „Kennst du diesen Pfaffen?" höhnte der eine, laut genug, um von den Nächstsitzenden gehört zu werden. Der bis dahin unbeweglich verbliebene Priester erhebt sich mitten in diesem andächtigen Schweigen und, gerade auf die Spötter losgehend, sagt er zu diesen gewendet: „Ich bin Sebastian Brunner, und ihr," fügte er schelmischen Tones hinzu, „ihr seid drei schäbige Juden." Bei diesen Worten durchbrauste ein ungeheures Gelächter den Saal und die drei Kinder Israels, deren Gesichter so roth wie ihre Haare wurden, beeilten sich zu verduften, beschämt und wüthend, daſs die Lacher diesmal auf Seiten der Kutte waren.

Diese beiden Züge aus dem Leben des Dichters sind charakteristisch, indem sie zugleich die Kämpfe symbolisieren, die er dreißig Jahre lang zu bestehen hatte. Zugleich den blinden Eigensinn des josefinischen Episkopates besiegen und der antireligiösen Frechheit der österreichischen Juden die Stirne bieten, das war in der That die Hauptaufgabe, die sein ganzes Leben erfüllte.

Der originelle Dichter, dessen Silhouette wir soeben betrachteten, wurde am 10. December 1814 in Wien geboren. Sein Vater verzeichnete dieses Ereignis in einem Notizbuch und in rührend gläubigem Tone setzte er neben dem Datum den folgenden Spruch des Psalmisten: „Faciem tuam illumina super servum tuum et doce eum justificationes tuas.“ — „O Herr, lass Dein Antlitz über Deinem Diener leuchten und lehre ihn Deine Gebote.“ Dieses Citat setzt sowohl die Kenntnis des Lateinischen, als auch die häufige Lectüre der Bibel voraus. In der That hatte Jakob Brunner, Seidenfabrikant am Schottenfeld, am Gymnasium studiert und einen Augenblick den Wunsch bekundet, Priester zu werden. Die Verhältnisse entschieden jedoch anders; obwohl er aber kein Geistlicher wurde, blieb er sein ganzes Leben hindurch ein guter und eifrig gläubiger Christ.

Übrigens war dieser Standpunkt der ganzen Familie des kleinen Sebastian gemeinsam: sein Großvater väterlicherseits, ein alter Goldschmied, war von den Predigten des berühmten Augustiner-Mönches Abraham a Sancta Clara entzückt. Bei jeder Gelegenheit citierte er die Wortspiele, die Witze, die Anekdoten dieses humoristischen Predigers. Der herrliche Greis ahnte nicht, dass sein Enkel den Schwung und Geist seines Lieblings-Schriftstellers erben würde.

Auch mütterlicherseits fand Sebastian eine Familie, in der die Religion die Grundlage aller häuslichen Tugenden bildete. Bei diesen alten reichen Bürgern hatte der alte Glaube noch nichts von seiner einstigen Lebendigkeit verloren. Zwar hatte der Josefinismus das Haupt der Kirche verdorben und den Hirtenstab Männern in die Hand gegeben, die entweder unfähig oder unwürdig waren, den-

selben zu tragen. Weit entfernt davon, wahrhaft apostolische Seelen zu sein, waren die meisten Bischöfe träge Werkzeuge der Laien-Bureaukratie, dem christlichen Leben des Volkes fremd oder gleichgiltig gegenüberstehend, eher besorgt, dem Kaiser zu gefallen, als ihre hohe Sendung zu erfüllen. Aber Gott ließ nicht zu, dass der Skepticismus oder die Schwachheit dieser Regierungs-Prälaten den Gläubigen selber Schaden zufüge. Bei Beginn des Jahrhunderts fand man in Österreich, trotz der rationalistischen Erziehung in den Seminarien und trotz der häufigen Lauheit der Bischöfe viele brave Priester, die in den breiten Volksschichten gute katholische Gesinnung zu pflegen und zu erhalten wusten. Erst später und nur langsam drang der religiöse Indifferentismus in die Volksmassen ein. Die früheste Kindheit Brunners fand diese traurigen Folgen des josefinischen Systems noch nicht vor; er wuchs vielmehr in einer echt katholischen Atmosphäre heran. Einer seiner Großonkel war Kapuziner; eine seiner Tanten gieng ins Kloster und verließ dasselbe erst auf ausdrückliche Weisung des Wiener Erzbischofes, der es ihr zur Pflicht machte, bei ihren alten Eltern zu verbleiben.

Bei solchen Eltern und in einer solchen Familie konnte die Erziehung nicht anders als durchaus christlich ausfallen. Dem kleinen Sebastian wurden die besten Grundsätze eingeflößt. Bei alldem aber war er sehr geräuschvoll, lebhaft und zweifelsohne auch ein wenig undisciplinirt. Sei dem wie immer, der Tag kam endlich heran, wo man ihm zurief: „Nun musst du bald zur Schule, da wird es aus einem andern Loch pfeifen und Frau Embler wird die Aufgabe haben, dich zu bessern.“ „In meiner überspannten Phantasie,“ so erzählt er später, „stellte ich mir die Schule als eine Art Hölle oder zumindest als einen

ungemüthlichen Ort vor und Frau Embler, die Instituts-Vorsteherin, erschien mir als der Schrecken der Schrecken ... In der Stunde des Verhängnisses setzte ich der Köchin und der Magd, den beiden Amazonen, die mich zur Schule geleiten sollten, einen verzweifelten Widerstand entgegen. Ich wurde buchstäblich zum Tempel der Musen geschleppt und als Opfer dem Moloch der Wissenschaft dargebracht."

Glücklicherweise hatte die Einbildungskraft übertrieben, wie dies immer der Fall ist; der kleine Schelm ergab sich endlich in sein tauriges Schicksal und fand es sogar minder traurig, als er sich's gedacht hatte. Herr und Frau Embler waren Typen, die unseren künftigen Satiriker interessierten und amüsierten und er verstand es bald, die lächerliche Seite beider herauszufinden. Auch fand er Kameraden, denen er die endlosen Erzählungen mittheilen konnte, die seiner sprudelnden Phantasie entsprangen. Diese kleine Welt stand im Zauber der Beredsamkeit dieses jungen Erzählungs-Künstlers und ihre Beifallsbezeugungen regten ihn unaufhörlich zu neuen Schöpfungen an. Sehr oft wurden die Schulstunden zu dieser vorbereitenden Arbeit verwendet und während Frau Embler die Schönheiten der vier Rechnungsarten und die Geheimnisse der deutschen Conjugation erklärte, schweifte Sebastian lustig ins Blaue, weit, weit von der schwarzen Tafel weg. Hierüber seufzte die Lehrerin. „Was ist zu machen," sagte sie, „diesem Knaben fehlt der Geist; er thut nichts als schlafen, er ist ein Schläfer. Das Rechnen geht noch an, aber im deutschen Aufsatz ist er der letzte in der Classe." „Von den epischen Dichtungen, die am Geiste des kleinen Träumers schon damals vorüberzogen, konnte sie freilich keine Ahnung haben!" fügen die Memoiren hinzu. Übrigens giengen derlei Vorwürfe dem jungen Philosophen keines-

wegs nahe. In jeder Erholungspause nahm er seine Geschichten wieder auf und man hörte ihm mit so gespannter Aufmerksamkeit zu, dass er die Bemerkungen der Frau Embler nicht beachten zu müssen glaubte. Bisweilen erlaubte er sich sogar gegen sie (natürlich in deren Abwesenheit) Betrachtungen, die durchaus nicht geeignet waren, den pädagogischen Ruhm der „Pythia" zu erhöhen. „Die Alte hat gut reden", flüsterte er seinen Mitschülern zu und die Kühnheit dieser Opposition brachte ihm die Bewunderung der ganzen Classe ein.

Noch unterhaltender als diese Erholungsstunden waren die freien Tage und die Ferien. Freiheit und Bewegung sind ja so süße Dinge für ein junges Wesen, dem die Schul-Tyrannei so viele lange Stunden der Ruhe auferlegt! Wegen seiner angeborenen Lebhaftigkeit war Sebastian ein leidenschaftlicher Liebhaber der Freiheit, und an Tagen, wo er die Schule vergessen konnte, war er außer sich vor Freude. Seine Eltern, denen ihre Wohlhabenheit dies gestattete, führten ihn gewöhnlich aufs Land, wo er sich unter dem Zauberspiel der Natur an der Poesie berauschte. Er berichtet uns mit einem Zug rückblickender Melancholie, wie er bei der Rückkehr von seinen Vergnügungs-Touren in der Schule bei der bloßen Erinnerung an die Bäche, Wiesen und Wälder, die in seinem Kopfe wirbelten, weinte. Wie ihm alles traurig, düster, staubig bei Frau Embler vorkam! Der in ihm schlummernde Dichter sehnte sich zurück nach dem Grünen und dem Leben in der freien Luft.

Von Zeit zu Zeit begab er sich mit seiner Mutter zu den Großeltern mütterlicherseits, die in Nieder-Fladnitz, einer Ortschaft zwölf Stunden von Wien, in der Richtung nach Mähren, wohnten. Das war wirkliches Land, mit großen Wäldern und Teichen, in denen sich die dunklen

Tannen abspiegelten. Brunner hat nach 40 Jahren beim Wiederauffrischen dieser Erinnerungen alle seine kindlichen Eindrücke in wunderbarer Weise wiedergefunden und die Zeilen, in denen er dieselben festzuhalten wusste, sind so köstlich, dass man nicht müde wird, sie wieder zu lesen. „Fladnitz war mein Eldorado, ich habe daselbst die glücklichsten Tage meines Lebens verbracht!“ Alles erfreute und entzückte den jungen Städter, der auf dem weiten Besitzthum seiner Großeltern seine glückliche Ferienzeit verlebte. Der Speicher mit seinen zahlreichen alten Sachen, der Stall, in dem prächtige Rosse wieherten, der große Hund, der das Kind mit seinen Zärtlichkeits-Bezeugungen überhäufte, die Gänse und Hühner im Hühnerhof, der Obstgarten mit seinen zahllosen Obstbäumen: der Schüler Frau Emblers lief von einem Ort zum andern mit einem Fieber, das noch nachträglich seine Erzählungen durchzittert.

Der Tag wurde wunderbar ausgefüllt und erwies sich stets als zu kurz. Sobald der Abend hereinbrach, erwartete unsern Sebastian ein ganz besonderes Vergnügen, denn nun läutete es zum englischen Gruß. Läuten! dieses Wort allein erweckte in ihm eine Welt von Poesie. Sich in unmittelbarer Berührung mit den Glocken finden, ihre heftigen Schwingungen hören und fühlen, die verzweifelte Bewegung ihrer Klöppel und die harmonische Schwingung einer jeden „Scheltbase“ mitansehen, — welches Glück käme diesem gleich? Sebastian liebte die Glocken so sehr, dass diese Leidenschaft ihn zu seiner ersten — und auch letzten — Sünde der Simonie verleitete. Er hatte dem befugten Glockenläuter seiner Pfarre Birnen und Äpfel gegeben, damit er ihm das Recht einräume, ihn an der Glocke zu vertreten. In Fladnitz begleitete ihn gewöhnlich der Sohn des Schullehrers zur Kirche und bei dieser Ge-

legenheit wußte er diese naive Landpomeranze durch die Erzählungen von den Wundern der Hauptstadt zu verblüffen. Die Kirchen, die Thürme und besonders die Glocken Wiens nahmen phantastische Dimensionen an. Der kleine Kamerad von Fladnitz betrachtete mit Bewunderung den glücklichen Sebastian, der trotz seines jungen Alters schon so viele schöne Sachen gesehen hatte. Die große Glocke zu St. Stephan, „die von zwölf Burschen geschwungen wird", dürfte mehr als einmal den gesunden Schlaf dieses harmlosen Bauernjungen gestört haben.

In Wien that Sebastian, dessen fruchtbare Phantasie unerschöpflich war, das Gegentheil; er pries seinen Freunden die außerordentlichen Dinge, die er in Fladnitz gesehen hatte: Die Irrlichter, die des Abends auf den Teichen spukten, die schrecklichen Räuber, die dem Reisenden mitten im Walde auflauerten, die Vogelnester, die überall ihre farbigen Eier ausbreiteten, die großen Jagden mit Hunden fast so groß wie die Wiener Pferde, die Äpfel, die ihre rosigen Wangen in der Sonne wärmten und nur auf das Gepflücktwerden warteten! Mit solchen Erzählungen feierte er Triumphe und weidete sich am Anblicke der über Gebür sich erweiternden Pupillen dieser kleinen Wiener, über die er sich um so herzlicher lustig machte, als sie sich so gerne auf die Kritiker der „Alten" (der Lehrerin) hinausspielten.

Was er ihnen aber sorgfältig vorenthielt, war die Erzählung eines Streites, der ihn beinahe mit der Großmutter entzweit hätte. Die Schlossbesitzer von Fladnitz besaßen das Monopol des Tabak- und Salzverkaufes. Nun schlich sich ihr Enkel in den Laden, um zu sehen, wie diese Ware verkauft wird, und als er eines Tages zufällig allein blieb, beeilte er sich, die Kunden zu bedienen. Wer ein Päckchen Tabak verlangte, erhielt ein zweites als

ermuthigende Daraufgabe, wo eine Tabakdoſe zur Hälfte gefüllt werden ſollte, wurde dieſelbe vollgeſtopft, die kleinen Mägdelein, die nur ein Pfund Salz bezahlten, erhielten das Dreifache. Dieſe neuartige Methode zog natürlich eine Menge Kunden herbei, die von der Großmutter nicht unbemerkt blieben, und es bedarf wohl kaum hervorgehoben zu werden, daſs ſie den neuen Verſchleißer verjagte und daſs von da ab Sebaſtian das Allerheiligſte des Ladens nicht mehr betreten durfte. Zuerſt hatte ihn das Abenteuer ein wenig verſtimmt, denn er glaubte, Dank verdient zu haben wegen ſeiner großartigen Belebung des Geſchäftes, aber er faſste ſich raſch und kehrte willig und ſonder Groll zu ſeinen Spielen und Vergnügungen zurück.

Leider geht alles in der Welt zu Ende und beſonders ſchnell die Ferienzeit. Nun hieß es nach Wien zurückkehren und ſeinen Platz unter dem Scepter der Frau Embler wieder beziehen. Abſchied und Abreiſe entriſſen ihm jedesmal die heißeſten Thränen, denn er liebte ſo ſehr die Großeltern, den großen Hund, die Schmetterlinge, die gehörnten Käfer und den Obſtgarten, während andererſeits die Schule mit ihren ewigen Plagen ihm ſo viel Schauder einflößte! Aber in dieſem Alter trocknen raſch die Thränen; Sebaſtian gewöhnte ſich von nun ab an Frau Embler und als man ihn kurze Zeit nachher in die Vorbereitungsſchule gab, verſtand er es wieder, ſich unter ſeinen neuen Mitſchülern ein Anſehen zu verſchaffen.

So rückte das zwölfte Lebensjahr heran und nun hieß es in Betreff ſeiner einen Beſchluſs faſſen. Soll er ſich dem Seidenfach widmen oder das Gymnaſium beziehen? Als kluger Mann neigte der Vater zu letzterem hin. „Einige Gymnaſialjahre werden nicht ſchaden und wenn's ihm da nicht gefällt, hat er noch immer Zeit, etwas anderes an-

zufangen.“ Sebastian trat also ins berühmte von den Benedictinern geleitete Schotten-Gymnasium ein.

Die ersten zwei Jahre fielen ziemlich mittelmäßig aus; der kleine Student zog die Spiele, den Schmetterlingfang, die tolle Jagd allen Schönheiten der lateinischen Classiker vor. Er haspelte sein nothwendiges Pensum ab und widmete den Rest der Zeit theils dem wirklichen Leben, theils den Träumen. Dann erwachte urplötzlich das heilige Feuer: er fand Geschmack an der deutschen Literatur und an fremden Literaturen, und es gelang ihm in wenigen Jahren, eine riesige Anzahl von Bänden zu verschlingen: durchschnittlich las er deren täglich mindestens zwei, sobald er seine Schulaufgaben fertig hatte. Nicht allein Goethe, Schiller, Hauff, Kotzebue, sondern auch Lessing, Herder, Tieck, Grillparzer, Seume gehörten zu seiner Lectüre. Was die fremde Literatur betrifft, so war es vor allem die englische, für die er sich begeisterte; weniger gefielen ihm die französischen Tragiker, die er, verglichen mit Shakespeare, fad und schwülstig fand. Shakespeare bildete seine Lieblings-Lectüre. Die Hauptdramen desselben kannte er nahezu auswendig und diese Leidenschaft für den großen Briten bewahrte er sein Leben lang. Trotz dieser Vorliebe jedoch vernachlässigte er auch die andern Literaturen nicht: Dante, Tasso, Ariosto, Camoens und Calderon standen gleichfalls auf seinem Programm. Dieser „Schläfer“ brachte es also fertig, fünf fremde Sprachen zu bemeistern und dann bisweilen an den homerischen Kämpfen theilzunehmen, welche die Schüler seines Gymnasiums mit denen einer benachbarten Schule auszufechten hatten. Herzhaft ausgetheilte und muthig empfangene Faustschläge schienen den Studien keinen Eintrag zu thun. Diese lebendigen Tragödien mochten vielmehr dazu dienen, die geschriebenen Dramen zu „beleuchten“.

Mit sechzehn Jahren trat Brunner in die Humaniora, woselbst begabtere Schüler Trauerspiele zu verfassen und Epopeen von der Länge der „Mahabharata" vorzubereiten pflegen. Am Schotten-Gymnasium wüthete das poetische Feuer gerade in seiner Classe in fürchterlicher Weise: neben dem Club der künftigen Schauspieler gab es da auch einen Dichterclub. Brunner interessierte sich lebhaft für den erstern und bildete eine der festesten Säulen des letztern, in dem Stolz und Eitelkeit (in Ermangelung des Talentes) schwindelnde Höhen erreichten. Ein Mitschüler erklärte mit vollkommener Zuversicht, dass sein soeben fertig gewordenes Heldengedicht ihm die Palme der Unsterblichkeit sichere; ein anderer — ein Sohn Israels — wiederholte unablässig: „Meine Lebensaufgabe wird die Erlösung meines Volkes bilden."[1] Ein Dritter recitierte jedem Erstbesten seine Verse in der Überzeugung, dass seine Hörer vor Behagen sich wälzten, während sie in Wirklichkeit vor Lachen erstickten.

Hand in Hand mit dieser Gedichtemacherei gieng der Cultus, die Vergötterung der Koryphäen der deutschen Literatur. Goethe war der Gott dieser ruhm-, tabak- und biertrunkenen Jugend. Man hörte nicht auf, von ihm zu sprechen. „Ich hätte", sagte Brunner, „sein Secretär oder sein Abschreiber sein mögen." — „Ich hätte mich damit begnügt, sein Kammerdiener zu werden", fügte ein anderer hinzu. „Wie wäre ich glücklich," seufzte ein bescheidenerer Anbeter, „wenn ich nur sein Arbeitscabinet sähe, wenn ich den Lehnstuhl küssen könnte, auf den er sich setzt." So weit verstieg sich Brunners Lyrik allerdings nicht und tagsdarauf machte er sich über seinen begeisterten Collegen in folgendem Vierzeiler lustig, den er in der Classe circulieren ließ:

---

[1] Er wurde pornographischer Zeitungsschreiber.

Ihm wäre zu küssen gar nichts zu schlecht,
Kein einziges Möbel des Goethe-Zimmers;
Er küsst' auch Goethes Stiefelknecht
Und küsst' ... am Ende noch was Schlimmers.

Dieser satirische Vierzeiler zog mehr als die langen Gedichte der andern Humoristen. Brunner versuchte sich oft in diesem Genie und geißelte mit erbarmungsloser Verve die Verbohrtheiten und lächerlichen Ansprüche seiner Mitschüler. Alle diese Dichter waren überzeugt, dass sie der Arbeit nicht bedürfen und dass das Talent allein ihnen genüge, damit sie des Lebens steilste Höhen erreichen. Sebastian nannte sie die „Zunft der Genies", und weit entfernt, dieselben nachzuahmen, widmete er sich jetzt mehr denn je angestrengtester Facharbeit. Bei Absolvierung seiner Gymnasial-Studien besaß er eine ungewöhnliche geistige Bildung und trotz der unheilvollen Weissagungen Frau Emblers, war der „junge Schläfer" im Begriffe, seinen Weg zu machen.

Zwei Jahre Lyceal-Studien sollten die Gymnasial-Laufbahn zum vollendeten Abschluss bringen. Im Jahre 1836 trat Sebastian aus dem Schotten-Gymnasium in das damals von den Piaristen geleitete Lyceum zu Krems über, um daselbst Philosophie zu studieren. Er fand die Güte, Festigkeit und Intelligenz seiner neuen Lehrer durchwegs zu loben; nichtsdestoweniger sehnte er sich nach Wien und seinen Angehörigen zurück. Auch die Philosophie, die dort gelehrt wurde, war eine solche, der er nur wenig Geschmack abgewinnen konnte. Diese Kantische Logomachie, in der sich damals der philosophische Unterricht in Österreich gefiel, widerstrebte seinem klaren Geiste. Die Schüler hatten dort das Handbuch des Monsignore Frint, Bischofs von St. Pölten. Dieses trockene, formelschwangere Buch enthielt

bloße Fragen ohne deren Antworten und muſste die jungen, zu Zweifeln hinneigenden Geiſter vollſtändig verwirren. Brunner ſtimmte es ganz traurig. Die ſchlecht verdaute Lectüre aus der Gymnaſialzeit hatte ein wenig ſeinen Glauben erſchüttert. Seine Sitten blieben rein, dank dem reinen Familienleben, und nach wie vor verrichtete er andächtig ſeine gewohnten Gebete; — aber der nagende Wurm des Zweifels ſetzte ſeine Wühlarbeit fort, ſo daſs der dortige philoſophiſche Unterricht den jungen Mann eher in die Arme des Zweifels trieb, anſtatt ihn denſelben zu entreißen. Er litt darunter und hatte doch nicht den Muth, den Spuren ſeiner Betrübnis nachzugehen und ſein Herz zu erforſchen.

Kam der Frühling und der Sommer, ſo waren es die häufigen Ausflüge, die ihn dieſen düſtern Nachbrütungen entriſſen. Allein oder mit irgend einem Kameraden unternahm er manch weiten Ausflug, um eine berühmte Abtei, ein Schloſs in Trümmern oder eine gebirgige Gegend zu beſuchen. Um dieſe Zeit reisten die katholiſchen Studenten in lateiniſchen Etappen, wie der Kunſtausdruck lautete, d. h. bei Einbruch der Nacht traten ſie ins erſte beſte Dorf, das ihnen in den Wurf kam und klopften an die Thür des Pfarrhauſes. Der Pfarrer bot ihnen eine einfache und herzliche Gaſtfreundſchaft, erzählte ihnen die Kunſtſtückchen ſeiner ſtudentiſchen Tapferkeit und wenn es Theologen waren, ſo weihte er ſie im Vorübergehen in die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des pfarrämtlichen Dienſtes ein. Ihrerſeits erzählten die Studenten dem Geiſtlichen von ihren Studien, ſo wie auch die tauſend heiteren Züge aus dem Studentenleben. Solche Geſpräche bildeten den Sonnenſtrahl, der das ſonſt ſo einſame Innere der Dorfpfarren erhellte. Am nächſten Morgen nahmen die

jungen Leute Abschied von ihrem Gastfreund und begaben sich auf eine neue Etappe, nicht ohne zur Wegzehrung die Rathschläge des Pfarrers, bisweilen sogar seine Küchenvorräthe, mitzunehmen. Herrliche Sitten, die einen Augenblick zum Frommen beider die freudige Überschwenglichkeit der Jugend und die gütige Nachsicht des Alters einander näher brachten.

Noch freigiebiger war die Gastfreundschaft in den Klöstern, und Brunner schildert uns die Besuche, die er den Abteien Göttweih, Langegg und Melk abstattete. Liest man seine Schilderung, so glaubt man gewissermaßen mit ihm diese Gänge durch die Wälder, diesen Frühlingsrausch, der die ganze Natur mit seinem Gesange belebt, nochmals mitzumachen, und am Ende des Tages den Gottesfrieden in der Klosterzelle und das Schweigen der langen Corridore, wo lebende Phantome herumirren, und den väterlichen Empfang der Mönche mit ihm wieder zu durchleben. Der junge Student genoss dieses Schauspiel in vollen Zügen. In Melk begegnet er einem Mönch, der gegen ihn ungemein liebenswürdig war und anlässlich dieser Begegnung enthalten seine Memoiren eine ganz richtige Bemerkung. „Die Liebenswürdigkeit des Priesters", sagte er, „machte einen vortrefflichen Eindruck auf die jungen Leute, die mit Recht betroffen sind, wenn sie bei einem Geistlichen ein düsteres, bekümmertes, träumerisches Aussehen wahrnehmen. Viele Geistliche glauben mit Unrecht, dass abstoßende Manieren vom ascetischen Leben unzertrennlich sind; ein derartiges Vorurtheil ist ein wahres Unglück.'

Auf diesen Ausflügen übten Menschen und Dinge auf Sebastian Brunner einen glücklichen Einfluss. Er kam nach Krems froher zurück, das Herz von Poesie geschwellt, und gesammelteren Geistes und frischeren Muthes machte er

sich wieder an seine Studien, die sich jetzt übrigens ihrem Ende näherten. Die Philosophie war absolviert und der junge Student war auf dem Punkte, die Bänke des Collegiums endgiltig zu verlassen. Was sollte er nun thun oder beginnen? Wohin sich wenden? Er fühlte sich völlig unentschlossen, ganz verlegen, ganz ungewiss in Hinsicht auf seine Zukunft. Gott musste ihn sozusagen selber bei der Hand nehmen, um ihn in den sichern Hafen zu führen.

Zweites Capitel.

Sebastian Brunner im Seminar.

Ungeachtet seiner christlichen Erziehung, der Redlichkeit seines Charakters und der Unschuld seiner Sitten, blieb Brunner nicht ganz von der Ungläubigkeit der Umgebung verschont, in der seine Schuljahre dahinflossen. Er kannte den bittern Zweifel, die innern Kämpfe und diese undefinierbare Enttäuschung, welche zum Stolze neigende Seelen vor der trostlosen Aussicht des Nichts ergreift. Wir haben gesehen, wie ihn seine Lectüre fast unvermerkt abgezogen hatte, und dazu kam, dass der religiöse Unterricht, den er von seinen Lehrern erhielt, nicht genügte, um die Trübungen seines Geistes zu zerstreuen. Er selbst erzählt in einem wunderbaren Capitel die verschiedenen Phasen dieser psychologischen Krise, die ihn zum Skepticismus oder zur Negation, ebenso wie viele andere vor ihm, hätte führen können. Man könnte diese Erzählung mit derjenigen des Philosophen Jouffroy vergleichen, der bei der Schilderung seines religiösen Schiffbruchs den berühmten Schrei der Verzweiflung ausstößt, dessen Wiederhall bis in unsere Tage hineintönte. Bei Brunner schloss aber diese Krise nicht allein mit keiner Katastrophe ab, sondern sie führte

ihn zur Klarheit des Glaubens zurück. Er wurde wieder gläubig. Und merkwürdigerweise war es ein israelitisches Leichenbegängnis, das in gewissem Sinne den ersten Rückschlag bei dem künftigen Antisemiten anbahnte. Als er dieser Ceremonie beiwohnte, glaubte er auf den Gesichtern der Juden den Ausdruck einer schmerzlichen Verzweiflung abzulesen. Er erwachte aus seiner moralischen Erstarrung und empfand eine Art süßen Trostes beim Gedanken, dass er als Katholik geboren sei. „Um keinen Preis der Welt", schreibt er, „hätte ich in diesem Augenblick Jude sein mögen." Studium, Meditation, Gebet trugen das übrige zu seiner Beruhigung bei; — so hatte seine Seele die Schwingen des Glaubens wieder gefunden, was Wunder, dass sie zu Gott ihren Flug nahm?

Eines Tages spielte ihm der Zufall, oder sagen wir lieber die Vorsehung, ein Buch in die Hand, dessen Titel ihm auffiel: es waren die „Bekenntnisse des heil. Augustin", von denen er früher nie etwas gehört hatte. Zwar waren ja seine Gymnasial-Professoren Priester, aber diese vom josefinischen Geiste erfüllten Lehrer, die fast ausschließlich im Cultus des heidnischen Alterthums groß geworden waren, befassten sich nicht mit den Kirchenvätern. Es wäre ihnen beispielsweise nie eingefallen, ihre Schüler darauf aufmerksam zu machen, dass der heil. Augustin oder der heil. Johannes Chrysostomus ein großer Geist war. — Brunner öffnete das Buch, las es, verschlang es und es machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck. Eine ganze unbekannte oder doch vergessene Welt offenbarte sich ihm darin, und er frug sich, wie er ein solches Werk habe ignorieren können. Und nun war sein Entschluss bald gefasst. Er hatte manchmal daran gedacht, Medicin oder Jus zu studieren, — nun nahmen seine Gedanken eine

andere Richtung. Dieselbe geheimnisvolle Stimme, die einst der heil. Augustin vernommen und die ihm zugerufen hatte: Nimm und lies, sprach jetzt zum Herzen Brunners und er beschloss, sich der Theologie zuzuwenden!

Um diese Zeit waren die General-Seminarien, diese wunderbaren Werkstätten, in denen der Staat Josefs II. in frommer Weise die kirchliche Gendarmerie heranbildete, deren er zu seinen eigenen Zwecken nicht entrathen zu können glaubte, verschwunden. Aber unglücklicherweise war das, was an ihre Stelle gesetzt wurde, in vieler Hinsicht nicht wesentlich besser. In Wien lebten die Seminaristen in einem Alumnat und hörten dabei die Vorlesungen an der theologischen Facultät, die aber in doppelter Richtung vieles zu wünschen übrig ließen. Einerseits war nämlich dieser theologische Unterricht an der Wiener Universität damals von den Doctrinen des Febronius durchsetzt, welche die katholische Lehre völlig entstellten; — andererseits entsprach er aber auch durchaus nicht den Anforderungen der Neuzeit, weil er die alarmierenden Fortschritte des Rationalismus völlig unberücksichtigt ließ. Mit seltenen Ausnahmen erhoben sich die Professoren der Dogmatik und Exegese nicht über die gewöhnliche Mittelmäßigkeit der josefinischen Kirche. Die geistlichen Amtspersonen, die Bureaukraten im Talare, die zugleich Regen und Sonnenschein des Ministeriums und der bischöflichen Kanzleien verkörperten, die Canonici, mit denen der Kaiser die Dom-Capitel und Collegiat-Stifte bevölkerte, waren meistens von einer Unwissenheit, die nur noch von der Beschränktheit ihres Gesichtskreises überboten wurde. Da sie es waren, welche die Theologie-Professoren ernannten, so wählten sie dazu natürlich Männer, die auf dem Niveau ihrer eigenen Intelligenz standen. Und wenn je ein Theologe einen kühnern Flug

zu nehmen sich anschickte, wusste man ihn gar bald auf das gewöhnliche Niveau zurückzubringen, indem man ihm ein recht bescheidenes Programm zur Pflicht machte.

Man erräth leicht, was der Unterricht im Kirchenrecht in einem Institute zu besagen hatte, wo selbst die eigentlichen theologischen Disciplinen in einem so engen Rahmen eingezwängt erschienen. Als der Josefinismus seine üppigsten Blüten trieb, musste das Kirchenrecht als Sturmbock herhalten, mit dem man die Verfassung der Kirche in Trümmer schlug und das Ansehen des Heiligen Stuhles zerstörte. Nach der Auffassung der damaligen Kirchenrechtslehrer in Österreich war der Papst nicht der Lehrer des Glaubens, nicht das höchste Oberhaupt der Kirche, nicht der mit dem Weiden der Schafe und Lämmer betraute Nachfolger Petri, sondern nur schlechthin der Bischof von Rom, dem sonst gar kein Primat gebürte.

Diese Auffassung hatte sich so ganz der Geister bemächtigt, dass der oben erwähnte Erzbischof Milde von Wien den Papst „meinen Collegen in Rom" nannte.

Im Augenblicke, als Brunner die Universität bezog, wagte man freilich nicht mehr diese ketzerischen Theorien mit der frühern brutalen Offenheit zu verkünden. Man schwächte, milderte, man suchte sozusagen zu vertuschen. Der Professor des Kirchenrechtes musste gleichsam auf dem straffen Seile zwischen der strengen Orthodoxie und dem radicalen Josefinismus herumtänzeln. Aus Furcht, dass ein Priester sich dem Papste zu gefügig erweise, wurde die Lehrkanzel für canonisches Recht nur Laien anvertraut, und zwar nur lediglich solchen, die von der alles überragenden Würde und Macht des Staates vollkommen durchdrungen waren.

Solche Lehrer mussten sonderbare Schüler heran-

bilden. Selbst meist sehr mittelmäßig und von der absoluten Nothwendigkeit eines mittelmäßigen Clerus überzeugt, mußte solchen Professoren jedes Talent im Grunde der Seele zuwider sein. Sie trugen ihren Hörern nach einem Handbuch vor, das sie entweder von ihren Vorgängern schon fertig überkommen oder im besten Falle selbst nothdürftig zusammengestellt hatten. Die Schüler eigneten sich fast maschinenmäßig die Formeln an, die man ihnen unter dem Namen der theologischen Wissenschaft servierte und bereiteten sich durch diese ziemlich mühelose Übung auf die künftigen administrativen Functionen vor. Diejenigen, die ihr Handbuch gut kannten und überdies einen großen Respect vor der geheiligten Person des Kaisers und seiner Minister bekundeten, konnten die höchsten Stellen anstreben. Mit einem etwas biegsamen Rückgrat hatten sie Anwartschaft auf die Infel. Wehe aber denjenigen, die so unvorsichtig waren, Geist zu besitzen, deren Blick über das vorgeschriebene Compendium hinausreichte, die sich nicht in die Gußform der allgemeinen Entnervung hineinschmelzen ließen! Wehe vor allem denjenigen, welche die Kühnheit besaßen, ihren „Mangel an Unterwürfigkeit" laut zu bekunden und das System als solches einer Kritik zu unterziehen! Bei diesen war es aus mit ihrer Zukunft, aus mit ihrer Carrière.

So wie wir nun Brunner sehen mit seinem halsbrecherischen Temperament, mit seinem hellen und beißenden Geiste, hatte er alle Aussicht, an dieser Klippe zu zerschellen. Dieser unabhängige Geist, dieser Querkopf, mußte sicher der Mumienwelt mißfallen, die man Kirchen-Verwaltung nannte. Bei seinem Eintritt ins Seminar geruhte man ihm zu bemerken, er besäße kein Talent, könnte es aber durch Eifer ersetzen. So lautete wörtlich dieses merk-

würdige Horoskop. Es scheint, dass ihm der Eifer ebenso abgieng, wie das Talent, und dieses wurde sofort bei der ersten Prüfung bemerkt, die man mit ihm vornahm. Der Vorsitzende der Prüfungs-Commission, ein braver Canonicus, gab ihm eine Frage. „Wie," sagte ungeduldig der Examinator, „Sie sind Theologe und wissen das nicht?" Der junge Theologe ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete ganz phlegmatisch: „Verzeihen, Herr Canonicus, die Antwort lautet im Handbuch: ....", und er citierte dieselbe wörtlich. „Nun wohl," entgegnete der Vorsitzende pikiert, „warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" — „Weil", erklärte dieser Schrecken der Seminaristen, „weil diese Definition des Compendiums zu dumm ist, weil sie unsinnig ist und ich nach einer andern suchte." Man kann sich die Wirkung dieser bombenartigen Antwort vorstellen. Der Canonicus, der „die goldene Kette ohne das Gold der Wissenschaft" erreicht hatte, war förmlich versteinert und gelobte sich, diesen jungen Revolutionär nie in die Kirche Josefs II. eindringen zu lassen!

Auch die Professoren schonten Brunner nicht. Einer derselben suchte ihn bei Besprechung einer Arbeit des jungen Theologen lächerlich zu machen. Das sollte dem guten Mann, der ein schlechter Prediger war, theuer zu stehen kommen. In den Recreationsstunden durchhechelte Brunner diese Predigten und er sagt in seinen Memoiren (was wir ihm gerne aufs Wort glauben), dass die Lacher nicht auf Seite des Predigers waren.

Die geistige Atmosphäre des Wiener Alumnates war eine solche, die der junge Brunner auf die Dauer nicht einathmen konnte, weil er eben das Gelehrte auch begreifen (und nicht mechanisch nachplappern) wollte. Ihn dürstete es nach den reinen Quellen der Wissenschaft, während ihm

nur das stehende Wasser josefinischer Theologie geboten wurde. Er liebte weite Gesichtskreise, während seine Lehrer ihm Augenblenden anzulegen suchten. Er fühlte das Leben überall draußen pulsieren und wollte die mannigfachen Äußerungen desselben studieren; statt dieses Studiums wurde ihm nur der verknöcherte Organismus einer vergangenen Epoche gezeigt. Für solch eine erlesene Natur war das eigentlich genug, um ihn außer Fassung zu bringen und ihn in die Arme des Unglaubens zu schleudern. Aber Brunner ließ sich nicht entmuthigen, noch von den Einflüsterungen verletzter Eigenliebe bestimmen. Er war so glücklich, im Alumnat einen spiritus rector zu finden, der ihm zum Schutz und zur Vorsehung gereichte. Pater Horni war solch ein Musterpriester (eine Perle auf dem josefinischen Mist), fromm, geradsinnig, intelligent, mit einem offenen Blick für alles Große, voller Hingebung für seine Schüler und im Besitze des nöthigen Wissens, um ihr Führer zu sein. Er begriff den jungen Brunner, schenkte ihm seine besondere Aufmerksamkeit und half ihm seine theologischen Studien außerhalb des officiellen Rahmens zu absolvieren.

Brunner besaß eine außerordentliche Arbeitskraft, die er schon von der frühesten Schulbank mitbrachte. Diese Arbeitskraft war im Seminar nur noch gewachsen. Zugleich mit der Lectüre der deutschen, französischen, italienischen, spanischen und englischen Classiker (besonders des Shakespeare) vertiefte er sich in die patristische Literatur und fand sein Entzücken am heil. Augustin, am heil. Hieronymus, am heil. Bernhard. Indem er sich an die Zweifel erinnerte, die er durchgemacht hatte, war er auch zum Studium der zeitgenössischen katholischen Apologeten veranlasst und bestrebt, die Fundamente des Glaubens zu

befestigen und zu vertiefen. Pater Horni lieh ihm die große „Geschichte Innocenz III." von Hurter, die „Symbolik" von Moehler, die herrlichen Arbeiten von Görres, Molitor, Windischmann, Günther und von dem berühmten Emanuel Veith, dessen Beredsamkeit damals das Volk von Wien in Ekstase versetzte. Brunner prüfte alle diese Bände, ergänzte sie gegenseitig durcheinander und war glücklich, die Grundsätze seines Glaubens mit einem solchen Aufgebot logischer Kraft vertheidigt zu sehen. Nichts entzückte ihn mehr, als einen klar formulierten Einwand mit gleicher Klarheit widerlegt zu sehen. Er ließ keine Ausflüchte, keine ausweichenden Antworten, keine verschämten Rückwärts-Concentrierungen, keinen Appell an die Autorität gelten. Nach seiner Anschauung hat der Geistliche kein Recht, Reißaus zu nehmen, wenn ihm eine schwierige Frage vorgelegt wird. Er muss vielmehr jedem Einwand kühn die Stirn bieten, denselben ersticken, vernichten!

Brunner hätte gerne eine so entschiedene Haltung bei seinen Professoren gesehen: ein solcher Unterricht wäre für die Seminaristen würdiger, fruchtbarer, anregender gewesen.[1] Aber an der theologischen Facultät zu Wien hatte man von der Methode, die sich unser junger Gelehrter zurecht legte, nicht einmal eine schwache Ahnung. Man

[1] Ich kenne ein großes Seminar, wo ein Professor der Dogmatik und Exegese oft in die Vorlesung einen Band von Renan, Scherer, Havet oder Burnouf oder ein Heft der Revue de deux mondes mitbrachte, irgend eine besonders brillante Seite aus dem Leben Jesu oder St. Pauls herausgriff und daran die Sophismen, die irrigen Erklärungen, die absichtlichen Unwahrheiten eines jeden Satzes erwies. Nach einigen Monaten waren die Seminaristen selbst im Stande, die schwachen Seiten dieser sogenannten wissenschaftlichen Literatur zu erkennen.

verlangte nur Staatsdiener, wandelnde Verwaltungs-Formulare, Maschinen für die Geburts-, Heirats- und Sterbe-Register. Wozu brauchte man da Wissenschaft und Gelehrsamkeit? Als Brunner zugleich mit einigen Mitschülern die Tonsur erhielt, richtete der Wiener Coadjutor nach der Ceremonie an dieselben folgende verblüffende Worte: „Meine Herren, Sie haben sich jetzt dem Dienste des Staates und der Kirche gewidmet.“ Der Priester war nur ein Staatsdiener, eine Amtsperson, etwa wie der Steuer-Einnehmer oder Gemeinde-Secretär. Für diese erhabene Mission genügte allerdings auch der Amtssegen, den der ebenerwähnte Coadjutor in so eigenthümlicher Form spendete.

Wie die Ferien dem Brunner nach einem in solcher Mitte zugebrachten Schuljahr mundeten! Er unternahm sofort eine weite Reise nach der Schweiz und nach Deutschland. Der Bericht über diese Ausflüge füllt ganze Capitel seiner vortrefflichen Memoiren aus. Noch vor einigen Jahren war es die Freude am Leben, die Freude, Gottes freie frische Luft in vollen Zügen zu athmen, die Liebe zur Natur, die seinem Herzen entströmende Poesie, die ihn hinauszog. Jetzt hat er schon andere Gedanken, er will die Männer sehen, deren Schriften er gelesen. In München lernt er Moehler und Görres kennen, in Schaffhausen besucht er Hurter, dessen bester Freund er wird, in Einsiedeln tritt er zu einem sehr bekannten Mönch, dem Dichter Gallus Morel, in persönliche Beziehung.

Er macht aber noch andere Bekanntschaften. Beim Aufstieg auf den Rigi macht er die Bekanntschaft eines anglicanischen Bischofs, der sich höchlich verwundert, zu erfahren, dass die Schweiz nicht in Ungarn liegt. Die beiden Reisenden wandern zusammen in rührender Harmonie. Vor dem

Kapuzinerkloster angelangt, bleibt der Bischof stehen und sagt zu Brunner gewendet: „Was das für ein unwissendes Volk ist, diese Mönche!“ Der junge Wiener antwortet schlagfertig: „Fragen Sie doch, Mylord, einen dieser Mönche, wo London liegt und ich bin überzeugt, dass keiner so dumm sein wird zu glauben, dass London in Schottland liegt.“ — „Von nun ab“, fügt Brunner hinzu „war es aus mit unserer Freundschaft und der Bischof sprach nur mehr mit seiner Frau, die neben ihm ritt.“

Als erster Versuch war die Antwort des künftigen Apologeten immerhin gelungen.

Nach seiner Rückkehr ins Seminar nahm Brunner seine eigentlichen Studien mit neuer Thatkraft auf und trachtete jeden Tag, den Kreis seiner literarischen und wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern. Unter seinen Mitschülern gab es noch andere junge Leute, die von demselben heiligen Feuer, wie er, verzehrt waren. Gleiche Tendenzen und Geschmacksrichtungen mussten nothwendigerweise diese jungen Geister einander näher bringen; sie bildeten eine kleine Gesellschaft, eine Koterie, in der man sich mit Wissenschaft und Literatur beschäftigte. Sie abonnierten ein Dutzend theologischer, philosophischer, historischer Journale und Wochenschriften, und da sie die Arena der Kämpfe betreten wollten, waren sie in ihrer Auswahl sehr eklektisch, indem sie sogar die „Hallischen Jahrbücher“, das Organ der Neu-Hegelianer, hielten. „Wir traten täglich zusammen“, sagt Brunner, „und besprachen die gelesenen Capitel und Artikel; man tauschte seine Gedanken aus, man hob die Sophismen und Entstellungen hervor, die man entdeckt hatte: es war das ein sehr thätiges geistiges Leben und bei alldem hielt man sich in den Grenzen der strengsten Orthodoxie.“ Bei dieser Bildung be-

greift man, wie Brunner schon so frühzeitig der furchtbare Polemiker werden konnte, als welchen wir ihn kennen. Seine so mannigfachen und dabei doch so gründlichen Studien, die täglichen Disputationen, deren Seele er war, mussten sein Urtheil stärken, seiner Denkweise eine große logische Schärfe sichern und seinem Stil diese gewisse Geschmeidigkeit verleihen, die wir mit Recht in allen seinen Schriften bewundern.

Nur darf man nicht vergessen, dass die dermaßen angeeigneten Wissenschaften Contrebande waren. Brunner sowohl als dessen Freunde lasen ihre Zeitschriften und Bücher und disputierten über die deutschen Philosophen, ohne dass die Facultät oder die Verwaltung etwas davon wusste. Niemals hätte man ihnen Studien gestattet, die nicht mit der Stampiglie der staatlichen Censur versehen waren. Sie verzichteten also auf die Erlaubnis und Brunner spricht sich hierüber ganz offenherzig aus. Die Alumnats-Direction, welche die Anschauung der kirchlichen Bureaukratie getreu wiederspiegelt, erachtete es durchaus nicht als ihre Aufgabe, die Heranbildung eines tüchtig gebildeten Clerus zu fördern. „Damals empfand man einen ausgeprägten Abscheu vor jungen intelligenten Leuten, man fürchtete, sie könnten gefährlich werden. Die Mittelmäßigkeit war ein stark begehrter Artikel. Unter Wissenschaft verstand man mechanische Übung, die darin bestand, die Compendien auswendig zu lernen und die Rollen gedächtnismäßig abzuhaspeln.“ Diese Grenze überschreiten hieß dem Geiste der josefinischen Kirche entgegenarbeiten. Man war eigensinnig genug, nicht einsehen zu wollen, dass der Priester, um für seine Zeit zu wirken, dieselbe, nach dem Worte Molitors, verstehen und beherrschen müsse. Es gereicht Brunner und seinen Genossen zur Ehre, dass sie hellsehender als ihre Lehrer waren. Auch

hat ihnen das folgende Geschlecht gerne verziehen, dass sie ihren Vorgesetzten zu Trotz gelehrte Männer geworden sind.

Diese Sünden wirft sich Brunner in seinen Denkwürdigkeiten nicht allein nicht vor, sondern er verurtheilt überdies energisch das System, dessen Opfer er beinahe geworden wäre. Mit Recht sagte er: „Ohne Zweifel ist es leichter, das Lesen gewisser Bücher zu verbieten, als diese Bücher mit Nutzen lesen zu lernen." Und dann fügt er hinzu: „Überhaupt ist es nicht räthlich, junge Leute, die das zwanzigste Lebensjahr überschritten haben, als Kinder zu behandeln. Eine solche Methode kann keine guten Früchte tragen. Duckmäuser unterwerfen sich mit einem Lächeln, und es ist traurig, dass man eine solche Schmiegsamkeit für Demuth nimmt." Die Demuth war, wie er anderwärts bemerkt, in ihren Augen ein Schutzbrief für Thorheit und Unwissenheit. Diese sonderbare christliche Tugend wies er mit Unwillen zurück, selbst auf die Gefahr, als hochmüthig verschrien zu werden.

Glücklicherweise hielt ihn das Studium für alles schadlos. Er vertiefte sich mit Entzücken in dasselbe, ohne jedoch dasjenige aus den Augen zu verlieren, was auf der großen Schaubühne der Welt vorgieng. Während seines letzten Theologie-Jahres erreichte Deutschland eine der wichtigsten Strömungen seiner Religionsgeschichte. Es war im Jahre 1837. Die Berliner Regierung hatte soeben ihren ersten Culturkampf organisiert, indem sie den Erzbischof von Köln, Klemens August, den großen Bekenner des Glaubens, ins Gefängnis warf. Dieser Gewaltact rief eine sehr lebhafte Bewegung in Preußen und in allen deutschen Ländern hervor. Der berühmte Görres stieß den Alarmruf aus in seinem „Athanasius", dieser furchtbaren Flugschrift, die die Verfolger in Berlin erbeben machte

und der Ausgangspunkt der religiösen Bewegung in Deutschland wurde. Natürlich fand der „Athanasius“ auch ins Wiener Alumnat Eingang. Brunner war von demselben ebenso berauscht wie seine Freunde. Während der Erholungspausen und den Studierstunden war nur von diesem Buch die Rede. Brunner sprach mit um soviel mehr Feuer von demselben, als er den Verfasser persönlich kannte und ihn in München wenige Monate vor der Veröffentlichung des „Athanasius“ gesehen hatte. „Ich musste meinen Collegen erzählen,“ sagt er, „wie er aussieht, wie er geht, wie er spricht. Hatte die Gefangenschaft des Erzbischofs uns mit Trauer und Ingrimm erfüllt, so nährte Görres unsere Begeisterung und spornte unsere kriegerische Glut an.“

Die vom „Athanasius“ eingeflößte Bewunderung wurde von den „Historisch-politischen Blättern“ unterhalten, die Görres in demselben Jahre in München begründete. „Mit welcher Freude“, sagt Brunner, „begrüßten wir das Erscheinen dieser Zeitschrift. Man reichte sich die Nummern von Hand zu Hand; wir fühlten uns zu neuem Leben erweckt.“ Und in Wahrheit war das ein neues Leben, das Brunner nebst seinem „Anhang“ führte. Es glich eben gar nicht dem eintönigen, vulgären und schablonenmäßigen Leben, dem Leben verknöchernder Unwissenheit der meisten andern österreichischen Seminarien. Während alles um sie herum schlief, waffneten diese jungen Leute sich zum Kampfe und schickten sich an, etwas anderes zu werden, als bloße Werkzeuge des josefinischen Beamtenthums. Ihnen war die Priesterwürde etwas mehr als der Staatsdienst, von dem ihnen der Coadjutor gesprochen hatte. Das papierne Apostolat widerstrebte ihnen, sie wollten wahre Priester Christi sein. Das sind sie auch geworden. Während der Zurückgezogenheit, die seiner Ordinierung und seinem

Austritt aus dem Seminar vorangieng, fühlte sich Brunner wirklich auf dem Tabor. Er las seine erste Messe in Mariazell, einem stark besuchten Wallfahrtsort Steiermarks, und stellte dermaßen die ersten Früchte seines Priesterthums unter den Schutz der Mutter Gottes. Dann kehrte er nach Wien zurück und wartete ruhig die Entscheidung über sein Schicksal ab.

Drittes Capitel.

Leiden eines Cooperators.

Die außerordentlichen Fähigkeiten und das gründliche Wissen Brunners hätten ihn wohl für einen Lehrstuhl an der theologischen Facultät oder doch zum mindesten für irgend einen Vertrauensposten in der Residenz befähigt. Männer, die aus solchem Holz geschnitzt sind, sollen als Lichter der Kirche angesehen werden, und zwar als solche, die man durchaus nicht unter den Scheffel zu stellen hat. Seine Vorgesetzten waren jedoch anderer Ansicht. In ihren Augen hatte Brunner zwei Fehler, die man in der josefinischen Kirche nie verzieh: erstens fehlte ihm die famose Demuth und zweitens (und das schien noch schlimmer) war er geistreich. Um das Unglück voll zu machen, ließ sein verhängnisvoller Freimuth diesen doppelten Fehler noch mehr hervortreten. Einige Wochen vor der Ordination nahm er in der Nähe Wiens an einer von der Geistlichkeit veranstalteten Tafel theil. Unter den Gästen befand sich auch ein Regierungs-Secretär aus dem Cultus-Ministerium. Man sprach von Literatur und Theologie. Der Secretär lobte Herder über den grünen Klee und sagte, dessen rationalistische Theologie sei die einzig mögliche Theologie. Zum Schlusse gab er noch ein ganz antichristliches Glaubensbekenntnis zum besten. Sämmtliche anwesende Pfarrer

schwiegen, gewohnt, sich der bureaukratischen Autorität zu beugen. Nur Brunner hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Mit ruhiger und fester Stimme brach er den Stab über ein System, welches die Geschicke der Kirche den Feinden des Christenthums ausliefere. Er hatte den Muth, sich zu folgendem revolutionären Dilemma zu versteigen: „Entweder wird dieses System die Kirche in Österreich zerstören oder die Kirche wird über dasselbe triumphieren.“ Und eine solche Sprache wagte ein Seminarist zu führen. Der Secretär berührte das Thema nicht weiter und indem er sich in ehrenvoller Weise aus der Ungelegenheit eines falschen Schrittes zu ziehen suchte, sagte er im Tone und mit der Miene eines Protectors: „Junger Mann, mit solchen Ideen werden Sie Ihre Carrière verderben; es ist schade um Sie, denn Sie sind ziemlich begabt!“ — „Wenn ich Carrière hätte machen wollen,“ entgegnete der unerschrockene Theolog, „so hätte ich eine andere Richtung eingeschlagen. Aber im geistlichen Stande, unter dem Büttel von Leuten, denen gegenüber ich nie Stillschweigen bewahren werde, muss man eben diese paar elenden Jahre Gott opfern.“ Herrliche Worte, aber vom praktischen Gesichtspunkte aus sehr unvorsichtig. Die Bureaukratie vergisst dieselben nicht und weiß sich im geeigneten Augenblick dafür zu rächen.

Kurze Zeit nach seiner Ordination fand Brunner, von einer kleinen Reise zurückgekehrt, ein Ernennungs-Decret vor. Er öffnete dasselbe mit fieberhafter Hand und entnahm demselben, dass ihn der Erzbischof als Kaplan nach Neudorf, einer kleinen Pfarre an der mährischen Grenze, schicke! Er hatte diesen Ort nie nennen gehört und hatte Mühe, ihn selbst auf den ausführlichsten Landkarten zu entdecken.

Welch eine Aussicht! Der Secretär hatte also Recht: Brunner hatte sich die Carrière verdorben. Die Vorsehung hatte den jungen Priester wunderbar begabt; sie hatte ihm alle Fähigkeiten im reichsten Maße gespendet und den nothwendigen Willen, dieselben zur Geltung zu bringen. Mit vierundzwanzig Jahren hatte er die Meisterwerke der wichtigsten Literaturen Europas gelesen und kannte sämmtliche theologischen Werke, die nur irgendwo erschienen waren. Grund genug, ihn in einen verlorenen Winkel der Provinz zu verstecken.

So uneigennützig und vorurtheilsfrei er auch war, fühlte er sich doch von dieser Ernennung tief betroffen. Er faßte sich jedoch rasch und ohne auch nur einen Protest zu versuchen, reiste er am 15. September nach seinem Bestimmungsort ab. Diese Odyssee wird in den Memoiren Brunners ungemein geistreich geschildert. Es war 10 Uhr nachts, als nach einer anstrengenden Fahrt sein Wagen vor einem ärmlichen Gebäude hielt, welches die Pfarre von Neudorf war. Er läutet und nach ziemlich langem ängstlichen Warten kommt endlich ein untersetzter, dicker Alter heraus, dessen kahler Schädel nur von wenigen weißen Flechten umrahmt war. „Also schon wieder in der Nacht! Er ist sicher schon seit vier Wochen im Bett und da wird natürlich gewartet, bis er nichts mehr reden kann.“ Brunner, der das Missverständnis errathen hatte, unterbrach ihn: „Verzeihen, Herr Pfarrer, ich rufe Sie zu keinem Kranken, ich bin der neue, vom Consistorium geschickte Cooperator.“ Bei diesen Worten lachte der Pfarrer über seinen Irrthum, entschuldigte sich und bereitet dem jungen Priester einen herzlichen Empfang. Gleich am ersten Abend werden die beiden Männer gute Freunde.

Dieser alte Pfarrer Kumanz war eine wahre Perle, unter einem etwas defecten Äußern ein Herz rein wie das

Gold, ein wahrer Priester, wie es deren selbst in der josefinischen Kirche eine große Anzahl gab, obwohl man sich eine solche Erscheinung angesichts dieses Systems kaum erklären kann. Brunner hegte gegen ihn eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit und er widmet ihm in seinen Denkwürdigkeiten einen prächtigen Abschnitt, in dem die Seele dieses guten Landpfarrers gleichsam wieder belebt erscheint. Kumanz war auch ein Opfer des Josefinismus. Er konnte weder schmeicheln, noch das Rückgrat krümmen und eben deshalb ließ man ihn in Neudorf verschimmeln, ohne seine Dienstleistungen oder Verdienste zu berücksichtigen. Bisweilen beklagte er sich hierüber bei seinem jungen Freunde; aber am öftesten sprach er zu sich selbst und erzählte sich selber alles, was er gegen das Consistorium auf der Leber hatte. Denn er besaß die Gewohnheit, laut zu denken und nichts war so köstlich als diese Art der Monologe. Brunner, dessen Zimmer von dem des Pfarrers nur durch einen dünnen Verschlag getrennt war, hörte diese Selbstgespräche immer genau und er hat uns einige derselben aufgezeichnet.[1]

[1] Folgende Betrachtungen stellte Kumanz beispielsweise am Sonntag morgens an, als er sein Brevier herzusagen im Begriffe stand. „Wo hat die Alte (die Wirtschafterin) wieder meinen Kalender versteckt? Sie versteht nichts, sie kann nicht einmal die Gegenstände zurechtlegen; — sie wird täglich dümmer . . . Sie verdient Mitleid, sonst hätte ich sie schon längst fortgeschickt . . . Ah, da ist er! Nun wohl, was für ein Fest feiern wir heute? Ah, ein De ea!* Herr Gott! diejenigen, die dieses Officium angeordnet haben, hatten gewiss weder Beichte zu hören, noch den Katechismus zu lehren, noch zu versehen! sie konnten über ihre Zeit frei verfügen. Aber wir! Und dazu Sonntag. Ach, wie das lang ist. Nun es muss sein.“ Und er fieng an: „Deus, in adjutorium meum intende“ und recitierte halblaut mit großer Andacht das Officium.

* Das Officium, das zu recitieren ist, wenn der Kalender keinen Festtag anzeigt und das viel länger ist als irgend ein Fest-Officium.

Die Selbstgespräche des Pfarrers Kumanz (durchaus verschieden von denen des heil. Augustin) besaßen einen besonders lebhaften und rührenden Charakter, wenn das Consistorium ihm dazu Veranlassung bot. Da eine etwas größere Pfarre in der Nähe Wiens vacant wurde, so bewarb er sich um dieselbe. Viele solche Bewerbungen waren schon bei früheren Anlässen erfolglos geblieben; sollte er diesmal mehr Glück haben? Er wagte es nicht zu hoffen, weil ihm hiezu eine Haupteigenschaft fehlte. „Nein," sagte er, „ich kann in den Kanzleien nicht herumkriechen; nein, der alte Kumanz wird sich vor den kirchlichen Actenschmierern nicht auf den Bauch werfen. Soll ich ein Heuchler werden und diesen Herren ins Gesicht süße Dinge sagen, um sie dann im Rücken auszulachen? Soll ich katzenbuckeln, lächeln und das Placebo, Domine singen? Hätte ich mich zu dieser Rolle erniedrigt, so wäre ich schon längst avanciert. Aber ich habe das nie gethan und werde es nie thun." Und in diesem Tone gieng's fort, „der alte Kumanz" war auf diese Präterierung im vorhinein gefasst.

Der Umgang mit diesem hochherzigen und stolzen Greise war eine wahre Wohlthat für Brunner. Er lernte von ihm die Liebe zur Pflicht um der Pflicht willen; er lernte von ihm, sich über Kleinigkeiten und Chicanen hinwegzusetzen, sich den Armen und Schwachen zu widmen.

Er verbrachte glückliche Monate in Neudorf, predigte, ertheilte Religionsunterricht, pflegte die Kranken und ruhte von seinen Strapazen aus, indem er endlose Gespräche mit seinem Pfarrer und einigen Priestern aus der Umgebung hielt.

Aber dieses Glück sollte nicht lange dauern. Fast gegen seine Erwartung erhielt Kumanz die gewünschte Pfarre und sein Nachfolger war nach Brunner „einer dieser geistlichen Typen, die mehr Lachen als Erbauung

verursachen". Der neue Pfarrer von Neudorf hielt sich für einen großen Redner und hörte nicht auf, den ganzen lieben Tag sich selbst zu bewundern. Brunner, dessen ganze Charakteranlage mehr auf das Satirische als auf das Weihrauchstreuen zielte, fühlte sich nun ganz unheimisch, und da seine Gesundheit durch das dortige feuchte Klima stark gefährdet schien, erbat und erhielt er seine Versetzung.

Man schickte ihn nach Petersdorf bei Wien. Brunner war mit dieser Versetzung zufrieden. Nicht dass der Posten glänzend dotiert war, aber die Nähe der Residenz war für den jungen wissensdurstigen Priester von unschätzbarem Wert. Wenn er in Neudorf in den Studien etwas nachgelassen hatte, so nahm er sie hier mit dem ganzen Ungestüm der frühern Seminarzeit wieder auf. Er war wieder in seinem Element. „Ich langweilte mich jetzt nie mehr," sagte er, „denn ich war den ganzen Tag beschäftigt." Der Augenblick schien ihm nun gekommen, um mit der Feder zu arbeiten.

Dieser Ehrgeiz hatte ihn ohne Zweifel schon im Seminar heimgesucht. Nach seiner Ansicht übt der Redner wohl einen bestrickenden Einfluss auf seine Zuhörerschaft, allein der Einfluss des Schriftstellers ist dauerhafter, tiefer und größer. Philosophen, Dichter, Geschichtschreiber greifen in ihren Schriften die Kirche und das Christenthum an, — will man sich nicht geschlagen geben, so gilt es, diese hohen Interessen der Religion mit denselben Waffen zu vertheidigen und den rationalistischen oder atheistischen Werken Werke von gleichem Wert entgegenzustellen. Brunner fühlte in sich die Kraft, die Arena zu betreten und sich an dem Kampfe zu betheiligen.

In diesem Vorhaben konnte er durch die Gesellschaft, in deren Mitte er sich damals bewegte, nur bestärkt werden.

Beim berühmten Maler Führich traf er Parke, einen hervorragenden Diplomaten und Publicisten, dessen Salon der Sammelpunkt der angesehensten Katholiken Wiens war. Brunner gefiel ihm und wurde bald Stammgast dieser glänzenden Versammlungen. Dort machte er die Bekanntschaft der Dichter Eichendorff und Stifter, dort die Bekanntschaft mit Schriftstellern, Künstlern, mit der ganzen katholischen Elite, und in diesem so anregenden Kreise mussten seine Talente rasch reifen und seine Gedanken eine bestimmtere Form gewinnen.

Aber mehr noch als der Parke'sche Salon war es die Zelle Emanuel Veiths, die den jungen Petersdorfer Kaplan erweckte und anregte. Veith, eine der reinsten Ruhmgestalten der österreichischen Kirche, besaß alles, was auf Brunner einen bestrickenden Eindruck machen konnte: Beredsamkeit, Genie, Ruhm. Veith besaß alles, — selbst die Aureole des Märtyrers fehlte ihm nicht. Das Leben dieses außerordentlichen Mannes ist ein wahres Gedicht. Von jüdischen Eltern geboren, selbst im Judenthum erzogen, empfindet er schon als Kind eine unüberwindliche Abneigung gegen den Talmud. Er verlässt das väterliche Haus, flüchtet nach Prag, nach Wien, studiert Medicin, erhält eine Professur und ist im Begriffe, eine schnelle Berühmtheit zu erlangen. Plötzlich hält dieser Jude, dieser Gelehrte, dem sich eine so glänzende Laufbahn eröffnet, inne, wie der heil. Paulus auf dem Wege nach Damaskus betroffen. Er wird katholisch, sucht die Einsamkeit, wird Priester und Mönch. Gott weiß immer und überall, die Propheten erstehen zu lassen, deren eine Epoche bedarf. Um diese Zeit lastete das josefinische Bleigewicht noch schwer auf der Kirche: es war das goldene Zeitalter des hierarchischen Quietismus und der parochialen Bureau-

kratie. Um gegen diese tödliche Regentin anzukämpfen, war ein energischer Mann mit spontanen Entschlüssen unentbehrlich. Veith war lange dieser Mann. Prediger an der Kathedralkirche, wusste er zu den Füßen seiner Kanzel die Elite Wiens heranzuziehen und den katholischen Glauben neu zu beleben, der seit 50 Jahren vergessen oder verachtet war. Als talentvoller Schriftsteller veröffentlichte er apologetische Arbeiten ersten Ranges und übte einen mächtigen Einfluss auf den jungen Clerus. Als Mann der That begründete er in Wien den Katholiken-Verein, eine Gesellschaft, welche den Ruin des josefinischen Systems beschleunigt hätte, wenn sich der Bischof selbst nicht ins Mittel gelegt hätte. Aber Veith genierte die kirchliche Todtenburg der Hauptstadt. „Man schlug mich mit dem Bischofsstab todt", sagte er, und man zwang ihn zu demissionieren.[1]

Als Brunner Veith kennen gelernt hatte, der nach Belieben entweder ein großer Arzt oder ein großer Dichter hätte werden können, hatte dieser Apostel noch die Kathedral-Kanzel inne. Sie sahen einander mindestens einmal in der Woche und aus diesen Besprechungen schöpfte der Petersdorfer Kaplan die tiefe und unerschrockene Liebe zur Kirche, von der er später so viele Proben gab. Hier war

[1] Als Veith aus Wien sozusagen verjagt wurde, zog er sich zum Fürsten Friedrich Schwarzenberg, Erzbischof von Salzburg, nachmaligem Erzbischof von Prag, zurück. Nur langsam und spät ist man dem hochwürdigen Priester gerecht geworden. Zu seinem Priester-Jubiläum schickte ihm der Kaiser das Comthurkreuz des Franz-Josefs-Ordens, die Stadt Wien ernannte ihn zum Ehrenbürger, Schwarzenberg schickte ihm einen Brief voller Elogen, der Statthalter von Niederösterreich beglückwünschte ihn persönlich, Kaiserin Karolina Augusta schickte ihm ein Glückwunsch-Telegramm. Jedermann erinnerte sich seiner, nur nicht — der Erzbischof von Wien.

es, wo er gewissermaßen seine Erziehung zum Apologeten und Polemiker vollendete, und zweifellos war es Veith, unter dessen Anleitung und Inspirierungen er seine ersten Arbeiten veröffentlichte. Brunner trat zuerst mit einer Sammlung von Gebeten in die Öffentlichkeit und diese Thatsache verdient bemerkt zu werden. Der satirische Kämpe war zugleich von tiefer Frömmigkeit, und eine seiner letzten Publicationen war ebenfalls ein Gebetbuch. Aber bald versuchte er sich auf einem andern Gebiet, welches seine wahre und ureigentliche Domäne bildete. Er verfaßte den „Babenberger Ehrenpreis", eine Geschichte in Versen, und bald darauf einen Roman: „Des Genies Malheur und Glück", in welchem schon die humoristische und satirische Ader durchschlägt. Diese beiden Werke hatten einen bedeutenden Erfolg; man beschäftigte sich in Wien mit denselben und Brunner wurde beinahe sogleich berühmt.

Die Nachricht von dieser im Aufsteigen begriffenen Berühmtheit drang in die Consistorial-Kanzleien und man kann sich den Eindruck vergegenwärtigen, den seine Schriften dort hervorriefen. Wie?! Dieser junge Starrkopf fuhr fort, geistreich zu sein und sich der josefinischen Tretmühle widerspenstig zu zeigen! Er war also unverbesserlich! Nun wollte man wenigstens einen letzten Versuch machen, um ihn zu bändigen. Und während die intelligenten Katholiken Wiens sich zu diesem talentvollen Priester beglückwünschten, suchte die Bureaukratie ihn todt zu machen, indem sie ihn als Interims-Pfarrer nach Wienerherberg, einem armen, entlegenen Dorfe an der ungarischen Grenze, verschickte.

Damals gab es in der Wiener Diöcese und im übrigen Österreich Pfarreien, wo der Pfarrer nothwendigerweise ein Bauer werden mußte, wenn er leben wollte, —

denn er hatte keine andern Hilfsquellen, als den Ertrag seiner Grundstücke, die er aber selber bebauen musste. Zu dieser Classe gehörte Wienerherberg; — denn als er dort ankam, fand er ein feuchtes, baufälliges Pfarrhaus, eine Scheuer, Ställe, kurz, die Wohnung eines wenig bemittelten Landmannes. Bei diesem Anblick empfand er ein Gefühl bitterer Trauer: denn nicht allein das Elend, das aus diesen nackten Mauern hervorlugte, sondern vor allem das plötzliche und schreckliche Gespenst der bevorstehenden Beschäftigungen schnürte ihm das Herz zusammen. Die Mußestunden, die ihm bis jetzt sein Hirtendienst übrig ließ, war er gewohnt, seinen Lieblingsstudien zu widmen. Hier aber sah er sofort, dass seine Lebensweise eine ganz andere werden müsste; — da hieß es die Ernte einsammeln, das Korn dreschen, das Getreide und Stroh verkaufen, Kühe kaufen, die Wolle seiner Schafe auf den Markt bringen, die Arbeiter überwachen, den Schaffer und die Saumagd ausmachen — alles Arbeiten, die mit dem Berufe eines Schriftstellers kaum im Zusammenhange stehen! Wie sollte er davon nicht schmerzlich berührt sein? Aber Brunner war zu sehr Philosoph, um sich lange zu härmen; er machte gute Miene zum bösen Spiel und schickte sich bald mit großem Gleichmuth in seine neue Bauernrolle. Er gewann das Vertrauen seiner Pfarrkinder in so hohem Grade, dass ihn dieselben nach einer Predigt über den Geist des Friedens und das Unglück der Processe einstimmig als ihren Schiedsrichter für allfällige Streitigkeiten wählten. Er verwaltete ebenso gut als schlecht seine Grundstücke, eher sogar gut als schlecht, und er erzählt uns recht lustig die lakonischen Ansprachen, die er an die Kaufleute richtete, wenn sie sein Getreide zu unterschätzen suchten.

Aber trotz dieser Erfolge in der Landwirtschaft war er ungemein glücklich, als das Consistorium einen definitiven Pfarrer für Wienerherberg ernannte; — es war das für ihn eine förmliche Erlösung. Ihn selbst schickte man als Kaplan nach Altlerchenfeld bei Wien. Obwohl dieser Posten zu den ärmsten und bescheidensten Pfarren der ehemaligen Wiener Vorstädte gehörte, gefiel er ihm außerordentlich gut, da er hier nicht allein seine Bücher und Mußestunden, sondern auch die zahlreichen Freunde wieder fand, von denen er mehrere Monate lang getrennt war. „Wenige Epochen meines Lebens", sagte er, „habe ich mich so zufrieden gefühlt, wie an diesem Ort." Altlerchenfeld war eine fast ausschließlich von Arbeitern bewohnte Pfarre und daher für die Mildthätigkeit und Beobachtungsgabe Brunners ein sehr reiches Feld. Er entfaltete da einen sehr großen Eifer, insbesonders unter den Kindern und jungen Arbeitern.

Diese apostolische Wirksamkeit hinderte ihn nicht, seine literarischen Arbeiten wieder aufzunehmen. Zugleich mit der Vollendung seines Buches „Fremde und Heimat" (1843) bereitete und entwarf er eine Reihe von Gedichten, die nacheinander in den folgenden Jahren erschienen. Er wurde bald eine der hervorragendsten literarischen Persönlichkeiten Wiens und Österreichs.

Die Würdenträger des Consistoriums, die ihm jedes Talent abgesprochen hatten, versuchten vergeblich, es durch einen Dämpfer zu ersticken. Dieses lächerliche Spiel zog nicht mehr; man musste wohl einräumen, dass dieser Kaplan, den man von der mährischen zur ungarischen Grenze herumgezogen hatte, ein großer Schriftsteller war. Man fügte sich mit Zorn und vielleicht auch mit Furcht. In dem satirischen Dichter errieth man den furchtbaren Gegner

Josefinismus; man sah voraus, dass er früher oder r seine Geißel über die Köpfe aller die Kirche regle- ierenden Bureaukraten schwingen würde. Man wagte nicht mehr offen anzugreifen, man stellte sich, als ob ihn ignorieren wollte. Während man fette Pfründen theologische Lehrstühle Strohköpfen und selbst künftigen staten austheilte, fand man keinen passenden Posten den Kaplan von Altlerchenfeld.

Man muss jedoch gestehen, dass die Laienwelt ein- iger und gerechter war. Seit der Veröffentlichung der ibenberger" wurde Brunner von den hervorragendsten sönlichkeiten aufgesucht, unter andern auch von Baron gel, einem gelehrten Diplomaten, dessen „Geschichte der nischen Revolution" die Aufmerksamkeit Metternichs egt hatte. Hügel hatte einen literarischen Salon im ile Parkes, — Brunner wurde eine Hauptzierde des- ben. Sein glänzendes Conversationstalent, welches zu- ich seine wissenschaftliche Bildung, seinen beißenden Witz id seine Gutmüthigkeit wiederspiegelte, gewann ihm die ympathien aller. In diesen literarischen Cirkeln fand er igetheilte Bewunderung und jedesmal, wo ein Band von m erschien, las und commentierte man ihn bei Parke enso wie bei Hügel. Einen wahren Enthusiasmus erregte fort nach Erscheinen das „Nebeljungenlied". Hügel rühmte iese Satire, las sie jedem Gast vor und einige Wochen ang galt seine erste Frage überall: „Haben Sie die ‚Nebel- ungen' gelesen?" Eines Abends kam Brunner zu Parke, er von einem Kreise von Freunden umgeben war. „Lupus n stabulo!" rief Parke, „Sie kommen recht gelegen", — und dann fuhr er fort, das neue Gedicht vorzulesen.

Diese Lectüre sollte der Anlass zu einem neuen Lebens- Abschnitt für Brunner werden. Unter den Zuhörern befand

sich auch der ungarische Bischof Lonowicz, der ein Intimus des Fürsten Metternich war. Dieser Prälat glaubte mit Recht, dass es dem allmächtigen Minister angenehm und nützlich sein würde, den Dichter-Priester näher kennen zu lernen, der eine so tiefe Kenntnis der damaligen Wissenschaft und Politik bekundete. Bei dem ersten Besuche, den er dem Fürsten abstattete, sprach er mit diesem über Brunner, und da sich auch Baron Hügel über ihn in gleichem Sinne äußerte, so wurde der Kanzler wirklich neugierig. Er, der so viele Bischöfe kannte, denen jede höhere Bildung abgieng, war nicht wenig verwundert, zu vernehmen, dass es in den Vorstädten Wiens einen gewöhnlichen Kaplan gäbe, der ein wirkliches Genie war. Am 18. Mai 1845 erhielt Brunner eine Visitkarte, die denselben einlud, sich im Palais Sr. Excellenz des Fürst-Kanzlers Metternich einzufinden.

Viertes Capitel.

Sebastian Brunner und Fürst Metternich.

Nach äußern Anzeichen zu schließen, waren diese beiden Männer nicht dazu geschaffen, sich einander zu verstehen. Es gab zwischen dem Minister und dem Kaplan fast gar keine Berührungspunkte, nicht einmal winzige Atome einer Verständigung, weder auf politischem noch auf religiösem Gebiete. Metternich war oder galt wenigstens als der unerbittliche Anhänger des Absolutismus in Europa. Er betrachtete die französische Revolution als ein Werk der Zerstörung und obwohl es damals noch keinen Taine gab, der das Rüstzeug dieser Revolution der scharfen Sonde seiner Kritik unterzogen hätte, flößte ihm diese große politische und sociale Bewegung einen unüberwindlichen Schauder ein. Er wollte um jeden Preis Österreich vor dem Conta-

der Revolution bewahren und zu dieſem Zwecke
: er ein Syſtem der Unterdrückung ein, das nur dann
ıewünſchten Erfolg hätte haben können, wenn Gewalt
ɔang der Ideen zu hemmen im Stande geweſen wäre.
mgab das Reich mit einer wahren chineſiſchen Mauer,
ı er jedem Buch, jeder Zeitung das Betreten der
:eichiſchen Grenze verwehrte, wenn dieſe Bücher oder
ıngen irgendwie im Geruche des Liberalismus ſtanden.
Innern richtete er einen ſtrengen Polizeidienſt ein,
ıte die Kirche ſelbſt zum Werkzeug ſeiner Polizei und
ündete eine ſtrenge Cenſur, die am liebſten das Evan-
ım ſelber verbannt hätte, weil dort von der Freiheit
Rede iſt.

Wenn aber der Miniſter Vertrauen in dieſes Syſtem
:, ſo fand der Kaplan von Altlerchenfeld dasſelbe ein-
widerſinnig. In ſeinen Augen war die ganze chineſiſche
uer Metternichs nur aus Papier, ebenſo wie die andern
:theidigungswerke des abſolutiſtiſchen Syſtems, und ſo
: er überzeugt, daſs der Wind der Revolution dieſes
ıze abſolutiſtiſche Rüſtzeug in einer Nacht wegfegen
rde. Es ſchmerzte ihn, daſs die Kirche zur undankbaren
lle des miniſteriellen Polizeibüttels degradiert wurde.
der Deſpotismus der Regierung wüthenden Haſs er-
ıte, ſo theilte fatalerweiſe die Kirche dieſe Unpopularität
ɔ büßte ſo ihre Autorität ein. Bei dieſem grauſamen
ɔiel war ſie im doppelten Nachtheil: einerſeits wurde
von ihrem Protector, dem Staate, unterjocht, anderer-
ts muſste ſie ſich den Vorwurf des Volkes gefallen
ſſen, daſs ſie die Stütze der Tyrannei ſei. Brunner ſah
l dieſe traurigen Folgen und erklärte ſich als entſchiedenen
egner des Abſolutismus. Er verlangte die Freiheit für
ıs Volk und für die Kirche.

Kannte Metternich die politische Anschauung des jungen Kaplans nicht oder empfand er das Bedürfnis, einmal aus einem andern Loch als dem der Ministerial-Bureaus etwas pfeifen zu hören? Wie dem auch war, er wollte den satirischen Dichter sehen. Übrigens fand er einen Grund oder Vorwand, um mit ihm Beziehungen anzuknüpfen, er wollte über die deutsch-katholische Bewegung in Preußen informiert sein und Brunner war am fähigsten, ihm diese Information zu ertheilen.

Ronge, ein abtrünniger Priester aus Schlesien, hatte, um seine niedrigen Leidenschaften zu maskieren, die Fahne des Aufruhrs entrollt und in einer marktschreierischen Broschüre die Gründung der deutsch-katholischen Kirche angekündigt. Die preußische Regierung unterstützte mit allen Kräften die Umtriebe dieses sonderbaren Reformators und so konnte Ronge, von einigen unter die eheliche Haube gelangten Amtsgenossen begleitet, einen Triumphzug durch ganz Deutschland unternehmen. Das Gerücht dieser Saturnalien drang nach Wien und der Fürstkanzler fühlte sich glücklich, mit einem hochgebildeten Priester über diese Bewegung Rücksprache pflegen zu können.

Die erste Begegnung Metternichs mit Brunner war eine sehr herzliche. Im ersten Augenblick war der Kaplan etwas betroffen. Stand er doch einem der berühmtesten und mächtigsten Männer Europas gegenüber, der zugleich die Personification des absolutistischen Systems bildete. Er selbst verabscheute nun dieses System, wie sollte er sich also aus der Verlegenheit ziehen? Der Minister beeilte sich, seinen jungen Gewährsmann in eine ungezwungene Stimmung zu versetzen. Er sagte ihm sofort, die Lage der österreichischen Kirche gereiche ihm keineswegs zur Befriedigung. „Nun fand ich mich sofort zurecht", erzählt

runner. „Als ich mir im Laufe der Unterredung eine weichende Ansicht auszudrücken erlaubte und mich darob tschuldigte, antwortete der Fürst mit einem feinen Lächeln: Wenn ich von Ihnen nichts anders als die Wiederholung iner eigenen Ansichten wünschen würde, so hätte ich ja ht gebraucht, Sie zu mir zu bitten.' Von da ab gestaltete ; die Conversation ganz zwanglos." Als Brunner seine rwunderung äußerte, dass der Kanzler, obwohl von der haltbarkeit der damaligen kirchlichen Zustände überzeugt, hts dagegen versuche, antwortete Metternich: „Sehen e, überall, wo die Dinge schief gehen, wird mein Name den Vordergrund gestellt. Aber in Wirklichkeit ist mein nfluss viel beschränkter als man gewöhnlich glaubt. Den eis dieses Einflusses überschreite ich niemals, lieber lass mir Unrecht thun, das ist mein Grundsatz."

Zu seiner großen Überraschung sah sich also Brunner em ganz andern Metternich gegenüber als dem Metter- h der Sage. Das gibt er in seinen Memoiren rück- tlos zu, ja er betont sogar diesen Unterschied. Denn gleich Metternich Kanzler und Cabinets-Chef war, gieng ı ihm weder die Initiative, noch die Leitung der amt- en Maßregeln aus, für die man ihn so gern verant- rtlich machte. Das Übel wurde unter und außer ihm gerichtet und oft wurden ihm chicanöse Maßregeln aufs rbholz geschrieben, von denen er nicht einmal Kenntnis aß. Brunner hatte Gelegenheit, dies persönlich mehr als mal zu constatieren und da seinem Charakter Schmeichelei s ferne lag, so wird man gut thun, seine Memoiren iau zurathe zu ziehen, bevor man darangeht, den Kanzler richten.

Als der Fürst zu einem andern Gegenstande über- end Brunner fragte, was man von der deutsch-katho-

lischen Bewegung zu halten habe, sagte dieser ohne Umschweife, dass dieselbe die Religion nichts angehe und dass die ganze Bewegung eine rein revolutionäre sei. „Die Regierungen," fügte er hinzu, „die diese Bewegung fördern, bekunden Leichtsinn und Verblendung. Dieselben scheinen zu glauben, dass der Angriff sich gegen die katholische Kirche richte, aber in nicht ferner Zukunft, wenn der Schleier fällt und das Drama beginnt, werden die Regierungen die Wahrnehmung machen, dass man mit denselben Stöcken, die sie unter den Demagogen vertheilten, gegen sie selbst losgehen wird."

Die Zukunft sollte Brunner Recht geben, denn drei Jahre später sah Preußen zu seinem eigenen Schrecken, dass der Rongianismus eine hypokritische Form der Revolution sei. Metternich sah die Richtigkeit der Bemerkungen Brunners ein und beauftragte ihn, ihm über diese Frage einen schriftlichen Bericht vorzulegen.

Dieser Bericht war in wenigen Wochen fertig. Nachdem der Kanzler ihn gelesen hatte, fasste er eine noch lebhaftere Bewunderung für diesen jungen, mit einem solchen Scharfblick begabten Priester. Später pflog er häufige Unterredungen mit demselben und verlangte von ihm Denkschriften über verschiedene politische und religiöse Fragen. Brunner war gleichsam sein Geheimsecretär und bei verschiedenen Anlässen sein Vertrauensmann geworden. Aus Anlass mehrerer giftiger, gegen seine Person gerichteter Zeitungsartikel, kam Metternich nochmals auf die Ohnmacht zurück, zu der er in Wirklichkeit verurtheilt wäre. „In Wahrheit", sagte er, „bin ich nur Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ich habe keine Ingerenz auf die innere Politik, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Suppe früher im Ministerrath fertig gekocht wird,

ie zu mir kommt. Bei mir wird dieselbe nur etwas
t. Ist die Suppe schlecht und die Mahlzeit ver-
. so erfahre ich das hier wohl, kann aber daran nicht
ringste ändern. Vermöge meiner Stellung erfahre ich
alles, was in der innern Verwaltung vorgeht, bin
abei nicht im geringsten betheiligt. Das will man
begreifen, und das ist eben die Ursache der irrigen
eilungen, denen ich zum Opfer falle."
Metternich wollte den jungen Priester, dem er die
eines so großen Vertrauens erwies, in amtlichen
: nehmen. Er sprach hierüber mit Bischof Lonowicz
em Nuntius Altieri und da diese beiden Persönlich-
Brunner ungemein schätzten, waren sie hierüber höch-
rfreut. Minder entzückt zeigte sich Brunner selber.
agte dem Freiherrn v. Hügel, dass es ihm peinlich
dem Priesteramte entrückt zu werden. Er wollte um-
iger in den Verwaltungsdienst treten, als er den
n Hass und Neid der ganzen kirchlichen Bureaukratie
te. Das Consistorium befand sich in förmlicher Auf-
ig, seitdem man wusste, dass der Kaplan von Alt-
enfeld beim Kanzler wohlgelitten sei. Man hatte nichts
ssen und fürchtete vieles. Es galt um jeden Preis,
n Eindringling unschädlich zu machen, und der Feldzug,
alle Prälaten zu diesem Zwecke unternahmen, war
komisch. Jeder wagte eine abfällige Bemerkung über
nner. „Es fehlt ihm nicht an Fähigkeiten," sagte der
, indem er seine Augen hin- und hergleiten ließ, „aber
st kein Theolog", und dabei war dieser fromme Bruder
theologicis eine vollkommene Null. „Er besitzt gar
en praktischen Sinn", seufzte ein anderer, und dabei
anden seine eigenen theoretischen und praktischen Kennt-
e darin, fette Revenuen zu verzehren. „Er ist ein

phantastischer Pessimist mit einem gewissen Talent für die Form", kläffte ein dritter. Aber derselbe Prälat sagte zu Brunner, als er diesen in Gesellschaft traf: „Ihre ‚Nebeljungen' sind ein Meisterwerk; die Dinge werden so kommen, wie Sie es vorhergesagt haben, aber man will es nicht glauben."

Man hätte gerne Brunner nicht bloß an die ungarische Grenze, sondern am liebsten in die Türkei expediert, weil sein Talent, sein Einfluss, sein Name sie alle verdunkelte. Aber wie dem Vertrauensmanne des Fürst-Kanzlers beikommen? Wenn es aber Brunner gelänge, seine Hand an das Räderwerk der josefinischen Kirche zu legen und das Paradies der bureaukratischen Strohköpfe zu stören, welch ein Unglück! Man wagte davon nicht zu sprechen, man dachte daran nur mit Schrecken.

Der Kaplan von Altlerchenfeld befreite sie selbst von dieser Angst. Da er im vorhinein einsah, dass seine Anstrengungen vergeblich wären, so zog er es vor, mindestens seine Unabhängigkeit zu wahren. Er dankte dem Fürsten für die ihm erwiesene Güte und wies das Anerbieten, ins Staats-Archiv oder ins Cultus-Ministerium einzutreten, zurück.

Ein im Auftrage Metternichs unternommener Schritt sollte ihn in dieser Reserve nur noch bestärken. Der Minister bat ihn, sich zum Staatsrath Justel zu begeben, dem hervorragendsten und einflussreichsten Cultusbeamten. Dieser Greis von achtzig Jahren war ein Priester, der die meisten Orden, die höchsten Titel besaß und dabei den unheilvollsten Einfluss ausübte. Von seinem Cabinete aus regierte er seit undenklichen Zeiten die Kirche, ernannte die Bischöfe, die Canonici, die Pfarrer, gab den Diöcesan-Consistorien Gesetze und verfügte über alle kirchlichen Ämter

ürden. Nichts durfte ohne ihn geschehen; — er war
ıls ein Erzbischof, er stellte sich über den Papst.
)iesem kleinen zusammengeschrumpften Männchen
ı alle Candidaten; nie hatte er Prieſter in anderer
gesehen, als wie eine Bittschrift gefaltet (um sich
unner'schen Ausdrucks zn bedienen). Denn die Ehr-
ı waren zu jeder Erniedrigung bereit und die andern
froh, wenn sie mit dem allmächtigen Zuckermännchen
zu thun hatten. Brunner, der diesen allmächtigen
)er der Biſchöfe und Erzbiſchöfe" nur zu gut kannte,
sich gerne der Frohne eines solchen Besuches entzogen,
die Höflichkeit verbot es ihm, zurückzuweichen und so
er zum Staatsrath. Man darf ohne Übertreibung
dass Jüstel in seinem Cabinet nie etwas anders als
:icheleien hörte. Diesmal muſste er der Ambrosia ent-
:, mit der er sich zu nähren gewöhnt hatte. Er empfieng
ıngen Schutzbefohlenen Metternichs mit herablassender
:ligkeit, und da er wuſste, dass der Kanzler ihn für das
s-Departement in Aussicht genommen hatte, so holte er
us, um seine Gedanken über die kirchliche Lage kennen
nen. Der Kaplan von Altlerchenfeld machte sofort alle
natischen Präliminarien überflüssig, indem er ihm mit
oviel Ruhe als Klarheit seine ganze Anschauung über
oſesinische Kirche darlegte. Er trug kein Bedenken, zu
cen, dass das Gebäude wurmstichig sei und dass es
einstürzen werde, und zwar werde dieser Sturz die
)wichtigungs-Hofräthe, die es in ihrer müh- und lang-
n Weise zu stützen suchen, unter seinen Trümmern
ıben. „Es versteht sich," sagt Brunner, „dass meine
cht einem Greise nicht gefallen konnte, dessen Gewohn-
n sie so sehr störte." Unter andern Umständen hätte
)en Frechling, der zu seinen Orakelsprüchen nicht Ja

und Amen sagte, einfach an die Luft gesetzt. Aber klug, wie er war, dachte er an Metternich und begnügte sich damit, den bescheidenen Kaplan mit folgenden spitzigen Worten zu verabschieden: „Junger Mann, wenn ich Ihre Rathschläge brauchen sollte, werde ich darum bitten.“ Kein Zweifel, Brunner hatte sich die Carrière verdorben, weil er den Bureaukraten entschieden missfiel.

Diese Ungnade hatte, wie man leicht erräth, ihn jedoch durchaus nicht unglücklich gemacht. Er lachte herzlich über den Schrecken, den er dem Staatsrath Füstel verursacht hatte, und setzte seine literarischen Arbeiten fort. Dem „Nebeljungenlied“ folgte das andere Spottgedicht: „Der deutsche Hiob“, dann die Schutzschrift für den Geschichtschreiber Hurter, und endlich ein Roman. Metternich interessierte sich nach wie vor für diese Studien und befahl den Dichter oft ins Palais.

Er schätzte ihn so hoch, dass er ihm im Jahre 1846 eine Art diplomatischer Mission anvertraute. Im Monat Mai gieng Brunner nach Deutschland und Frankreich. Der Kanzler schickte ihn hin, um die politische Lage daselbst zu studieren und Europa ein wenig auf den Puls zu fühlen. Seit einigen Jahren begann der so lange unerschüttert gebliebene Optimismus merklich zu schwinden. Die Berichte seiner diplomatischen Agenten im Ausland lauteten nichts weniger als beruhigend. Selbst in Österreich wurden ihm von Brunner und andern Freunden beunruhigende Anzeichen verkündet. Von Zeit zu Zeit vernahm er unheimliches Getöse, welches Sturm, wenn nicht Zusammenbruch vorhersagte. Er wollte ausführlichere und genauere Informationen haben und so ersuchte er den Kaplan von Altlerchenfeld, eine Forschungsreise anzutreten.

Der improvisierte Diplomat nahm auf den Weg ein

mit Briefen mit, die ihn bei den hervorragendsten ılichkeiten der Orte beglaubigten, die er passierte. Sei ſcheidenheit, sei es berufsmäßige Verschwiegenheit, — ıer ſpricht in ſeinen Memoiren von dieſer Miſſion ɜar nicht. Aber aus dem Reſultat derſelben geht ɔ, daſs er die Thatſachen gehörig beobachtet und ɜ aufgefaſst hatte. Nach ſeiner Rückkehr nach Wien er ſeine Bemerkungen in einem Berichte nieder, den :m Fürſten Metternich übergab. Der Schluſspaſſus merkwürdigen Actenſtückes, das ſich in irgend einem er Archiv finden muſs, liefert einen neuen Beweis, Metternich den Mann ſeines Vertrauens richtig ge= t hatte. „Späteſtens in zwei Jahren", hieß es in n Bericht, „wird die Revolution in Europa aus= en." Dieſe Prophezeihung Brunners datiert vom Jahre 3.

Brunner konnte und wollte nicht in allen Gaſſen enige verkünden, was er beobachtet und vorhergeſehen e. Nichtsdeſtoweniger glaubte er, das Publicum habe ſo ein Recht, gewarnt zu werden, wie der Kanzler und uchte ein Mittel, um es zu warnen. Er wählte dazu Form des allegoriſchen Romans. Gegen Ende des ɜres 1847 erſchien zu Regensburg ein Roman in zwei nden unter dem Titel: „Die Prinzenſchule zu Möpſel= ck". Als Roman war das Buch ziemlich mittelmäßig, r die verſteckten Anſpielungen, die es enthielt, waren :um um ſo pikanter. Es war eine mehr oder weniger tere Satire über das Leben der deutſchen Höfe, der triguen, die daſelbſt geſponnen, der politiſchen Syſteme, daſelbſt bevorzugt wurden, der Erziehung, die man ſelbſt den Prinzen gab. Möpſelglück konnte ebenſogut ſterreich als irgend ein Großherzogthum bedeuten; —

denn überall herrschten dieselben Laster, machten sich dieselben Fehler breit, überall begiengen die Regierungen dieselben Schnitzer, überall rief die Unterjochung der Kirche dieselben Resultate hervor.

Die Schilderung Brunners war also durchaus nicht übertrieben; im Gegentheil, er hatte noch die Farben gemildert, und zwar selbst auf die Gefahr, hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben. Nichtsdestoweniger war man über ihn ungehalten, dass er die Trostlosigkeiten Möpselglücks so bloßgelegt hatte. Das letzte Capitel des beanständeten Buches war überschrieben: „Zukunft der deutschen Einheit, Folgen des politischen Systems von Möpselglück und eine Reihe außerordentlicher Ereignisse." Zu dieser Überschrift fehlte der Text, dessen Stelle ein großes, ganz schwarzes Viereck einnahm. Dieser so beredte Klecks war der Abgrund, in den Deutschland versinken sollte. Aber man wollte das nicht glauben. Auch die Kranken wollen nicht, dass ihnen der Arzt die herannahende Krise verkünde; sie ziehen es vor, sich in eitlen Hoffnungen zu wiegen und sich an das Leben krampfhaft anzuklammern, bevor sie sich zum ewigen Schlafe anschicken. Beim Eintritt des Jahres 1848 glichen die Wiener zumeist solchen Kranken. Daher der Ärger, den sie über den schwarzen Klecks Brunners empfanden und mit dem sie ihm denselben vorwarfen.

Freilich war nicht alle Welt so verstockt, und Metternich wagte es nicht, sich länger in gefährliche Illusionen einzuwiegen. Auch andere hochgestellte Personen waren von der Ähnlichkeit des Bildes betroffen, das Brunner in seinem satirischen Roman gezeichnet hatte und diese glaubten ihrerseits auch an den schwarzen Klecks. Herr v. Bombelles, Erzieher des Erzherzogs Franz Josef (jetzigen Kaisers), ge-

zu dieſer Gemeinde der Gläubigen. „Ich ſtimme mit vollkommen überein", ſagte er zu Brunner, dann er hinzu: „Wir befinden uns in Öſterreich auch auf Vulcan; im Innern begeht man Fehler auf Fehler was am beklagenswerteſten iſt, man kann nichts da- . . Ich habe eine geheime Ahnung, daſs großes nach über Öſterreich hereinbrechen wird; wir ſtehen lande des Abgrunds." Einige Wochen nachher wälzte ie öſterreichiſche Regierung im Blut, der Klecks, den ner gezeigt hatte, dieſer ſchwarze Fleck unter jener sreichen Überſchrift hieß: „Die Revolution".

Fünftes Capitel.

ie Revolution von 1848. — Sebaſtian Brunner als Journaliſt.

Eines Morgens des Jahres 1848 gieng Se. Excellenz Staatsrath Füſtel, Commandeur des Leopoldordens, ierter Propſt des Collegiatſtiftes zu Wiſſehrad, oberſter der Kirche in Öſterreich, wie gewöhnlich in ſein Bureau, daſelbſt die Functionen eines Vice-Herrgotts zu ver- ı. Er zog ruhig daher, ohne ſich um die Außenwelt kümmern, beſeeligt von dem einzigen und tröſtlichen anken, daſs er vierzig bis fünfzig Biſchöfe, Tauſende Canonici und Pfarrern nach ſeiner Pfeife tanzen ließ daſs er Kreuze und Pallien nach Belieben austheilte. ſer ſüße Gedanke beſchäftigte ihn ohne Zweifel im ɔenblicke, wo er mit dem ſtereotypen Lächeln auf den pen die Thür ſeines Cabinets öffnete. Aber welch ein ɔlick bot ſich ſeinen beſtürzten Blicken! Wenn es möglich ɔeſen wäre, daſs ein alter Bureaukrat von dreiundachtzig ɔren von der Überraſchung niedergedonnert werde, ſo wäre

Jüstel gewiſs von dieſem Donner und Blitz getroffen worden. In den Fächern, in die er ſeit fünfzig Jahren die biſchöflichen Tugenden, die kirchlichen Demüthigkeiten, die adminiſtrativen Gaben des heiligen Geiſtes, die polizeilichen Qualificationen einerſeits; die ultramontanen Fehler, die romaniſierenden Tendenzen, die Beſtrebungen eines unzeitgemäßen Talentes andererſeits einreihte, machten ſich in köſtlicher Behaglichkeit die ſchönſten Zuckerwerke der Welt breit. An die Stelle der Acten, wo die Schmeicheleien ruhten, die ſo vielen Würdenträgern als Stufenleiter dienten, hatte man die mannigfachſten und ſaftigſten Kuchen aufgehäuft. Und ſogar an dem Tiſch, wo der Staatsrath ſo viele lebende oder wenigſtens articulierende Marionetten mit Purpur und Hermelin bekleidet hatte, ſtand ein Junge mit weißer Schürze und fabricierte Zuckermännchen in bunten Schattierungen.

In dieſer buchſtäblich bitterſüßen Form zeigte ſich die Revolution dem allmächtigen Prälaten. Bis dahin hatte er an dieſelbe nicht geglaubt.

In Wahrheit hatte er ihr Erſcheinen nicht einmal bemerkt. Die Straßen Wiens waren voller Unordnung, Rufe des Haſſes und Todes hatten überall ertönt, ſchreckliche Verwünſchungen wurden täglich gegen die Religion und die Kirche geſchleudert. Jüſtel ſah nichts und hörte nichts. Oder vielmehr, er ſah nur eines, ſeine Höhle und ſeinen Dreifuß (ſein Arbeitscabinet und ſeinen Arbeitstiſch), dieſen Tiſch, von wo aus er die Kirche Gottes regierte, und gieng nach wie vor jeden Morgen ins Amt.

Unglücklicherweiſe hatte er aber die Rechnung ohne die Nationalgarde gemacht. Dieſe hatte ſich in der Hofburg inſtalliert (man wuſste nicht, ob zum Angriff oder zur Vertheidigung) und war in die Räume der Hofzuckerbäcker

rungen. Aus ihrem Sitz vertrieben, nahmen die Zucker-
ihre Utensilien und Materialien, um sich im erst-
verfügbaren Local niederzulassen. Der Zufall hatte
it seiner grausamen Ironie in das Bureau Jüstels
eudert und sie setzten sich darin ohne Bedenken fest.
Die Verwirrung, die im Cabinet Sr. Excellenz herrschte,
in ziemlich getreues Bild dessen, was in Wien und
r ganzen Monarchie vorgieng. Nicht, dass sich über-
Zuckerbäcker installiert hätten, bei weitem nicht, aber
ll wurden die Schubladen der Bureaukratie von
st zu oberst gekehrt. Der schwarze Klecks Brunners war
erlich geworden und nahm immer größere Dimensionen
Kaum war der Thron Louis Philipps gestürzt, als
litze des dämagogischen Sturms den Himmel in ganz
pa durchzuckten. In Österreich war der Krach unver-
lich. Jarke, der Freund Brunners, hatte gesagt: „Wer
keine politischen Reformen will, der muss die Re-
tion wollen." Und ungeachtet all dieser Warnungen
man selbst die dringendsten Reformen nicht eingeführt
so brach die Revolution über Österreich wie ein reißen-
Strom herein.

Am 12. März machte Brunner seinen gewöhnlichen
ndbesuch bei Baron Hügel; bald darauf fand sich
drich Fürst Schwarzenberg ein, ein sehr angesehener
rat, der unter dem Pseudonym „Lanzknecht" zeichnete.
Ereignisse des Tages bildeten natürlich das Thema
Unterhaltung. „Es ist aus," rief Fürst Schwarzenberg
g betroffen, „es ist aus, morgen beginnt der Tanz,
cken Sie wohl, ich sage es Ihnen hier an dieser Stelle."
beiden Männer verließen zusammen den Hügel'schen
lon und als sie durch die Herrengasse giengen, fuhr der
rst fort: „Wenn die Leute blind und taub sind, dann

ist alles vergebens, dann sehen und hören sie nicht." Wenige Jahre zuvor befand sich Brunner auf einem bei Hügel gegebenen Diner neben demselben Fürsten, und schilderte ihm das Elend, das in den Arbeitervierteln Wiens herrsche. „Ja, meine Herren," entgegnete der Lanzknecht, „das Elend ist groß in der Welt, aber des Übels größtes ist, dass wir uns damit nicht befassen wollen, wir verzehren Trüffeln von der Größe eines Kinderkopfes, und andere haben nicht genug Erdäpfel zu essen." Man sieht, Schwarzenberg war ein hellblickender Kopf. Seine Prophezeihung vom 12. März gieng buchstäblich in Erfüllung, denn einen Tag später floss das Blut in den Straßen Wiens.

Brunner war früh morgens in die Stadt gegangen, um zu sehen, was los sei; unterwegs erfuhr er, dass es in der Kammer sehr heftige Scenen abgesetzt habe und gewahrte ungewöhnliche Truppenbewegungen an verschiedenen Punkten. Von einem Fenster des vom Fürsten Löwenstein-Rosenberg bewohnten Hauses war er Zeuge des ersten Zusammenstoßes zwischen der bewaffneten Macht und der Menge; — eine furchtbare Salve und auf dieselbe folgende Verzweiflungsrufe verkündeten ihm, dass der „Tanz" losgienge. Er kehrte in das Altlerchenfelder Pfarrhaus in der Überzeugung zurück, dass eine Weltordnung in Trümmer zu gehen im Begriffe sei, und mit dem festen Willen, die Kirche mitten in diesem Chaos zu vertheidigen.

In der That war die Kirche ein sehr bedrohter und ganz verlassener strategischer Punkt; was Brunner vorausgesehen und befürchtet hatte, das gieng unter schrecklichen Anzeichen in Erfüllung. Durch ihre unkluge Verbandelung mit dem Polizeistaate hatte die josefinische Kirche das ganze Missvergnügen und den ganzen Hass auf sich geladen, den der Absolutismus verdiente. Im Grunde war

n dieſer Beziehung nicht allein ziemlich unſchuldig,
:rn trug auch aus dieſer unglückſeligen Verkettung
r den meiſten Schaden davon; allein iſt nicht Leiden-
't blind gegen ſolche Argumente? Die Menge erklärte
Staate den Krieg und da die Kirche als Verbündeter
Mitſchuldiger der Regierung galt, ſo machte man ſich
ichſt an die Kirche. Wochen hindurch wurden die Prieſter
ich in den Straßen Wiens inſultiert, man wetteiferte
nlich darin, ihnen Koth ins Antlitz zu werfen, ſie mit
hungen und Verwünſchungen zu überhäufen. Die Rufe:
ı den Galgen mit den Pfaffen!" wiederhallten mehr
einmal und Brunner hörte ſelbſt einen kleinen Juden,
eine Gruppe von Soldaten anfeuerte, „dieſen Prieſter
hängen".

Dieſe Beſchimpfungen auf der Gaſſe waren noch nichts
Vergleiche zu denen, die jeden Morgen in den Bro-
üren und Zeitungen erſchienen. Kaum war die freie
eſſe, man wuſste ſelbſt nicht wie, erſtanden, ſo gieng
ȝ dem faulen Boden der Hauptſtadt eine Anzahl von
itungen hervor, die ſich's zur Pflicht machten, die Kirche
d den Clerus zu beſchimpfen. Meiſt von Juden redigiert,
elten dieſe Blätter die chriſtliche Religion mit unerhörter
echheit aus. Die Kirche war dieſen iſraelitiſchen Scriblern,
wie dem von ihnen aufgehetzten Pöbel, förmlich preis-
geben.

Da das Regime Jüſtels weder die Gefahr voraus-
ſehen noch die Abwehr organiſiert hatte, ſo trat deſſen
hnmacht klar zutage. Man hätte literariſch und wiſſen-
haftlich gebildete Apologeten gebraucht, denn der Joſefi-
ismus hatte ſyſtematiſch jedes Talent beim Clerus erſtickt.
Man hätte Männer gebraucht von unerſchrockenem Eifer,
nd man hatte jede religiöſe Flamme verlöſcht, um nur

die „Demuth“ zu cultivieren; man hätte Priester gebraucht voller Hingebung an das Volk und mit diesem in fortwährender Berührung, und Jüstel kannte nur die geheiligte Person des Kaisers und die nicht minder geheiligte Person aller bureaukratischen Vorgesetzten. Eine solche Kirche flößte weder Sympathie, noch Achtung, noch Hingebung ein; am Tage der Gefahr wurde sie daher von jedermann so wie von den Hofbäckern behandelt. Man hob das Bureau derselben auf und sie selbst hatte aufgehört, zu existieren.

Sobald die Jüstels delogiert werden und die Zuckerbäcker ihre Stelle einnehmen, so ist das für die heroischen Seelen der richtige Augenblick, sich in die Bresche zu stellen und dem Staub die Fahne zu entreißen, die schwache oder feige Hände sich entgleiten ließen. So handelte Sebastian Brunner; die Stunde des Handelns war für ihn gekommen.

Wer kämpfen will, muss Waffen haben; welche Waffen sollte der Kaplan von Altlerchenfeld wählen? Der große Bischof Ketteler sagte eines Tages, dass der heil. Paulus, wenn er jetzt leben würde, Journalist wäre. Brunner begründete eine Zeitung. Mit dem ihm eigenen Scharfblick wollte er seine Waffe schmieden, noch bevor der Sturm zum Ausbruch käme. Man erinnert sich, wie Erzbischof Milde ihn früher an der Ausführung desselben Vorhabens hinderte, da jener nach dem Worte des Fürsten Schwarzenberg zu den Blinden gehörte, die nichts sehen, zu den Tauben, die nichts hören. Nun lag alles in der Kirche danieder, und so war das frühere Hindernis beseitigt, weshalb Brunner beschloss, ein volksthümliches, freimüthig katholisches Blatt zu gründen. „Man musste Muth haben,“ sagt er in seinen Memoiren, „um eine solche Unternehmung im Angesicht der radicalen Meute zu wagen, wo man obendrein von niemand Hilfe zu erwarten hatte.“

ersuchte es doch, und einige Tage nach dem blutigen emützel vom 13. März veröffentlichte er das Programm „Wiener Kirchenzeitung".

Schon die Ankündiguug dieser Zeitung war ein Er- s. Der Dichter-Journalist wählte als Motto: „Freiheit Kirche!" und dieses Motto allein war ein Symbol. heit der Kirche, das war ein Ruf der Befreiung nach hriger Sclaverei, ein Kriegsruf gegen ein ganzes ver- nisvolles System, ein Ruf der Sammlung für alle ster und alle Katholiken, die guten Glaubens sind. Die heit der Kirche war von der josefinischen Bureaukratie Füßen getreten worden; es handelte sich darum, die he von allen Banden und Ketten zu befreien, in die sie gelegt hatte, und ihr das Wort Christi an Lazarus rufen: „Komm heraus!" Veni foras! Andererseits rde die Freiheit der Kirche von der triumphierenden magogie und den Freimaurersecten stark bedroht, es galt o auch diesen neuen Feinden, welche fast ebenso ge- rlich wie der Josefinismus waren, die Stirn zu bieten.

Brunner eröffnete den Feldzug mit jugendlichem Feuer d entfaltete als Journalist merkwürdige Anlagen und nderbaren Muth. Er stand fast allein in diesem Kampfe: nn Veith kämpfte auf einem andern Boden. Seit dem onat Mai bis zu den blutigen Octobertagen, während r Schreckensherrschaft und unter dem System der Be- rafung setzte er das Erscheinen seines Blattes fort, ohne ch um Kritik oder Angriff zu kümmern, lediglich von iner Triebfeder beseelt: der Liebe zur Religion, und von nem Ziel: der Befreiung der Kirche.

Sobald die Fluten der Revolution sich verlaufen atten, trat die alte Bureaukratie sofort wieder aus den Schlupfwinkeln hervor, in die sie sich während der Schreckens-

tage verkrochen hatte. Die „Wiener Kirchenzeitung“ stand ihnen im Wege als Vorwurf, als unbequemer Zeuge und vor allem als eine Drohung. Die Zuckerbäcker hatten das Bureau des Staatsraths Füstel geräumt, seine Schränke wieder leer gemacht und ihre Confituren und Torten mitgenommen. Se. Excellenz hätte nun nur noch die Zeitung des Altlerchenfelder Kaplans unterdrücken wollen. Der Seminarist Brunner hatte im Jahre 1837 gesagt: „Entweder wird das System die Kirche tödten oder die Kirche wird das System tödten.“ Als er Journalist wurde, kämpfte er für die Kirche gegen das System, und er besaß Talent und Zähigkeit genug, um aus diesem Duell siegreich hervorzugehen. Darauf war man in Füstels Umgebung nur allzusehr gefasst, und man setzte daher alles ins Werk, um die „Wiener Kirchenzeitung“ mundtodt zu machen und ihren tüchtigen Redacteur zu entwaffnen. Was nutzte es, dass Brunner die Interessen der Religion mit glänzendem Erfolge vertheidigte und den Schlägen der Juden und Radicalen zur Zielscheibe diente, wenn er der Feind des Josefinismus war? Es galt ja vor allem das josefinische System zu retten und müsste man zu diesem Zwecke selbst mit den ärgsten Feinden der Katholiken gemeinsame Sache machen.

Wir werden sehen, wie der satirische Dichter diesem doppelten Gegner die Stirn bietet und zugleich seinen kirchlichen Vorgesetzten, die ihm seine ultramontane Gesinnung zum Vorwurf machen, Widerstand leistet, nicht minder aber der Sectierer- und Judenpresse, die ihm seine unerschütterliche Vertheidigung des Christenthums nachtrugen. Dies Schauspiel ist äußerst lehrreich und gereicht dem jungen Freunde des Fürsten Metternich zur höchsten Ehre.

Sechstes Capitel.

tian Brunner im Kampfe mit dem Josefinismus.

leich die erste Nummer der „Kirchenzeitung“ vom pril 1848 ließ über die Kampfes-Absichten Brunners Zweifel. Der Leitartikel, ein wahres Meisterwerk, t das gröbste Geschütz gegen die kirchlichen Reformen II. und demgemäß auch gegen die jetzige Situation. Verfasser wies nach, wie der Mesner-Kaiser den socialen Organismus zerstört, die Corporationen, reiheiten der Gemeinden, die Rechte der Zünfte und werker untergraben hatte, und schilderte sodann mit jafter Meisterschaft den Einfluss dieser Umwälzungen ie Religion.

Man müsste diesen ganzen Absatz anführen, so herrt derselbe! „Der Staat“, sagte er, „wollte nicht, dass Kirche sich selbst regiere, Sion sollte nicht mehr sein er Wächter sein. Um sie zu bewachen, schuf man Koloss, demjenigen gleich, den Nebuchadnezar in m berühmten Traumgesicht gesehen hatte: alles war chlich, wenngleich aus verschiedenem Material geformt. Kopf der Bildsäule, die der König von Babylon ge- hatte, war aus Gold, die Brust und die Arme aus er, der Bauch und die Seiten aus Erz, die Beine aus n und die Füße aus Thon. Ein Stein wälzte sich vom ge herab, traf den Fuß des Kolosses und stürzte ihn ... Sollte dieser furchtbare, von geheimnisvoller Hand jleuderte Stein den Kolos der Bureaukratie verschonen? ser papierene Riese pflanzte sich in schrecklicher Weise der Kirche auf. Sein Kopf war ein ungeheures Tinten-, seine Haare Federn, seine Hände und Füße Papier- en, sein Körper eine unförmliche Masse von Acten,

seine Nerven Kleister; seine Augen waren voll Sand und deshalb konnte er die Zukunft nicht sehen; er nährte sich von Berichten und athmete keine andere Luft als die Gunst der Fürsten, er regierte mit Decreten und fürchtete nur eines: den wachsamen Geist Sions, den wachsamen Löwen Judas. Was Wunder, dass dieser Koloss sich dazu beglückwünschte, Sion eingeschlafen zu sehen, und daher dessen Schlaf begünstigte! Es ist ja leichter, einen Schläfer, als jemanden, der seine Augen offen hält, zu überwachen. Was Wunder, dass er es als ein Glück betrachtete, den Löwen Judas gefangen zu halten! Er konnte ihn ja so leichter mit seinen papiernen Ketten anschmieden und ihn in die Netze seiner Amtsrubriken verstricken! . . ."

Das Bild war von frappierender Wahrheit. Das Ungeheuer war wirklich da, wie es die Gegner des Josefinismus vorausgesehen hatten. Brunner enthüllte es, um es der Vernichtung und dem Unwillen aller preiszugeben. Man sah es in seiner ungeheuren Bude thronen, welches Kanzlei oder Consistorium hieß. Dort herrschte eine widerliche Atmosphäre, ein Gemisch von allerhand Gerüchen: Schnupftabak, Schweiß von kahlen Schädeln, Moder von Pergamenten, Siegellack. Den Wänden entlang waren zahllose Register aufgestellt, wo sich das ganze, an dieser Stelle zulässige Religiöse verzeichnet fand: auf einer Seite die Taufen, ersten Communionen, Copulationen, Begräbnisse; auf der andern Seite die Ernennungen, Absetzungen, Beförderungen und die Acte der Ungnade. In den Winkeln erhoben sich ungeheure Stöße von Berichten, ganze Ballen von Vorladungen, Urtheilen und Verurtheilungen. Weltliche und kirchliche Diener giengen oder huschten vielmehr wie Schatten von einem Fach zum andern, von einem Winkel zum andern und machten bei jedesmaligem Vorübergehen dem

uer ihre Reverenzen. Zwei Löcher, in zwei entgegen-
n Wänden angebracht, vermittelten den Verkehr einer-
nit den Ministern und der Polizei-Direction, und
rseits mit den Bischöfen. Durch eine dieser Öffnungen
Weisungen und Ausstellungen, die man rasch durch
dere weiter beförderte, ohne sie zu prüfen oder zu
en. Der Gott, der diese fromme Thätigkeit beob-
, vergoss Thränen von Tinte über seine treuen Anbeter.
Die Uneingeweihten, die zum erstenmal in dieses
uarium drangen, empfanden einen wahren Schauer.
rfielen in zwei Classen: solche, welche ans Ziel kommen
n, die es wie der Fuchs in der Höhle des Löwen
en, und solche, die stolzen Sinnes waren und sich
cen, nie wieder zu kommen.

Brunner zählte zu den letztern, jedoch mit dem Zu-
)ass er sich vornahm, diesen Herd des Verderbens in
ı Dasein zu stören. Er konnte leider nicht den Ehrgeiz
ı, die Gewohnheiten des Tempels zu ändern, den
n zu vertreiben, die Personen zu wechseln. Er fasste
andern Entschluss, nämlich die Fenster zu zerschlagen,
Thüren und Mauern zu erbrechen, um frische, belebende,
lenzerstörende Luft von außen eindringen zu lassen!
Das war der Standpunkt der „Kirchenzeitung", und
rste Hieb war so trefflich geführt, dass die Glasscherben
all den Boden bedeckten. Die Wirkung dieser ersten
ımer war eine bedeutende sowohl in Wien als in
, Österreich. In den Reihen der Bureaukratie war man
irzt: die kirchlichen Federfuchser, die den heiligen Geist
chen den Blättern ihrer Register zu halten glaubten;
) die ländlichen Wächter im Priesterrock, die über die
ıen Beete der officiellen Kirche mit ihren Blumen
Zink und Papier wachten; alle diese Diener-Seelen,

die nie ein freies Wort gehört noch geduldet hatten, wurden von epileptischen Anfällen heimgesucht, als sie die Zeitung Sebastian Brunners lasen. Es war ein förmlicher Schrecken der Verwüstung. Andererseits nahmen die Bischöfe und Priester von wahrhaft priesterlicher Gesinnung die „Kirchenzeitung" mit Begeisterung auf. Endlich hatten sie für ihre Gefühle und Wünsche einen Dolmetsch gefunden. Noch war nicht alles verloren, wenn die Kirche Christi mitten im allgemeinen Zusammenbruch einen Vertheidiger gefunden hatte, um den man sich scharen konnte.

Waren nun die Befürchtungen der einen, die Hoffnungen der andern begründet? Stand man am Vorabend einer großen religiösen Umwandlung? Diese Fragen konnte man immerhin aufwerfen; unzweifelhaft aber war das bis dahin in Geltung gewesene System nicht mehr haltbar und lebensfähig, da es noch einige Monate vor der Katastrophe unwiderlegliche Beweise der Verblendung und Unfähigkeit erbracht hatte.

Gegen Mitte des Jahres 1847 sollte ein Professor der Religion an der philosophischen Facultät der Wiener Universität ernannt werden. Ein Stadtkaplan (später als Professor der Theologie an die Universität Tübingen berufen) namens Zukrigl wurde mit der Supplierung der Lehrkanzel betraut. Da dieser Priester sehr gelehrt war und die Strömungen der Philosophie der damaligen Zeit genau kannte, so gewann sich dieser Priester bald die Liebe und Wertschätzung der studierenden Jugend. In seinen ausgezeichneten Vorlesungen wusste er die philosophischen und theologischen Irrthümer, von denen die zeitgenössische Literatur strotzte, siegreich zu widerlegen. Die katholischen Eltern beglückwünschten sich, dass ihre Söhne einen solchen Lehrer gefunden hatten, und alle Welt erwartete mit Sicher-

dass Zukrigl die Lehrkanzel, auf die er interimistisch
n wurde, auch definitiv erlangen werde. Allein die
che Bureaukratie war anderer Ansicht. Sie machte
ungen Supplenten den Vorwurf, dass seine Vor-
gen zu erhaben, zu wissenschaftlich wären und nicht
auf das Gemüth wirkten. Mit einem Wort, man
herausgefunden, dass er zu wissenschaftlich, zu geist-
und in jedem Falle zu orthodox sei. Man ernannte
statt seiner Füster, einen ehemaligen Almosenier des
ms zu Görz, eine triste Persönlichkeit von mehr als
elhaften Sitten und üblem Ruf.

Die Nachricht von dieser Ernennung setzte alle Geist-
und Katholiken überhaupt, denen es an ihren reli-
n Interessen gelegen war, in Schrecken. Denn Füster
nicht allein ein schlechter Priester, sondern auch
ssend und von geringer Intelligenz. Als Brunner
er Tafel des Freiherrn von Hügel diese Entscheidung
ommen hatte, konnte er sich nicht enthalten, zu be-
en: „Nun wohl, man will es so haben und man wird
n, was man gesäet hat. Der Sturm wird an der Univer-
losbrechen.“ Und so kam es. Die Universität wurde
der rührigsten Herde revolutionärer Agitation und
de Füster war es, der die Kutte wegwarf und sich an
Spitze der Bewegung stellte. Da die kirchliche Bureau-
ie mit unqualificierbarer Leichtfertigkeit das Herz der
emischen Jugend behandelt hatte, so rächte sich diese,
m sie sich vor allem auf die Kirche stürzte.

Denselben Mangel an Rücksicht hatte man aber auch
die Seele des Volkes bekundet und Brunner erzählt uns
andere Anekdote, die das System trefflich beleuchtet
verurtheilt. In demselben Jahre 1847 begegnete ein
und Brunners dem Staatsrath Füstel. Man sprach von

verschiedenen Dingen, und als Graf H... von der zunehmenden Bevölkerung Wiens sprach, gab er seiner Verwunderung Ausdruck, dass man nicht auch die Anzahl der Kirchen vermehrt hatte. Füstel erwiderte: „Sehen Sie, voriges Jahr habe ich die gleiche Bemerkung gemacht. In der gewöhnlichen Stunde, in der ich mein Bureau verlassen sollte, wurde ich eines Tages von einem Regenguss überrascht, der mich zum Dableiben zwang. Ich blätterte in einem Kirchen-Jahrbuch der Diöcese und constatierte, dass es in Wien zu wenig Kirchen gäbe. Ich wandte mich nach unten, um Informationen zu erlangen."

Nach unten hieß bei Füstel an den Erzbischof. Die Kirche Jesu Christi war also unter Füstel, er stand an deren Spitze in seine eigene Glorie gehüllt. Ein Unwetter musste also den Herrn Staatsrath darauf führen, dass Wien nicht genug Kirchen besitze und das Volk der Vernachlässigung anheimfalle; ohne diesen Regensturz wäre Se. Excellenz nie daraufgekommen.

Solche und ähnliche Thatsachen, die sich knapp vor der Revolution zutrugen, erklären zur Genüge die Unpopularität, deren Gegenstand die Kirche wurde. Sie erklären auch den Rückschlag, der sich in den gesunden Elementen des Clerus und der katholischen Bevölkerung zeigte. Bei all diesen Seelen fand die „Kirchenzeitung" freudigen Widerhall und wenn einige furchtsame Geister die Sprache Brunners für gefährlich und ungezügelt hielten, wenn einige Duckmäuser ihm vorwarfen, dass er zu geistreich sei, so stand doch die Mehrheit auf der Seite des wackeren Redacteurs. Und dieser erwies sich würdig ihres Vertrauens und ihrer Bewunderung. Durch seine unerschrockene Haltung, durch seine aller Zweideutigkeiten entkleideten Artikel verschaffte er der Religion wieder Achtung: er verstand es,

Sache des Katholicismus von der des Josefinismus,
r häßlichen Verzerrung der wahren Kirche, zu trennen.
Man wäre aber im Irrthum, zu glauben, daſs das
aukratiſche Syſtem willens war, abzudanken und ſich
ie vollendete Thatſache zu ſchicken. Es klammerte ſich
wilder Hartnäckigkeit an, ſeine Schubfächer und da
in Brunner einen großen Feind erkannte, ſo verfolgte
hn mit wüthendem Haſſe. Der Erzbiſchof von Wien, dem
ı ein Katzenmuſik-Ständchen gebracht hatte, hatte ſich
) Kranichberg geflüchtet und in deſſen Abweſenheit wurde
Diöceſe von ſeinem General-Vicar, dem Biſchof Politzer,
itet, der ein Ideal eines Bureaukraten war. Vor der
ɔolution hatte er ſtets die Aufträge des Miniſteriums
ɔiſſenhaft ausgeführt und nie ſelbſtändige Willensregungen
eigt. Da ihn die Revolution emporgetragen hatte, blieb
ein gefügiges Werkzeug der Revolution und gehorchte
ı Wohlfahrts-Ausſchuſs gerade ſo, wie er früher dem
iſer gehorcht hatte. Das miniſterielle Sprachrohr, das
t der Kirche in Verbindung ſtand, war daſſelbe geblieben;
ɔß einer der Sprecher war ein anderer geworden und
ſer trug nun die rothe Mütze ſtatt der Krone.

Der Wohlfahrts-Ausſchuſs nahm ſich die apoſtoliſche
hätigkeit, die von einem Theile des Clerus unter der
aſpiration Brunners entfaltet wurde, wohl zu Herzen und
at an die Diöceſan-Verwaltung mit dem dienſtfreundlichen
rſuchen heran, dieſer Unordnung ein Ziel zu ſetzen. Politzer
eilte ſich, den Befehlen des Ausſchuſſes pflichtſchuldigſte
olge zu leiſten und erließ an den Clerus eine geharniſchte
ote, die dieſem buchſtäblich die Hände band. Die Situation
ar kritiſch. Auf die „Kirchenzeitung“ war es abgeſehen
nd mit dieſer auf alle der Kirche aufrichtig ergebenen
Prieſter. Hätte man die Circularnote Politzers ohne Proteſt

angenommen, so wäre das einem moralischen Selbstmord gleichgekommen. Brunner glaubte daher nicht, die Flinte ins Korn werfen und die aufkeimende Freiheit entmuthigen zu sollen. Er trat in offenen Kampf mit dem General-Vicar und veröffentlichte einen männlich-stolzen Artikel, in welchem er das Recht, zu reden und zu handeln, laut und freimüthig zur Geltung brachte. Da die Gelegenheit günstig schien, erweiterte er die Streitfrage, indem er dem von Monsignore Politzer vertretenen ketzerischen System offen den Krieg erklärte. „Wir greifen", sagte er, „keine Personen an, sondern das System . . . Wir wissen aus sicherer Quelle, dass sich jüngst ein österreichischer Bischof an den Minister um Instructionen wegen Zulassung von Seminaristen wandte. Armes Ministerium! armer Bischof! und noch ärmere Kirche! In Russland würde eine solche Unterwürfigkeit gegen den Cäsaropapismus den Stanislaus-Orden erster Classe mit Diamanten verdienen, bei uns verdient eine solche Handlungsweise nur . . . zur Kenntnis des Publicums gebracht zu werden.

Die große Mehrheit der Geistlichkeit bejubelte diesen kühnen Protest und fühlte sich von einer ungeheuren Last befreit. Politzer sann auf Rache. Vierzehn Tage nach dem Erscheinen dieses Artikels wurde Brunner vor die Schranken des General-Vicars citiert, der Beleidigter und Ankläger in einer Person war!

Der Bischof richtete an ihn die üblichen Gewissensfragen, wer er sei und wie er heiße.

Am Anfang dieses Jahrhunderts stand ein anderer Priester, Clemens Hofbauer, ein großer Heiliger, den die Kirche jetzt auf ihren Altären verehrt, auf derselben Stelle, wo in diesem Augenblick Brunner sich befand. Die Bureaukraten in Violett auf ihren curulischen Stühlen boten dem

berühmten Mönch nicht einmal Platz an, sondern frugen ihn auch um die Generalien, wie einen gemeinen Dieb. Hofbauer antwortete ihnen mit engelgleicher Sanftmuth: „Man hält mich in Wien überall für einen katholischen Priester.“ Diese Antwort trug ihm eine scharfe Zurückweisung seitens eines der Beisitzer des geistlichen Gerichtshofes ein. Als der Heilige, der sich wer weiß was für einer Missethat zu verantworten hatte, diese Aufregung wahrnahm, antwortete er, sich verbeugend: „Es ist nicht gut sein hier, ich gehe“, und er entfernte sich.

Brunner aber gieng nicht, sondern antwortete stolz: „Ich bin Redacteur der ‚Kirchenzeitung‘.“ — „Nein, Sie sind Kaplan der Pfarre Altlerchenfeld.“ — „Gewiss, aber als solcher stehe ich nicht hier.“ Es war ein heißes und langes Verhör. Mit unbestrittener Überlegenheit der Dialectik bewies der Angeklagte die Incorrectheit und Ungesetzlichkeit im Vorgange des General-Vicars. Monsignore Politzer war verlegen und ärgerlich. Er war gewöhnt, vor sich nur arme, vor Schrecken zitternde Teufel zu sehen. Die Festigkeit, Geradheit, das juridische Wissen Brunners brachten ihn aus der Fassung; er hielt es für gerathen, die Sache fallen zu lassen, und der Journalist hatte gewonnenes Spiel.

Das war also wenigstens ein Waffenstillstand! Die Feindseligkeiten wurden aber wieder auf der ganzen Linie aufgenommen, als die Bureaukratie aus dem Exil zurückkam. Denn sie waren fast alle aus Wien fort, die Unterthanen des gestürzten Kolosses, und überließen es Brunner, die Religion um den Preis seines Lebens zu vertheidigen. Wohl hatten sie es einen Augenblick versucht, auf ihrem Posten auszuharren und die Kirche mit Hilfe des Wohlfahrts-Ausschusses zu regieren. Aber diese Revolutionäre waren so ungestüm und sprachen so leicht von der Laterne,

dass die Liebe zum Leben bei diesen Bureaukraten die Liebe zu den Schubfächern überwand. Brunner hörte kein Wort mehr davon.

Es kamen dann andere Zeiten. Dem Fürsten Windischgraetz war es gelungen, die Revolution niederzuwerfen und in Wien wieder Ordnung herzustellen. Die kirchlichen Behörden kehrten zurück, zwar ohne besondern Grund zum Stolzsein — der Erzbischof von Paris war inzwischen auf den Barricaden gefallen —, aber umso entschlossener, ihre kleinen Rancünen zu befriedigen. Man hatte die Augen auf die „Kirchenzeitung" und ihren Redacteur gerichtet und ein ganz unvorhergesehener Umstand sollte ihnen bald das Opfer ausliefern.

Ein armer Pfarrer, derselbe, welcher an Brunners Stelle nach Wienerherberg gekommen war, hatte über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gepredigt und das Manuscript dieser Predigt war der „Kirchenzeitung" eingesandt worden. Dieselbe war ganz harmlos und Brunner veröffentlichte sie nicht, weil er sie nicht des Druckes würdig erachtete. Nach Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe klagte irgend ein Beamter oder Polizeiagent den Pfarrer von Wienerherberg, dass er eine revolutionäre Predigt gehalten habe. Der unglückliche Priester wurde verhaftet, in Ketten gelegt und in Begleitung zweier Gendarmen nach Wien geführt, um vor das Kriegsgericht gestellt zu werden.[1] Die Polizei erfuhr, dass die incriminierte Predigt sich in den Händen Brunners befinde. Da man es aber nicht wagte, sie direct dem Redacteur abzuverlangen, wandte man sich an das Consistorium, um ihn durch dieses zur Herausgabe des Manuscriptes zu zwingen. Wenn man

[1] Der unglückliche Geistliche wurde freigesprochen, starb aber bald an den Folgen der unwürdigen Behandlung, die er erlitten hatte.

aber hoffte, dass Brunner das Redactions-Geheimnis preisgeben würde, so hatte man sich vollständig verrechnet. Brunner versuchte es zunächst, dem Consistorium eine goldene Rückzugs-Brücke zu bauen, indem er eine ausweichende Antwort gab. Da aber dasselbe seinen Standpunkt festhielt, so erklärte er ohne Umschweife, das Manuscript nur auf förmliches Verlangen des Verfassers herauszugeben.

Das war ein prächtiger Fall von Insubordination! Die Bureaukraten lachten sich ins Fäustchen und Brunner wurde ein zweitesmal vors geistliche Gericht geladen. „Zur angesetzten Stunde", schreibt er, „begab ich mich ins erzbischöfliche Palais. Der Erzbischof hatte die für feierliche Anlässe bestimmte violette Soutane angelegt, ebenso der General-Vicar Politzer, der Kanzlei-Director trug die goldene Kette der Canonici: alle Welt in höchster Gala. Ich gestehe, dass die ganze Pracht, mit der man einen armen, schon ohnehin in tausend Ängsten befindlichen Redacteur zu erdrücken suchte, mich ganz kalt ließ und mir noch größere Zuversicht verschaffte. Wenn man seiner Sache sicher war, so hätte man ja diesen ganzen Schaustellungs-Apparat nicht nöthig gehabt." Der Erzbischof, zuerst sehr hochmüthig, rief die Pflicht des canonischen Gehorsams an und erneuerte mündlich die schriftlichen Aufforderungen. Brunner, stark in seinem Recht (Satzungen und Moral waren für ihn), erwiderte, sein Gewissen gestatte ihm nicht, auf diese Forderungen einzugehen. Eine so entschiedene Ablehnung hatte den Kirchenfürsten ein wenig verblüfft; nachdem er aber seine Aufregung bemeistert hatte, dictierte er dem Kanzlei-Director das Decret der Suspension Brunners. Aber der Unglückliche wäre beinahe erstickt; die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, seine Sätze hatten keinen Zusammen-

hang, so dass der Kanzler es endlich bemerkte. Der Richter zitterte vor dem Angeklagten, weil er wusste, dass der Angeklagte unschuldig war und dass Rom und das ganze Land ihn freisprechen würden. Die Situation war peinlich für den Journalisten; sie war aber noch trauriger für Erzbischof Milde, wie dies auch von seinem Nachfolger, Cardinal Kutschker, anerkannt wurde. Endlich erbarmte sich Brunner über dieses merkwürdige Gericht. Er bot sich an, eine neue Erklärung auszufertigen, welche das Consistorium außer Verantwortlichkeit zu setzen geeignet war. Der Erzbischof, der wieder Athem schöpfte, gab sich zufrieden und niemand dachte mehr daran, den Redacteur der „Kirchenzeitung" zu verurtheilen.

Das war für Brunner ein Ereignis. Der Josefinismus retirierte in der Person des Erzbischofs der Haupt- und Residenzstadt und von jetzt an erlitt dieses System jeden Tag neue Schwächungen, trotz des Widerstandes seiner letzten Vertreter. Seit nahezu sechzig Jahren hatte der Josefinismus unaufhörlich den Angriffskrieg gegen Rom geführt. Seit der Revolution von 1848 und dank dem Feldzug der „Kirchenzeitung", wurde er gezwungen, sich auf die Defensive zu beschränken.

Brunner, der nun entschieden im Vortheil war, setzte den Kampf fort, um den Feind in seinen letzten Verschanzungen zu bezwingen. Das alte Personal der Bischöfe war noch immer da mit allen seinen knechtischen Gewohnheiten. In mehr als einer Diöcese fuhr man fort, sich das Losungswort aus dem Ministerium zu holen, und zwar selbst für rein religiöse Angelegenheiten. Es gab Bischöfe, welche die „Nachahmung Jesu Christi" verboten und die „Bruderschaften vom lebendigen Rosenkranz" aufgelöst hatten, weil die Regierung sie darum ersucht hatte. Das Geschlecht

dieser „zum Erbarmen" schwachen Hirten war noch nicht ganz erloschen. Brunner sprach von dieser Situation mit allem Respect, aber auch mit ganz apostolischer Freiheit. „Es ist ein großer Vortheil", schrieb er am 15. December 1849, „für ein Ministerium, wenn es das Recht besitzt, die Bischöfe zu ernennen. Es kann dann mit der Kirche machen, was es will, diese Herren sind in seiner Hand. Es braucht keine unangenehmen Zwischenfälle in den Diöcesen zu befürchten: alles geht nach seinem Willen und nach seinen Launen. Nirgends ein enges Zusammenhalten der Bischöfe und Geistlichen, und das ist die Hauptsache; — denn ein Bischof und ein Clerus, die Hand in Hand gehen, sind sehr gefährlich . . .

„Wohl ist es wahr, dass diese Geschichte übel ausgehen kann, aber der Staatsmann tröstet sich, dass das System wenigstens bei seinen Lebzeiten noch stichhalten wird, und dieses System gefällt ihm um so besser, je mehr es seine Arbeit erleichtert, nicht zu gedenken, dass seiner Eitelkeit lieblich geschmeichelt wird, wenn er zu seinen Füßen demüthige Priester sieht, welche die Augen senken, weil sie wissen, dass das Cabinet des Ministers über eine große Auswahl von Orden und Kreuzen verfügt, und dass das ein sehr gesuchter Artikel sei. Der Staat trachtet auch den Einfluss des Papstes auf ein Minimum zu reducieren und den Clerus, so weit dies nur angeht, an dem schriftlichen Verkehr mit Rom zu hindern. Wer mit den Rechten des Papstthums sympathisiert, muss beiseite geschoben werden, und das geschieht auf die einfachste und leichteste Weise. Der Minister sagt mit Recht: ‚Wir verleihen die Präbenden und geben sie nur denjenigen, die uns treu gedient haben.' Alle diejenigen, die zu ultramontan befunden werden, lässt man in irgend einem versteckten Winkel Hungers

sterben; dort können sie über ihre Dummheit nachdenken und den Dummen, die deren Beispiel nachzuahmen Lust hätten, als Vogelscheuche dienen . . .

„Ludwig XIV. sagte in seinem Stolze: ‚Der Staat, das bin ich.' Der wahre josefinische Minister sagt mit noch mehr Stolz: ‚Die Kirche, das bin ich.'

Nachdem Brunner dieses Bild entworfen, fügt er hinzu: „Das war die Lage der Kirche zu Zeiten des großen Kaunitz, zur Zeit, wo sie nur eine ministerielle Institution war, einer Zeit," fügte er boshaft hinzu, „die weit hinter uns liegt."

Die letzte Zeile dieses Artikels war offenbar ironisch gemeint, nichtsdestoweniger waren jedoch die Verhältnisse wirklich andere geworden. Der Hammer der josefinischen Bischöfe hatte seine wackern Dienste geleistet: er hatte genug Schädel erweicht, gebrochen, zerschlagen. Auf der Wiener Bischofs-Conferenz vom Jahre 1856 beantragten zwei Bischöfe eine öffentliche und solidarische Auszeichnung für Brunner für die ungeheuren Dienste, die er der Kirche geleistet, zu beschließen. Ein großer Theil der Versammlung schloss sich diesem Antrage an, als ein sehr bekannter Prälat die Debatte mit den Worten: „Das ist ein Rebell", abschnitt. Der Josefinismus offenbarte seine Ohnmacht durch ein letztes krampfhaftes Zucken. Zwanzig Jahre nachher, als Brunner das Schlachtfeld der Presse verlassen hatte, waren viele österreichische Bischöfe seine Freunde, die meisten seine dankbaren Bewunderer. Er hatte über den Josefinismus triumphiert, wie seine Freunde und Schüler später über die Juden, die gleichen Feinde des Katholicismus, triumphierten.

Siebentes Capitel.

Sebastian Brunner und seine Kämpfe mit den Juden.

Sonderbares Geschick, oder vielmehr sonderbare Rolle der Israeliten während der Revolution des Jahres 1848! Im Elsass wurde die Proclamierung der Republik als Vogelfrei-Erklärung der Juden erachtet, und in vielen Dörfern drangen die Bauern in deren Häuser, um sie zu plündern und zu brandschatzen. In Österreich, d. h. in Wien und Pest, sind hingegen die Juden die Hauptbegünstiger der Revolution gewesen. Weit entfernt, es zu verheimlichen, machten sie sich daraus vielmehr eine Ehre, und ihre Zeitungen berichteten mit Selbstgefälligkeit, wie diese Bewegung von ihren Versammlungsorten ihren Ausgangspunkt nahm. Die großen volksthümlichen Bewegungen wurden von ihnen organisiert und eingeleitet, und wo es sich um irgend eine gefahrlose demagogische Demonstration oder Procession handelte, standen sie vorne in der Bresche. Für die antimonarchischen und antireligiösen Versammlungen lieferten sie das Geld, die Claque und bisweilen auch die Redner. Man kennt die wichtige Rolle, die die akademische Jugend während dieser bewegten Tage in Wien und Pest spielte; auch da standen die Israeliten in der vordersten Reihe.

Man hat diese Haltung der Juden durch den begreiflichen Wunsch zu erklären gesucht, ihre gesetzliche Emancipierung zu beschleunigen. In dieser Versicherung liegt ein gutes Stück, aber nicht die ganze Wahrheit. Im Grunde war diese Emancipierung schon eine Thatsache; sie waren überall, hatten ihre Herrschaft überall begründet und die Regierung hätte ja auch ohne jede Revolution dieser Sachlage Gesetzeskraft verliehen. Der tiefere Grund ihrer Be-

geisterung lag aber darin, dass die Schilderhebung vom Jahre 1848 einen ausgesprochen antichristlichen Charakter annahm, und ihrerseits thaten sie alles Mögliche, um diese antichristliche Richtung der österreichischen Revolution noch zu verschärfen. Hiefür gibt es Beweise in Hülle und Fülle: — ich werde nur einige der in den Memoiren Brunners enthaltenen Beweise anführen.

Gleich in den ersten Tagen entlud sich der Hass der Juden gegen den berühmten Domprediger Canonicus Dr. Veith. Ihre Soldschreiber schmiedeten gegen ihn ein gehässiges Complot übler Nachrede und Verleumdung; man wollte ihn mit allen Mitteln zum Schweigen bringen. Als er eines Tages (die Fastenzeit gieng gerade zu Ende) im Begriffe war, die Kanzel zu besteigen, wurde ihm in der Sacristei ein anonymes Briefchen folgenden Inhalts übergeben: „Wenn Du heute die Kanzel betrittst, so wirst Du erschossen.“ Veith ließ sich durch diese Drohung nicht abschrecken, sondern führte seine Predigt mit größter Ruhe zu Ende. Der Schuss wurde nicht abgefeuert. Einige als Vagabunden verkleidete Juden stießen Schmähruse aus, auf die übrigens seitens der andächtigen Zuhörer die Antwort durch eine tüchtige Portion Prügel sofort quittiert wurde. Und warum hassten die Juden Veith? War er ein Gegner ihrer Emancipation? Überhäufte er sie mit Angriffen? Nein, er war ein milder und barmherziger Priester, ohne irgend eine Fiber des Zornes, sine felle palumbus. Aber er war Jude gewesen; man verfolgte in ihm den Verächter der Beschneidung, den katholischen Priester, den Vertheidiger der Kirche. Er hatte mit Brunner und andern Freunden den Katholiken-Verein begründet, um die religiösen Gefühle in den katholischen Massen zu wecken und zu stärken. Dieses neue Verbrechen,

in Verbindung mit seiner Abtrünnigkeit und seinen Predigten, trieb die Verzweiflung der Juden auf die Spitze. Sie hätten ihn am liebsten gesteinigt, indes nahmen sie mit dem Geifer und Koth vorlieb, mit dem sie ihn bewarfen.

In dem Maße aber, als Veith von einer gewissen jüdischen Clique verhöhnt und beschimpft wurde, in demselben Maße war der Apostat Füster ihr Abgott. Füster war einer der verworfensten Macher dieser Revolution, die so viele unreine Wesen an die Oberfläche trieb. Ungläubiger Priester und Freidenker wie er war, hatte er doch das Lehramt der katholischen Religion an der Universität angenommen. Ein eidbrüchiger Priester, setzte er ruhig die Functionen seines geistlichen Amtes fort, ohne über seine gotteslästerliche Gebarung zu erröthen. Kaum war der Absolutismus abgekracht, so stellte sich Füster an die Spitze des Mobs. Von jedem religiösen Standpunkt abgesehen, erachteten alle anständigen Menschen Füster als einen vollster Verachtung würdigen, gesunkenen Menschen. Und diesen Mann hoben die Juden in die Wolken, lobhudelten ihm in ihren Blättern und überhäuften ihn förmlich mit ihren Dithyramben. Der von drei Juden herausgegebene „Studenten-Courier" widmete ihm einen Artikel, der eine Verhöhnung der Religion und des gesunden Verstandes bildet: „Wer kennt nicht", ruft emphatisch einer der Redacteure, „die erhabene Mission des unvergleichlichen Dr. Füster? Die akademische Legion, die Nationalgarde, das Bürgerthum, der Handwerkerstand, ganz Wien neigt sich vor der moralischen Größe dieses Heros ... Füster ist der edelste Priester dieses Jahrhunderts." Und in diesem Tone geht es durch mehrere Spalten des „Studenten-Couriers" weiter!

Aber die Juden blieben nicht dabei stehen, sondern wandten sich an alles und jedes, was ihr Werk der Zerstörung fördern konnte. Einige Tage vor den October-Massacrierungen beriefen sie den schlesischen Apostaten Ronge nach Wien, der sich von seinen apostolischen Spritzfahrten erholte, indem er sich dem Trunke ergab. Ronge sollte Österreich zum neuen Katholicismus bekehren, und um die apostolische Sendung des neuen Heilsverkündigers fruchtbarer zu gestalten, bereitete man ihm einen glänzenden Empfang. Am 15. September fand zu seinen Ehren im großen Odeonsaale eine Versammlung statt. Kleine weißgekleidete ..... Jüdinnen überreichten ihm Blumensträußchen; eine von Israel beigestellte Ehrengarde bildete um ihn Spalier. Abtheilungen junger Juden waren geschickt über die verschiedenen Punkte des Saales vertheilt. Als Ronge die Tribüne bestieg, um seine Tiraden gegen das Mittelalter, den Obscurantismus der Pfaffen, gegen Gregor VII. und die Jesuiten loszulassen, gaben die Juden jedesmal ihrem Beifall lauten und lebhaften Ausdruck. Ihre Liebe und Bewunderung fürs Christenthum und Evangelium in Ronge'scher Gestalt kannten keine Grenzen mehr. Ihre zahlreichen Journale in Wien waren jetzt die officiellen Organe Ronges und aller anderen Apostaten geworden.

Es ist schön, brave Priester zu beschimpfen, schöner, gesunkene Fahnenflüchtlinge auf den Schild zu heben; aber der Gipfel der Vollendung liegt in einer Kriegslist, deren Besprechung hier noch erübrigt. Um die Geistlichkeit in Verruf zu bringen, stifteten sie ein Mädchen von losen Sitten — vielleicht eine Glaubensgenossin — an, sich abends in den Pfarrhof der Kirche zum heil. Johann einzuschleichen und daselbst die Nacht im geheimen zu ver-

bringen, und das schamlose Geschöpf schlich sich daselbst auch zur festgesetzten Stunde ein. Glücklicherweise wurde sie vom Sacristan zur rechten Zeit bemerkt, der es für seine Pflicht hielt, sie zu entfernen. Sie beschwor ihn, er möge ihr gestatten, dass sie sich in einer Ecke diese eine Nacht niederlasse, da sie kein Nachtlager hätte. Der Pfarrer, der indessen herbeikam, merkte die Schlinge und ließ die Bittende verhaften. Und da handelte er weise, denn der ganze Anschlag wurde jetzt ruchbar. Denn, wenn es diesem Weibe gelungen wäre, ihren ganzen Plan auszuführen, so wäre in dieser Nacht die Polizei gekommen, um im Pfarrhofe zu recherchieren; sie hätte die schamlose Mitschuldige — natürlich zufällig — entdeckt und tags darauf hätten alle jüdischen Blätter voller Unwillen die „beim Pfarrer von St. Johann entdeckte Ausschweifungs-Scene" gebracht.[1]

Mit solchen Waffen bekämpften die Juden den Katholicismus während und nach der Revolution. Der Redacteur der „Kirchenzeitung" hob den Fehdehandschuh auf und kämpfte achtzehn lange Jahre mit diesen Feinden der Religion, die im Jahre 1848 ihre Maske abgeworfen hatten. Es war ein täglicher, verzweifelter Kampf, in welchem die jüdischen Blätter die Wahrheit verspotteten und Lüge und Verleumdung ausstreuten, ohne jemals zu widerrufen, selbst wenn sie in flagranti ertappt wurden, wobei sie zu Injurien und anonymen Drohungen ihre Zuflucht nahmen, wenn sie nicht mehr mit offenem Visier anzugreifen wagten. Brunner hielt den Angriff tapfer aus und wehrte ihn oft erfolgreich ab, indem er mit seiner unerschöpflichen Satire die Lacher auf seine Seite brachte. Sie waren tausend

[1] Solche Stückchen kamen oft genug vor.

gegen einen, der Kaplan von Altlerchenfeld wich aber dennoch nicht zurück und wenn er nicht als Sieger hervorgieng, so kann man ihn zum mindesten auch nicht besiegt nennen.

Die Fatalitäten eines katholischen Redacteurs hat er uns theilweise im vierten Buche seiner Memoiren aufbewahrt. Wer den modernen Antisemitismus unparteiisch studieren will, möge dieses Büchlein zurathe ziehen, welches mehr als einen dunkeln Punkt ins Licht setzt. Mit vielem Humor erzählt uns der Verfasser seine täglichen Sträußchen mit den Juden, ihre Wuthausbrüche, die Züge ihrer Verschmitztheit und Verlogenheit. Neben empörenden Dingen kommen auch ganz schnurrige Sachen vor, die eigentlich verdienen würden, der Nachwelt aufbewahrt zu werden, da sie ein getreues Bild der wirklichen Gefühle des auserwählten Volkes gegen die Katholiken bieten.

Aus dem Ganzen geht der Hass Israels gegen die Katholiken in unwiderleglicher Weise hervor. „Der Krieg der jüdischen Presse gegen die Katholiken war ein fortdauernder", sagt Brunner. Alle wirklichen oder erfundenen Scandalgeschichten, die in irgend einem Winkelblättchen Italiens, Frankreichs, Belgiens erschienen waren, wurden sofort von allen mit jüdischem Geifer übergossenen Wiener Blättern an erster Stelle wiedergegeben. Andererseits wiesen dieselben Blätter aber jede noch so begründete und noch so gerechte Widerrufung zurück. Brunner, der diese Kniffe kennzeichnete und höher annagelte, der die Lügen sofort herausfand, wurde natürlich mit äußerster Heftigkeit bearbeitet. Sobald man nicht mehr den Muth hatte, in Wien zu verleumden, so fand man in den „Times", in den „Débats" oder irgend einem andern ausländischen Blatte eine Ablagerungsstätte für dieses Gift der Verleumdung. Um ihr Spiel besser zu

maskieren, beschuldigten die Juden Brunner, dass er auch die Protestanten angreife und eines Tages brachten die „Times" einen solchen Artikel, der nichts als ein Gewebe von Lügen enthält. Brunner schrieb in der „Kirchenzeitung": „Wenn der Wiener Correspondent der ‚Times' ein Ehrenmann ist und die Wahrheit liebt, so möge er zu uns ins Bureau kommen oder uns ein Stelldichein bezeichnen und wir werden ihm vor Zeugen den Beweis erbringen, dass er gelogen hat." Aber der Correspondent nahm diesen Vorschlag nicht an, sondern zog es vor, auf sich die Anklage ruhen zu lassen, dass er kein Ehrenmann ist! Und das hat sich zu wiederholtenmalen ereignet.

In einem Artikel hatte Brunner die berühmte Frage des jüdischen Blut-Rituals behandelt. Bekanntlich hat man die Juden wiederholt angeklagt, dass sie Christenblut zur Bereitung ihres Osterbrotes gebrauchen. Ein jüdisches Blatt, das im Solde des Ministers Bruck stand, erklärte es für einen Volkswahn, dass die Juden je Christenkinder getödtet hätten. Der Redacteur der „Kirchenzeitung" antwortete kurz: „Diejenigen, welche Geschichte studiert haben, wissen, dass christliche Kinder mehr als einmal von Juden geopfert wurden, von einem Volkswahn kann daher keine Rede sein." Sofort gieng ein förmlicher Hexensabbat in der ganzen jüdischen Presse los. Tonangebend war da wieder das Bruck'sche Leiborgan: „Diese Behauptung widerlegen, hieße in beleidigender Weise an den aufgeklärten Geist unserer Zeitgenossen zweifeln . . . Mögen unsere Gegner ans Tageslicht treten, mögen sie, wenn sie es wagen, die freie Besprechung annehmen und sie werden unter den Bleikugeln Gutenbergs fallen, die schon noch härtere Schädel durchlöchert haben." Als Brunner diese stolze Herausforderung gelesen hatte, begab er sich ins Redactionsbureau

des genannten Blattes und schlug dem Chef-Redacteur die Einrückung folgender Notiz vor: „Die Behauptung der ‚Kirchenzeitung' beruht auf unerschütterlichen historischen Documenten und deshalb nimmt er (Brunner) gerne die öffentliche Discussion an." Die anwesenden Juden waren ungemein verlegen und bestürzt. Da die Notiz Brunners mit großer Mäßigung abgefasst war, so konnten sie das Anerbieten nicht a priori abweisen und versprachen die Einrückung derselben. Aber auch dieses Versprechen war eine Lüge; die Notiz erschien nicht. Brunner gieng wieder in den „jüdischen Tempel", um Aufklärungen zu verlangen. Einer der „Hohenpriester" sagte ihm: „Sie wissen, dass unser Blatt eine gebundene Marschroute hat, man hat uns an hoher Stelle verboten, Ihre Erklärung abzudrucken." Mit andern Worten: Nachdem die Juden Brunner als Lügner hingestellt und nachdem sie ihn öffentlich herausgefordert hatten, verweigerten sie das Duell, das sie selbst angeboten hatten.

Gegen diesen perfiden Vorgang beschloss Brunner, sich selbst Recht zu verschaffen und er veröffentlichte einen Artikel unter dem Titel „Jüdische Ritualmorde, ein Dutzend authentisch erwiesener Fälle." Dieser wuchtige Keulenhieb brachte die Juden zur Verzweiflung; sie häuften Schimpf auf Schimpf gegen den katholischen Schriftsteller, hüteten sich aber wohl, irgend etwas von den angeführten Documenten wiederzugeben. Um nun um jeden Preis eine Gegenrede zu erzwingen, bereitete die „Kirchenzeitung" ein neues „Dutzend Fälle" vor. Die Juden, die inzwischen erfahren hatten, dass der Artikel schon gesetzt sei, wandten sich in ihrer Verzweiflung an die Regierung und an die Polizei, und diese Maulhelden, die stets ihren Mund mit der Liebe zur Aufklärung voll nahmen, bewirkten, dass die

Behörde die Veröffentlichung des zweiten Brunner'schen Artikels untersagte. So verstanden sie die freie Discussion, von der sie früher soviel Aufhebens machten.

Sie begnügten sich aber nicht, Brunner zu beleidigen, ihm jede Gerechtigkeit zu verweigern, den Minister zuhilfe zu rufen, um unangenehme Artikel zu unterdrücken, sondern sie trachteten den katholischen Journalisten selber zu beseitigen und, um dieses Ziel zu erreichen, war ihnen kein Mittel zu schlecht. Als Brunner eine Reise nach Italien antrat, verkündeten sie, dass dieser „zanksüchtige Priester" von Wien entfernt und ihm ein Canonicat in Ungarn verliehen werden würde. Man brachte diese falschen Nachrichten, um den Kirchenbehörden den Gedanken der Absetzung des Kaplans von Altlerchenfeld nahe zu legen. Da aber der Erzbischof auf diese versteckten Winke nicht eingieng, so versuchte man es mit einer andern Kriegslist. Man veröffentlichte in einem Provinzblatte eine Correspondenz, in welcher man einen von den Neukatholiken gegen das Consistorium gerichteten Anschlag in Aussicht stellte. So geschickt dieses Manöver scheinen mochte, beeilte sich Brunner, der stets auf dem Laufenden gehalten wurde, diesen Wölfen im Schafspelz die gleißnerische Maske herunterzureißen. Er veröffentlichte in der „Kirchenzeitung" einen Artikel, der kurz und trocken elf Lügen aufzählte, die in der gedachten Correspondenz des „Lloyd" enthalten waren und der mit folgendem, wie eine Ohrfeige auf die Judenwangen erschallenden Satze schloss: „Wenn solche gehässige Lügen nicht niederträchtigste Schurkerei sind, so weiß ich nicht, wozu Heinsius dieses Wort in sein Wörterbuch aufgenommen hat." Die Ohrfeige klappte, weil sie mit fester und sicherer Hand versetzt worden war; aber Israel gab kein Lebenszeichen; kein jüdisches Journal wagte es, den

Artikel Brunners auch nur zu berühren, der zum nicht geringen Entsetzen des ganzen auserwählten Geschlechtes ruhig in Wien verblieb.

Die eben geschilderten Zwischenfälle gehören zu denen der unangenehmen oder peinlichen Gattung; die Memoiren Brunners enthalten aber auch welche, die sich amüsanter ausnehmen, aber nicht ... für die Juden.

Man versuchte es, Brunner mit Witzen beizukommen und das sollte ihnen übel bekommen. Der von Juden redigierte „Berliner Kladderadatsch" brachte folgende geistreich sein sollende Frage:

„Einfache Frage. Sind die jüngsten Ereignisse in Indien und die furchtbare Schlappe Englands in diesem Lande nicht geeignet, den deutschen Regierungen endlich einmal die Augen zu öffnen und ihnen die Gefahren nahe zu rücken, in welche die jüdischen Zeitungen sie stürzen? Wann wird man endlich diesen Beschnittenen an den Leib rücken und wann werden dieselben einmal auch mit Schweinefett eingerieben werden?

Gezeichnet: Brunner-Wien, Leo-Halle, Vilmar-Cassel."

Die „Kirchenzeitung" blieb nicht lange die Antwort schuldig, und diese lautete:

„Nun haben wir endlich die angenehme Gewissheit, dass die jüdische Literatur einen wahren Segen für Deutschland bildet, dass man es ihr zu danken hat, wenn sich die redliche Gesinnung täglich mehr entwickelt, wenn die Bescheidenheit und Wahrheitsliebe unserer nationalen Schriftsteller immer größer wird, wenn das moralische Niveau des Volkes eine früher nie geahnte Höhe erreicht hat; dass man es ihr zu danken hat, dass in den der Börse nächstgelegenen Straßen die Maler Modelle für die edelsten Physiognomien, eine große Anzahl von Helden- und Heiligen-

köpfen finden, dass Börse und Handel steigendes Vertrauen erwecken; mit einem Worte, dass wir im Begriffe sind, auf den Lorbeeren einer ungeahnten irdischen Glückseligkeit auszuruhen ... Schließlich erklären wir, dass wir an dem köstlichen Knalleffect des Schlusssatzes uns glücklich schätzen, die famose Marke des Hauses Isaak Bernbaum und Kembini zu erkennen.

Gezeichnet: Brunner-Wien, Leo-Halle, Vilmar-Cassel."

Nun hatten alle genug: der „Kladderadatsch", der jüdische Verleger Wigand in Leipzig, dem Brunner in Prosa und Versen heimleuchtete, ja sogar der Magdeburger Rabbiner Philippson, Redacteur der „Allgemeinen Zeitung des Judenthumes" u. s. w.

Der verbissenste Gegner Brunners war jedoch ein Wiener Mohel. Der Mohel ist eine wichtige Persönlichkeit in der Gemeinde Israels, denn er ist es, welcher mit der schmerzlichen und delicaten Operation betraut wird, durch welche man aufhört, Goi zu sein, um Jude zu werden. Besagter Mohel hatte an den „Hohen jüdischen Adel" ein Circular versandt, um ihm seine Dienste anzubieten. Ein Spassvogel hatte das in äußerst originellem Stil abgefasste Document mit Beschlag belegt und es Brunner eingeschickt, der es ohne Commentar veröffentlichte. Der Mohel war wüthend, weil die jüdischen Bürger es ihm nicht wenig nachtrugen, dass er sich so ostentativ nur an das adelige Fleisch gewendet hatte. Seligmann Steinschneider (nomen omen) rechtfertigte sich in einer wahrhaft poetischen Broschüre mit folgendem kabbalistischen, jedenfalls an die Adresse Rothschilds gerichteten Schlusspassus: „Mein Verführer und mein Erlöser, — Ihr ergebener und gehorsamer S. S." Unterhalb der Unterschrift befand sich ein Beschneidungsmesser mit einer undefinier-

baren Vignette. In der Anmerkung (in cauda venenum trifft hier zu) ein furchtbarer Ausfall gegen Brunner: „Wenn ich", sagt der gute Mann, „dumm und ein Esel bin, so bin ich, Gott sei Dank, nicht ein so dummer und großer Esel wie er, denn ich bin schon beschnitten." Und dazu eine Schlussseite erklärender Zoten, die eines solchen Operateurs würdig sind.

Aber noch war die Rache nicht vollständig. Einige Tage nach dem Erscheinen der Broschüre des Mohel Steinschneider erhielt Brunner einen Brief mit der Unterschrift: „Sechs Rächer." In dieser Epistel künden besagte sechs Rächer nach den üblichen Lobsprüchen auf das Haus Israel an, dass sie dem Redacteur der „Kirchenzeitung" den Tod geschworen haben und dass Kugel oder Dolch Österreich von diesem Ungeheuer befreien würden. „Wir hätten", schlossen die sechs Rächer, „unsern Plan ausführen können, ohne Dich davon in Kenntnis zu setzen, aber Dich durch die Aussicht auf einen Tod, der Dir auf Schritt und Tritt lauert, zu martern, ist auch ein süßes Vergnügen. Wenn Du noch am 1. Jänner 1861 unter den Lebenden weilst, so sollen wir Schurken heißen." Brunner veröffentlichte sofort dieses Schreiben, und zwar mit folgender Randbemerkung: „Die Herren brauchen den 1. Jänner durchaus nicht abzuwarten, sie können von dem Titel, den sie in Anspruch nehmen, schon jetzt Gebrauch machen."

Man sieht, die Antworten Brunners waren ebenso schlagfertig als muthig. Aber der Staatsanwalt wollte sich damit nicht bescheiden, sondern lud den Redacteur der „Kirchenzeitung" vor. „Fürchten Sie sich?" frug ihn dieser. „Nein, ich habe schon eine Masse Drohbriefe bekommen, die unzweifelhaft von derselben Bande herrühren und nie noch hat es einer dieser Makkabäer gewagt, mich auch nur

anzuhauchen, man braucht also diese sechs Rächer nicht zu verfolgen; ich will ihnen sogar das Vergnügen gönnen, zu glauben, dass sie diesem verfluchten Goi, diesem Gallach Furcht einjagen." — „Das ist recht schön," erwiderte der Beamte, „aber in meiner Eigenschaft als Staatsanwalt habe ich kein Recht, die Sache niederzuschlagen. Theilen Sie mir die andern Briefe mit, die Ihnen von derselben Hand geschrieben scheinen." Brunner fand das Couvert vom Briefe des Mohel, dessen Adresse die gleiche Handschrift trug. Infolge verschiedener Nachforschungen entdeckte man, dass Steinschneider die . . . sechs Rächer repräsentierte oder personificierte! Er erschien vor der Staatsanwaltschaft, den Tod im Herzen, und schwor bei allen Patriarchen, dass er der harmloseste Mensch der Welt sei. Brunner bat die Behörde, diese Drohbriefe von der scherzhaften Seite zu nehmen und dieser Fürsprache verdankte der alte Mohel die Möglichkeit, dem Kerker zu entrinnen und zu seinen Operationen zurückzukehren.

Seligmann Steinschneider stand aber mit dieser anonymen Drohung nicht allein, sondern es regnete förmlich solche Drohungen bei Brunner. „Du bist ein Dämon," hieß es einmal in echt orientalischem Stile, „ein Dämon, wie ihn die hitzigste Phantasie sich nicht schrecklicher malen kann. Man sollte Dich rädern und dann in die Hölle schicken."

Als Brunner bei einem zu Ehren der päpstlichen Zuaven, anlässlich ihrer Rückkehr aus Castelfidardo, veranstalteten Diner eine Rede gehalten hatte, gieng ihm folgendes Liebesbriefchen zu: „Wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich Dir Arsenik in die Suppe geschüttet." Ach w a i h!

Ein anderer Sohn Abrahams versteigt sich zu folgender reizenden Apostrophe: „Schändlicher Pfaffe! Nieder

mit den Lumpen und Dieben, die das Volk verdummen! Wie? ein Brunner wagt es, die Juden zu bekritteln! Komme doch, Du Elender, in die jüdischen Häuser. Sieh ihre Eleganz, ihre Möbel, ihre Kunstschätze, den Schmuck ihrer Frauen, die Erziehung ihrer Töchter an, während Ihr alle nur Trunkenbolde seid!" Schade, dass unter all diesen zahlreichen Tugenden nicht auch der Adel und die vornehme Gesinnung hervorgehoben wurden, die die Merkmale dieses israelitischen Stiles bilden.

Eines Tages erhielt Brunner einen Brief in Versen mit der Unterschrift: Gelehrte Gesellschaft. Mit all den Reimen war der Brief so dumm, dass die Engel im Himmel nicht wussten, ob sie darüber lachen oder weinen sollten. Brunner veröffentlichte die Epistel mit folgender Randbemerkung: „Wir erlauben uns eine bescheidene Bitte an die gelehrte Gesellschaft, die uns mit ihrer Dichtkunst beehrt hat, und diese wäre, sich bessern Tabak zu verschaffen, denn Brief und Gedicht strömten einen so höllischen Duft aus, dass die in uns durch die Verse angeregten poetischen Gefühle stark beeinträchtigt wurden."

Brunner charakterisiert all diese aus der jüdischen Werkstatt hervorgegangenen Briefe folgendermaßen: „Die erste Seite enthielt die Versicherung, dass in den jüdischen Kaffeehäusern der Leopoldstadt aus vollem Halse über die ungeheure Dummheit der ‚Kirchenzeitung' gelacht werde. Aber schon auf der nächstfolgenden Seite machte dieses homerische Gelächter den üblichen Grobheiten und Beschimpfungen Platz. Dann kamen Verwünschungen, Flüche, Drohungen, die an die verzückte Freude des Eingangs bedenklichem Zweifel Raum gaben."

Es ist uns unmöglich, auch nur in großen Zügen

eine Gesammt-Darstellung des langen Krieges zu bieten, den Brunner gegen die Wiener Juden zu bestehen hatte. Der Leser möge sich daher mit diesen Andeutungen begnügen, die wohl hinreichen dürften, um sich eine Vorstellung von den Waffen zu machen, deren man sich auf beiden Seiten bediente. Anonyme Briefe, Broschüren, Zeitungsartikel, ausländische Correspondenzen, nichts wurde auf Seiten der Juden unversucht gelassen, um den unbeschnittenen Redacteur der „Kirchenzeitung" zu zerschmettern. Da ihr Geldeinfluss in steter Zunahme begriffen und ihnen der Eingang in gewisse ministerielle Cabinette offen stand, so gelang es ihnen, sogar die Justiz blind zu machen. Der vierte Band der Memoiren Brunners enthält zwei Capitel, die ein sonderbares Licht auf mehrere Mitglieder des österreichischen Richterstandes werfen. Man muss diese hundert Seiten lesen, wenn man die Religions-Geschichte Österreich-Ungarns in den letzten dreißig Jahren voll und ganz verstehen will.

Der Redacteur der „Kirchenzeitung" ließ sich nicht entmuthigen. Er verblieb auf seinem Ehrenposten, auf welchem er mit außerordentlichem Talent kämpfte bis zum Jahre 1866 und stellte sich bei der katholischen Bewegung seines Landes zuerst in die Bresche. In den achtzehn Jahren, während welcher er seine Zeitung redigierte, erhielt er eine Menge von Hieben, aber er zahlte dieselben stets wacker heim, und nach allem wiegen seine geistreichen Witze und Satiren in den Augen der Nachwelt schwerer, als die rohen Beleidigungen des in alle Welt zerstreuten Volkes.

Achtes Capitel.

Sebastian Brunner und die gelehrten Katholiken Deutschlands.

Von Zeit zu Zeit pflegte sich Brunner auf die Strümpfe zu machen, um dem gar zu jüdischen Dunstkreis der Hauptstadt Adieu zu sagen. Er liebte das Reisen, und seine Memoiren erzählen uns, dass er die meisten Länder Europas bereiste. Deutschland hatte ihn schon als ganz jungen Mann angezogen: als Student, als Seminarist, als Kaplan hatte er nacheinander die Schweiz, Württemberg, Sachsen, Hessen, Preußen und Bayern durchquert. Besonders München übte auf ihn einen unwiderstehlichen Reiz aus, weil diese Stadt um die Mitte unseres Jahrhunderts ein intensiver Herd katholischen Lebens war und er dort die glänzendsten Vertheidiger der Kirche und Religion fand.

Als er zum erstenmale hinkam, war dort noch der mächtige Einfluss Görres', dieses geistigen Riesen, zu verspüren, der von so hoher Warte seine Zeit und sein Land beherrschte. Brunner fühlte sich gleich bei der ersten Unterredung von seinem Anblick bezaubert. Er bewunderte das literarische Genie, die stupende Gelehrsamkeit, die glühende Beredsamkeit und die feine Herzensgüte des alten Riesen. Als er im Jahre 1846 wieder nach München kam, wurde er von Görres ins Vertrauen gezogen und verbrachte mit ihm einige unvergessliche Tage, deren Andenken er in einer besondern Flugschrift schilderte. Gewiss war der Einfluss Görres auf den Plan, eine katholische Zeitung in Wien zu begründen, mitbestimmend. Der Verfasser der „Mystik" war ja selbst ein ausgezeichneter Journalist, dessen „Rheinischer Mercur" die Strategie Napoleons I. in Schach gehalten hatte, so dass dieser Görres die fünfte Großmacht

nannte. Zwischen dem berühmten Greis und dem jungen Geistlichen war oft von diesen längst vergangenen Tagen der napoleonischen Epopee die Rede, wie ja auch die Begründung der „Historisch-politischen Blätter" einen häufigen Gegenstand ihrer Besprechung bildete. Der „Rheinische Mercur" hatte mit zur Überwindung Napoleons beigetragen; die „Historisch-politischen Blätter" gehörten zum Sauerteig, der das katholische Deutschland im Jahre 1838 in Gährung brachte. Waren das nicht Beispiele genug, den künftigen Redacteur der „Kirchenzeitung" zu ermuthigen?

Bei Görres traf Brunner im Jahre 1846 die ganze Plejade der katholischen Theologen und Gelehrten: Döllinger, Philipps, Haneberg, Ringseis, Reithmeyr, Lasseaulx, Freiherr von Aretin, Eberhard u. s. w. Döllinger, der dem frommen und geraden Möhler auf dem Lehrstuhl folgte, entfaltete damals die schönsten Blüten seines katholischen Talentes und Glaubens. Nichts ließ damals die spätere Entwicklung dieses großen Theologen voraussehen, die seine Freunde so betrübte. Brunner war von seinem Umgang entzückt. Vielleicht haben sie auch einige dieser Fragen erörtert, welche dem jungen Wiener so sehr am Herzen lagen. Döllinger stand damals dem Josefinismus sehr feindlich gegenüber und äußerte sich in einem Briefe an den Priester Räß mit schmerzlicher Verachtung über gewisse Bischöfe, die den Bischofsstab „haud Spiritu Sancto" erlangten. Eine berühmte, in der Deputiertenkammer gehaltene Rede zeigte auch nichts weniger als besondere Zärtlichkeit für die Juden. Es kommt darin sogar ein schauderhafter Passus über den Wucher vor. Nun haben wir aber gesehen, dass es gerade der Kampf gegen den josefinischen Episkopat und die Juden war, der einen großen Theil im Leben Brunners ausfüllte.

Brunner war ein großer Freund der geschichtlichen

Studien, und deshalb lud ihn der bekannte Historiker Constantin Höfler, ein Freund Döllingers, mehreremale zu sich, so dass diese Einladungen mit beitrugen, ihm den Aufenthalt in München ebenso angenehm als interessant zu machen.

Und was sollen wir von Haneberg, dem gelehrten Exegeten, dem künftigen Bischof von Speier, „meinem Fénelon", wie ihn Ludwig II. nannte, was vom Arzt Ringseis, diesem bewundernswürdigen Christen, dessen Haus nach dem Tode Görres' der wahre Mittelpunkt des katholischen Lebens in München wurde, sagen? Er war ein liebenswürdiger Charakter, hatte ein goldenes Herz und eine Intelligenz ersten Ranges. Aber er gilt uns noch mehr, er ist der Vater der genialen Dichterin Emilie Ringseis.

In dieser so gebildeten, gelehrten und gemüthlichen Gesellschaft konnten die Ideen Brunners nur an Umfang und Klarheit gewinnen.

Außer diesen katholischen Schriftstellern und Gelehrten besuchte aber Brunner, der nichts weniger als exclusiv war, auch einige protestantische Gelehrte und Freidenker. In drolliger Weise erzählt er uns sein erstes Zusammentreffen mit einem sehr originellen und wegen seines groben Geschützes gefürchteten Professor. Fallmerayer (dies der Name des Gelehrten) hatte eine fast krankhafte Abneigung gegen den katholischen Clerus, und sobald er Gelegenheit hatte, einen katholischen Priester zu necken oder zu demüthigen, so ließ er sich dieselbe nicht entgehen. Vielleicht war das Rache für ein unangenehmes Abenteuer, das ihm bei seinem Besuche im Brixener Seminar widerfahren sein soll. Brunner, dazumal in Deutschland schon bekannt, stattete ihm einen Besuch ab. Mitten im Gespräch sagte Fallmerayer, sich plötzlich unterbrechend: „Aber, was für eine

prächtige Weste Sie da tragen! Das ist ein wahrhaft kostbarer und geschmackvoller Stoff." Brunner, der aber noch mehr Geist besaß als Fallmerayer, antwortete schlagfertig: „Ach, das ist ja gar nichts, in Wien habe ich noch schönere Gilets, ich freue mich, daſs dieser Stoff Ihnen so gefällt; wenn Sie nach Österreich kommen, werde ich Ihnen meine andern Gilets zeigen." Da dieser Angriff also glücklich abgeschlagen war, übergieng Fallmerayer zu einem andern: „Ich habe", sagte er, „Ihren ‚Deutschen Hiob' gelesen, eine Strophe geht mir immer im Kopfe herum:

Was wir für feine Burſche ſind,
Wie fein und durchgetrieben, —
Es iſt faſt keiner unter uns,
Der nicht ein Buch geſchrieben."

Brunner antwortete lachend: „Hören Sie, Herr Professor, wenn Sie mich innerhalb Ihrer vier Wände aufziehen, so habe ich nichts dagegen; — würden Sie mich aber öffentlich angreifen, so bliebe mir nichts anders übrig, als eine ganze Flugschrift gegen Sie zu reimen." Nun gab sich Fallmerayer besiegt und sagte: „Ich fürchte die Verse mehr als die Prosa; denn wenn sie gut ausfallen, so prägen sie sich leicht ins Gedächtnis ein. Lassen wir das also, warum sollten wir das Publicum auf unsere Kosten unterhalten?" Die beiden Satiriker wurden gute Freunde, und Fallmerayer besuchte gelegentlich eines Ausflugs nach Wien recht oft den Redacteur der „Kirchenzeitung".

Ein Abenteuer anderer Art stieß ihm zu, als er Dr. Haid, einen Verfasser sehr geschätzter katechetischen Schriften, besuchte. Dieser ausgezeichnete Priester war von einem Stab von Seminaristen umgeben, als der Wiener Dichter eintrat. Brunner verabschiedete sich nach kurzem Besuche.

Kaum war er auf der Straße, als er eine Stimme vom zweiten Stock herunterrufen hörte: „Herr Doctor! Herr Doctor!“ Brunner wandte sich um und Haid fuhr vom Fenster aus fort: „Sind Sie der Brunner, der das ‚Nebeljungenlied‘ geschrieben?“ — „Ja wohl.“ — „Möchten Sie nicht noch auf einen Augenblick heraufkommen?“ — „Diese Position“, schreibt der Dichter, „war eine fatale, denn wenn ich der Einladung folgen sollte, musste ich lächerlich, sonst aber grob erscheinen. Ich entschied mich für das erstere, um nach ein paar Minuten mit einigen Weihrauch-Körnern in der Tasche zurückzukommen.“

Von München, wo es ihm so gut gefallen hatte, begab sich Brunner nach Tübingen, gleichfalls Sitz einer katholischen theologischen Facultät. Hefele, nachmaliger Bischof von Rottenburg, trug daselbst Kirchengeschichte mit seltenem Talente vor. Seine große Geschichte der Concilien, von Cardinal Hergenröther zu Ende geführt, ist eines der besten Werke, deren sich die jetzige katholische Wissenschaft rühmen kann. Neben ihm wirkte Kuhn als Lehrer der Dogmatik und der Orientalist Welte als Exegetiker für das alte Testament. Alle drei genossen schon damals einen Ruf in der deutschen Wissenschaft; Brunner besuchte sie und fand bei allen herzliche Aufnahme.

In Freiburg, das er nach seiner Abreise aus Württemberg besuchte, fand er eine noch gelehrtere Gesellschaft und Männer, die eine wichtige Rolle in der Kirche theils schon gespielt hatten, theils zu spielen im Begriffe standen. Von Wien aus kannte er Hofrath Professor Buß, einen eifrigen Förderer der katholischen Bewegung im Großherzogthum Baden und in Deutschland überhaupt. Buß stellte ihn dem berühmten Vicari, Erzbischof von Freiburg, vor,[1] einem

[1] An seiner Tafel vernahm er den Tod des Papstes Gregor XVI.

Greise von außerordentlicher Thatkraft, der ihn mit lebhafter Sympathie und tiefer Bewunderung erfüllte. Mit begreiflichem Interesse hörte Brunner diesem muthigen Kämpfer gegen den badischen Josefinismus zu: diese Kämpfe und Bitternisse bildeten gleichsam die anticipierte Geschichte seiner eigenen Vexationen.

Ohne Professoren von der Berühmtheit derjenigen Münchens zu besitzen, durfte sich auch die Freiburger Universität bedeutender Männer rühmen. Zwar war Hug schon todt, aber Staudenmayer, einer der hervorragendsten Dogmatiker Deutschlands, Hirscher, zugleich Künstler und Gelehrter, Wetzer, Schleyer, Mayr u. s. w. bildeten eine Gruppe, die dem Institute Ehre machte. Brunner trat mit allen diesen Männern in Verbindung, ganz innig aber schloss er sich einem andern an, der zwar erst später an die Universität gelangte, aber schon damals einen gewissen Ruf besaß. Alban Stolz, Sub-Rector des theologischen Convictes, gab einen Almanach: „Kalender für Zeit und Ewigkeit" heraus, der einen ungeheuren Erfolg hatte. Durch ihren packenden und gehaltvollen Stil, ihren wirklich volksthümlichen Ton und besonders durch ihre hohe Moral nahmen die Erzählungen dieses Almanachs eine besondere Stelle in der christlichen Literatur Deutschlands ein. Brunner hatte sie bereits mit Bewunderung gelesen und freute sich umsomehr, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Sie besaßen beide viel Geist und Schwung, die Gabe zu schildern, die Kunst, zugleich zum Verstand, zum Herzen und zur Phantasie zu sprechen. Obwohl beide eine ungemein hohe Bildung besaßen, verstanden sie es doch, diese einfache, lebhafte, bilderreiche Sprache zu finden, welche dem Volk gefällt. Alban Stolz besaß mehr Rührseligkeit und Salbung; Brunner mehr Salz, Humor und beißenden

Witz. Stolz war ebenso beißend als Brunner und man braucht sich da nur seine Worte über Frankreich zu vergegenwärtigen; aber seine Stiche hatten alle etwas Herbes, während bei Brunner die saftigsten Bissen stets von einem schnippischen Lächeln begleitet waren. Beide Publicisten wurden bald innig befreundet und bei seiner Abreise aus Freiburg ließ er daselbst einen Freund zurück, der ihn nie mehr vergessen sollte.

In allen Städten, die Brunner auf dieser Reise im Jahre 1846 berührte, war es sein erstes, die katholischen Schriftsteller zu besuchen. So besuchte er in Straßburg den Bischof Räß, Begründer des „Katholik" (theologische Zeitschrift), einen literarisch hochgebildeten Prälaten, der sozusagen als Bindezeichen zwischen den katholischen Gelehrten Frankreichs und Deutschlands diente; — in Mainz, das bald seinen Ketteler haben sollte, den Professor Nickel; in Würzburg, das damals seine Dioscuren Hettinger und Hergenröther noch nicht besaß, lernte er Professor Saffenreuter kennen.

Die meisten dieser Schriftsteller und noch andere traf er 1863 in München, als er daselbst dem von Döllinger organisierten und einberufenen Congresse katholischer Gelehrten beiwohnte. Die Versammlung (damals noch eine Neuheit) war ungemein glänzend; — fast alle deutschen Universitäten hatten Vertreter entboten, die zu den besten Männern zählten. Unglücklicherweise mangelte diesem Congress eine wesentliche Eigenschaft und an diesem Mangel sollte alles scheitern: nämlich die Einigkeit. Zwei feindliche Strömungen traten alsbald unter den katholischen Gelehrten der deutschen Universitäten zutage. Die einen, von einem mehr minder latenten Skepticismus getragen, entfernten sich von der Autorität der Kirche und gehorchten

der centrifugalen Kraft rationalistischer Unabhängigkeit, und an ihrer Spitze stand Döllinger mit einigen Münchener Collegen. Von dieser Abweichung erschreckt, schlossen sich die andern umso energischer an den Stuhl Petri und an die Lehren der strengsten Orthodoxie an. Die Würzburger Universität war der Herd dieses ultramontanen Widerstandes. Es war natürlich, dass auf dem Congress von München die beiden Parteien einander begegneten und mit einander sich maßen, so dass lebhafte Reibungen von Zeit zu Zeit unausbleiblich waren.

Auf einer dieser Sitzungen, wo es ganz besonders stürmisch hergieng, war Brunner so glücklich, die Geister zu beruhigen. Der Herausgeber der „Kirchenzeitung" gab sich nicht als zunftmäßiger Gelehrter. Als Satiriker und Polemiker war dieser Kämpe vor allem ein Mann der That. Seine Feder war bald Schwert, bald Keule und beide handhabte er mit großer Geschicklichkeit.

Aber ungeachtet dieses angebornen Kriegssinnes hatte Brunner das Zeug zu einem Gelehrten, und sobald er Zeit fand, befasste er sich mit gründlichen geschichtlichen Studien. Der Wiener Publicist war also im Congress durchaus nicht überflüssig. Aber es ist etwas anderes, an einem Gelehrten-Congress theilzunehmen, etwas anderes, dort das Wort zu ergreifen. Brunner hatte durchaus nicht die Absicht, thätig einzugreifen und nur der Zufall führte ihn auf die Rednerbühne. Gelegentlich einer Discussion, wo die Geister von beiden Seiten aufeinander zu platzen drohten und niemand einlenken wollte, stellte Professor Haneberg, von einigen Freunden unterstützt, an Brunner das Ersuchen, die Ruhe durch eine glückliche Schwenkung herzustellen Dieser erklärte ablehnend, dass er nicht die geringste Eignung in sich verspüre, an eine solch illustre Versammlung

das Wort zu richten. Haneberg wiederholt seine Bitte. Zufällig war jedoch die zur Debatte gestellte Frage eine solche, für die er sich durchaus competent fühlte. Alzog hatte dem Bureau des Congresses einen Antrag unterbreitet, der auf die Schöpfung einer ernsten polemischen Literatur zur Bekämpfung geschichtlicher Lügen abzielte. Wer hätte dieses Project besser unterstützen können, als der Polemiker Brunner! Endlich gab der Dichter nach; er erbat sich das Wort und alle Blicke richteten sich sofort auf ihn. Was sollte der berühmte Journalist sagen?

Sebastian Brunner sollte die Erwartung seiner Freunde nicht enttäuschen. Er improvisierte eine reizende, ernste und doch zugleich schnippische Rede, die durchwegs auf Thatsachen gestützt und ganz mit humoristischen Blumen verziert war. Er wies den Nutzen einer wissenschaftlichen Bibliothek nach, in der die Laien die Widerlegung der von der Presse täglich verbreiteten Irrthümer und Lügen finden könnten. Auch sollte man nach seiner Ansicht die Ergebnisse der mit solch einseitiger Gehässigkeit ausgenutzten Naturwissenschaften möglichst dem Volke erschließen. Das sei ein Boden, auf dem die Gläubigen häufige Angriffe zu bestehen haben, weil die Journale, die Flugschriften, die Bücher (von den Menschen zu geschweigen), sich gegen die christlichen Wahrheiten verschworen zu haben scheinen, um dieselben zu entstellen oder zu leugnen. Der Redner setzte seine These mit großem Schwunge auseinander und zum Schlusse gab er eine Anekdote aus seinem eigenen Leben zum besten. „Vor einiger Zeit", erzählte er, „übernachtete ich in einem Hotel einer deutschen Stadt. An der Table d'hôte kam ich neben einem ehemaligen Professor der Chemie zu sitzen, der sich auch besonderer Stärke in der Geologie rühmte. Er verkündete laut, dass die Erzählung

der Genesis über die Erschaffung der Welt eine absurde Unmöglichkeit sei. Ich entgegnete, dass die Kirche nicht zum Glauben verpflichte, dass der heilige Schriftsteller Sonnentage von 24 Stunden meine, ja, dass katholische Gelehrte ganz offen lehren, diese Tage hätten Epochen von unbestimmter Dauer zu bedeuten. Mein Geolog, von dieser Erklärung sichtlich unangenehm betroffen, erwiderte ärgerlich, eine solche Concession sei ganz unbedeutend, er habe beim Studium der Erdrinde gefunden, dass die Erde rund 40 Millionen Jahre existiere. Diese Behauptung verursachte an der Speisetafel lebhafte Bewegung und man wartete mit lebhaftem Interesse auf die Antwort. Ich wandte mich an den gelehrten Geologen mit den Worten: ‚Wohlan, lieber Herr, trinken Sie noch einen halben Liter, so werden Sie sich vielleicht mit 39 Millionen zufrieden geben.'"

Man kann sich denken, welchen Heiterkeitserfolg diese Anekdote unter den Gelehrten des Congresses erzielte. Brunner hatte seinen Zweck erreicht. Nun aber sagt ein Sprichwort mit Recht, dass derjenige, welcher lacht, sich auch entwaffnet. So war man auch in jener Sitzung jetzt entwaffnet. Der Vorsitzende hob die Sitzung auf und man dachte an nichts anderes, als an den drolligen Einfall des Dichters.

Brunner hatte sich um die katholische Sache und Wissenschaft wohl verdient gemacht, und nach Wien zurückgekehrt, brachte er den Trost mit, die feindlichen Brüder des Congresses zum Lachen gebracht und beinahe versöhnt zu haben.

Neuntes Capitel.

Sebastian Brunner in Italien.

„Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?" hatte Goethe gesungen und jeder Deutsche verwirklicht wenigstens

einmal im Leben den Traum Mignons: „Dahin, dahin möcht' ich zieh'n!" Brunner war mehr als zwanzigmal über die Alpen gegangen und zwar stets mit derselben Begeisterung. Wenn Deutschland ihn anzog, so fühlte er sich an Italien entzückt: der Dichter, der Künstler, der Katholik liebte das Land, wo das „si" ertönt. Die in ein so wunderbares Licht getauchten Berge, die Ebenen von der üppigen Vegetation der Lombardei oder die düstere und feierliche Trauer der römischen Campagna bildeten ein Schauspiel, an dessen Anblick sich zu weiden der Wiener Journalist niemals müde wurde. Unzweifelhaft hatte er ebenso großartige Landschaften in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland gesehen. Aber wie alle Literaten theilte er das ein wenig paradoxe Gefühl Doudans, dass die schönsten Landschaften diejenigen bleiben, in denen Homer, Vergil und Dante geweilt haben. Im Lichte einer glorreichen Vergangenheit besehen, erscheint auch die Natur heller und strahlender: Cumä, Bajä, Posilipo oder auch Rom und Frascati gewähren einen ganz andern Anblick, wenn man diese Ortschaften mit oder ohne Kenntnis der vergangenen Ereignisse besucht. Vielleicht waren es die mit den Landschaften so innig verwobenen Ereignisse, welche Brunner diese starke Vorliebe für Italien einflößten. Sicher ist, dass er immer wieder hin zurückkehrte, so oft es ihm seine Beschäftigungen gestatteten.

Er hat uns einen Bericht über einige italienische Reisen hinterlassen und diese fünf Bände gehören sicher zu dem Interessantesten und Unterhaltendsten, was man über Italien lesen kann. Kennst du das Land? Der erste Reisebericht aus dem Jahre 1857, unter dem Titel: „Die Lombardei und Venedig, unterhaltende und kritische Studien in Italien über Italien, Zick-Zack-Reisen durch Italien,"

ist von eigenartiger Originalität und zeigt von gründlicher Kenntnis der Menschen und Dinge. Künstler durch und durch, studiert Brunner die Ortschaften, Denkmäler, Bilder und Statuen in einer Weise, wie sie nur ein Künstler studieren kann. Nichts von der abgedroschenen Phraseologie, die in so vielen Büchern über Italien ermüdet, nichts von der declamatorischen Bewunderung, die die Verfasser gewissenhaft von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Hintergrund und Gestalt, Gedanke und Ausdruck, alles ist hier originell und geistreich. Natürlich fehlt auch die launige Betrachtung nie und nirgends, und man muss gestehen, dass die Italiener derselben oft genug Stoff und Nahrung boten. Brunner findet, dass die Menschen dieser Halbinsel nicht immer der Natur gleichen und die von ihm in dieser Richtung erzählten Anekdoten sind ungemein unterhaltend. Ich führe hier nur eine an, weil die jüdischen Journale Wiens sie gegen ihn auszubeuten versuchten.

In einem der „Kirchenzeitung" eingesandten Briefe erzählt der Dichter die Qualen zweier Touristen auf der Suche nach ... einer Tasse Kaffee. „Wir kommen in ein Kaffeehaus (in Rom)", schreibt er, „und wir verlangen eine Tasse bianco (Weißen). Man trägt uns auf, wir kosten und gehen fort. Wir machen einen zweiten Versuch in einer andern Bottega. Ich hatte in Italien schon alle Sorten farbiger Flüssigkeiten unter dem Namen Kaffee verschluckt, aber der da war der Abhub aller Abhube, das roch nach assa foetida. Ich wandte mich an den Cafétier mit den Worten: ‚Mein Herr, was servieren Sie uns da? Ich zahle Ihnen das Doppelte, wenn Sie es selber hinunterschlucken.' Bei diesen Worten gerieth der edle Römer aus dem Häuschen. Hatte der erste Cafétier das Geld mit großer Ruhe eingesteckt, obwohl wir kaum ein paar Tropfen berührt

hatten, so verrieth dieser einen lebhaften Unwillen. Er war ungemein kitzlich und zeigte sich in seiner Ehre verwundet. Er declamierte unter fürchterlichen Gesten: ‚Wenn Sie meinen Kaffee nicht wollen, so mag ich auch Ihr Geld nicht, mein Kaffee ist gut. Alle diese Fremden sind nur da, um uns zu quälen. Ich leide es nicht, dass man den Ruf meines Etablissements schädigt.' Diesem Wuthausbruch gegenüber behielt ich meine Kaltblütigkeit und indem ich auf den Tisch die bajocchi für den Kaffee legte, sagte ich: ‚Da ist Ihr Geld, kleinfüßiger Cicero' und wenn Sie Reden halten wollen, so gehen Sie hinüber aufs Capitol. Basta!' Das Kleingeld brachte den Sturm zur Beruhigung. Cicero wandte die Ferse, als würde er die tiefste Verachtung gegen unsere bajocchi hegen. Einen Augenblick später waren wir auf der Straße und das Geld ... in seiner Tasche."

Die Wiener Juden glaubten diesen Scherz gegen Brunner ausnützen zu können und so gaben sie denselben als schlagenden Beweis seines schlechten Charakters wieder. Aber in Wahrheit war ja das bloß eine einfache Schnurre und der Dichter verweilte gern unter den Italienern, obwohl er sie manchmal, aber stets ohne Bitterkeit, kritisierte.

Besonders gerne weilte er aber in Rom. Rom war seine zweite Vaterstadt, sein zweites Vaterland, weil es das Vaterland seiner Seele, der vom Blute der Märtyrer getränkte Boden, der Stuhl Petri war. Er liebte es, die Pilgerfahrt zum Grabe der Apostel zu machen, sich auf diesem geweihten Boden zu stärken, zu den Füßen des Papstes seine Liebe zur Kirche zu befestigen. In Österreich war er der unermüdliche Kämpe des Papstthums. Vor seinem Auftreten hatte der Josefinismus das Bild des Statthalters Jesu Christi zu sehr verwischt. Der Papst

war, nach dem Worte des Wiener Erzbischofs, „der College in Rom", der Bischof einer vom heil. Petrus begründeten Diöceſe und daher zu einer gewiſſen moraliſchen Suprematie berechtigt, im übrigen aber nur ein Amtsgenoſſe, deſſen Autorität an der öſterreichiſchen Grenze aufhört.

Wir haben geſehen, wie energiſch Brunner dieſen Irrthum bekämpfte, bis es ihm endlich gelang, der unfehlbaren Autorität des Papſtes in Öſterreich wieder Geltung zu verſchaffen. Er liebte Rom umſomehr, je größere Mühe es ihm koſtete, den Heiligen Stuhl gegen die Fallſtricke der joſefiniſchen Ketzerei zu vertheidigen.

Und für dieſen neugierigen Beobachter bildete der Mittelpunkt der katholiſchen Welt einen Schauplatz, der auf ihn eine ungewöhnliche Anziehungskraft ausübte. Seine Werke über Italien beweiſen, wie vortrefflich und gründlich er ſeinen Aufenthalt daſelbſt zu benützen verſtand. Seit 1857 war ihm ſein Ruf in der ewigen Stadt ſchon vorangegangen und alle Thüren hatten ſich ihm geöffnet. Cardinäle, Prälaten, Mönche, Gelehrte wollten dieſen furchtbaren Kämpen ſehen, der dort unten weit in der Tedescheria ſo viele Lanzen für Rom und den Vatican brach. Dieſer große und ſtarke deutſche Mann, mit dem breiten Kopfe und dem eckigen Geſichte, mit dem lebhaften Auge und den ſchlagfertigen Antworten beſtrickte ſie mit ſeiner wunderbaren Redegabe. Sie hörten ihn umſo lieber, weil er ihre Sprache vorzüglich in Wort und Schrift handhabte. Damals verſtand man in Rom auch kaum irgend eine andere Sprache. Einige Prälaten ſprachen etwas franzöſiſch, aber das Deutſche war allen vollſtändig fremd und dadurch wurden die zahlreichen und innigen Wechſelbeziehungen zwiſchen den deutſchen Pilgern und der kirchlichen Welt

Roms naturgemäß erschwert. Diese Schwierigkeit war für Brunner nicht vorhanden. Er hatte das Italienische schon im Gymnasium gelernt; er war ein gründlicher Kenner der italienischen Literatur und ein so glühender Verehrer Dantes, dass er auf seinen zahlreichen italienischen Reisen fast alle durch die Divina Commedia unsterblich gewordenen Ortschaften besuchte. So gelangte er zu einer vollkommenen Beherrschung der italienischen Sprache und wir werden bald sehen, dass er es in dieser Vervollkommnung bis zum Improvisieren italienischer Verse brachte.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1880 bei Gelegenheit einer seiner letzten Fahrten nach Rom. Bei einer im Bischofspalaste von Albano abgehaltenen Sitzung figurierte der apstolische Protonotar Brunner als Zeuge bei der Installierung des Canonicus . . . Liszt. Der Fürst zu Hohenlohe, Cardinal-Bischof von Albano, hatte es sich in den Kopf gesetzt, den gefeierten Virtuosen zum Mitglied seines Metropolitan-Capitels zu machen. Bekanntlich hatte Liszt im Jahre 1868 die niedern Weihen empfangen und war nacheinander Pförtner, Lector, Akolyth und Exorcist der heiligen römischen Kirche geworden. Die niedern Weihen binden den jungen Cleriker nicht, denn der große Schritt wird erst durch das Sub-Diaconat gemacht. Liszt, der noch Zeit zum Rückzug hatte, trat diesen Rückzug nicht an, gieng aber auch nicht vorwärts. Ehedem war diese verlängerte Probezeit auf der ersten Stufe der Hierarchie ziemlich häufig. Man begnügte sich mit den Minores, weil man dieselben brauchte, um ein Recht auf die kirchlichen Beneficien zu erlangen. Gegenwärtig ist dieser Missbrauch glücklicherweise verschwunden, und für Liszt wurde daher nur eine formale Ausnahme gemacht. Die niedern Weihen ermöglichten es ihm, Canonicus zu werden, und Cardinal Hohen-

lohe verlieh ihm diesen Titel. Der große Künstler stand dem hohen Kirchenfürsten sehr nahe und war ein häufiger Gast in Tivoli, dieser wunderbaren Villa d'Este, von der aus man die römische Campagna und die majestätische Kuppel der Peterskirche übersieht. Als Brunner Rom besuchte, verbrachte er auch beim Cardinal einige Tage in Tivoli, und es entwickelte sich zwischen diesen drei Männern aus dem Norden die innigsten Beziehungen, und eben diese erklären auch die Pathenschaft Brunners bei der Installierung Liszts in sein neues Canonicat. Nach der religiösen Ceremonie dieses Actes gab der Cardinal zu Ehren des neuen Canonicus ein großes Diner, an welchem nebst dem ehrwürdigen Capitel von Albano mehrere Mitglieder des römischen Adels theilnahmen. Zahlreiche Toaste wurden ausgebracht und auch Brunner brachte einen Trinkspruch, und zwar in lateinischer Sprache aus. Man bat ihn, auch einen italienischen Brindisi zum besten zu geben, den er sofort folgendermaßen improvisierte:

Evviva il nostro Liszta,
Dell' Europa il primo pianista!
Uomo molto cortese,
Un nobile Ungarese,
Che ha ricevuto dal Capitolo
Oggi un nuovo titolo.
Viva lungo e sano
Il nuovo canonico d'Albano!

Hoch unser Liszt,
Europas erster Pianist!
Aus der wackern Schar
Alleredelster Magyar,
Erhielt er vom Capitel
Heut' einen neuen Titel.
Gott möge langes Leben
Dem neuen Canonicus geben!

Da dieses gelungene Couplet lebhafte Beifallsbezeugungen der Italiener hervorrief, erwiderte Brunner mit folgendem bescheidenen Distichon:

Non sono Petrarca, non sono Dante
La mia poesia è andante!

Kein Petrarca ich, kein Dante bin,
Meine Dichtkunst ist dahin!

Da Brunner die Erinnerung an den großen Florentiner wachgerufen hatte, so fragte ihn ein Tischnachbar (ein Piemontese), „ob er Dante kenne". — „Soweit, als ein Deutscher ihn zu kennen vermag", lautete die malitiöse Antwort Brunners. „Ja, ja," fuhr der gute Piemontese fort, „die meisten Engländer und Deutschen kennen gerade genug, um das ‚Lasciate ogni speranza' zu citieren." — „Nun wohl," versetzte Brunner, „könnten Sie vielleicht den ganzen Gesang hersagen, in dem dieser Vers vorkommt?" Als der Italiener ausweichend antwortete, fieng Brunner ruhig an:

„Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore."

„Genug, genug", unterbrach der Piemontese in größter Verlegenheit. Brunner sagte drei Strophen auf und bemerkte dann, zu seinem Nachbar gewendet: „Seien Sie glücklich, dass Sie mit drei Strophen davonkommen, Sie hätten das ganze Inferno[1] verdient."

Gegen Ende der Mahlzeit wurde noch ein Toast ausgebracht, und zwar auf den ... Canonicus Brunner. Statt sich's mit einem österreichischen Canonicus genug sein zu lassen, gab der Fürst-Cardinal dem gefeierten

[1] Wortspiel zwischen dem Titel des Gesanges und dem Begriffe Hölle: „Sie hätten die ganze Hölle (inferno) verdient."

Virtuosen einen neuen Amtsbruder in der Person seines Freundes und Landsmanns Brunner!

Tags darauf nahmen die beiden neuen Amtsbrüder zwei Nachbarsitze in den Chorstühlen der Kathedral-Kirche von Albano ein, und die guten Leute dieser kleinen Ortschaft hatten gewiss keine Ahnung, dass an diesem Tage unter ihren Canonici (sehr bescheidenen Priestern natürlich) zwei der berühmtesten Männer aus Österreich-Ungarn sich befanden.

Zehntes Capitel.

Sebastian Brunner als Geschichtsforscher.

Als Canonicus der Constantin-Basilica zu Albano, apostolischer Protonotar, Referendar-Prälat utriusque signaturae, römischer Graf, Großkreuz- und Großmeister-Procurator des Ordens vom heiligen Grabe, — brachte Brunner von seinen Reisen alle Titel und Würden mit, über die der Heilige Stuhl verfügt. Er erhielt sie, ohne sie gewünscht zu haben und ohne darauf einen Wert zu legen. Er war der bescheidenste Priester, den man sich denken kann, und in einem Lande, wo man stets nach Ehren und Würden jagte, verhielt er sich stets kalt und gleichgiltig gegen die Verlockungen der Eitelkeit. Durch zehn Jahre blieb er einfacher Kaplan von Altlerchenfeld, als schon Österreich und Deutschland in ihm einen der originellsten und geistvollsten Journalisten der Zeit bewunderten. Wäre er ehrgeizig gewesen, so hätte ihm die Gunst des Kanzlers Metternich, sowie die Sympathie des Wiener Nuntius sicher den Weg zur höchsten Stufe der Hierarchie gebahnt. Er zog es aber vor, in der Vorhut der katholischen Streitmacht zu bleiben und mit Stoß und Hieb gegen alle Feinde der Kirche zu kämpfen.

Im Jahre 1853 verließ er die Pfarre Altlerchenfeld, um in Wien selber einen neuen Posten anzutreten, der aber freilich auch tief unter dem Niveau seiner Fähigkeiten und Verdienste stand. Das Universitäts-Consistorium ernannte ihn zum Festprediger der Universitätskirche, eine Stelle, die reicher an Ehren als an Einkünften war. Nichtsdestoweniger aber nahm er dieselbe gerne an, um nur der allfälligen Unannehmlichkeit irgend einer entlegenen Landpfarre zu entgehen. Seine geschichtlichen Untersuchungen, sowie die Redaction seiner Zeitung erforderten eine gewisse Stabilität, sowie den Aufenthalt in der Hauptstadt. Er predigte mit großem Talent und seine apologetischen Predigten zogen ihm eine ebenso zahlreiche als gewählte Zuhörerschaft zu. Als aber im Jahre 1856 die Universitätskirche den Jesuiten zurückgegeben wurde, musste Brunner seine Kanzel räumen, obwohl er den Titel derselben behielt. Von jetzt ab widmete er sich mehr als jemals den Studien und als er im Jahre 1866 den Augenblick für gekommen erachtete, um die „Kirchenzeitung" andern Händen zu übergeben, wurde die Geschichte fast sein ausschließliches Gebiet.

Brunner hat sich auf so verschiedenen Gebieten Ruhm erworben, dass man nur zu leicht den bedeutenden Historiker vergessen könnte, als welchen ihn seine einschlägigen Leistungen bekunden.

Das wäre nun freilich ein Unrecht. Er besaß im hohen Grade die Einsicht in und die Vorliebe für die Geschichte, und die Natur hatte ihn mit einigen großen Fähigkeiten ausgerüstet, die dem Geschichtschreiber ganz besonders nöthig sind: mit einem erstaunlichen Gedächtnis, einem Spürsinn, der ihn fast niemals täuschte, wenn er nach einer Urkunde fahndete, mit dem sichern Blick, der es

ihm ermöglichte, die Verkettung von Ursache und Wirkung zu erfassen, und mit einer Art Divinationsgabe, die ihm bereits im Laufe seiner diplomatischen Mission bedeutend zustatten gekommen war. Dazu das Talent der Inscenesetzung, die Kunst, die Thatsachen zu gruppieren, der Hauch, der dem fleischlosen Gerippe Leben verleiht, und ein wenn nicht glänzender, so doch wenigstens frischer, lebhafter und stets angenehmer Stil. Wenn er in der Geschichte sich nicht zum Range eines Döllinger oder Janssen aufgeschwungen hat, so hat diese verhältnismäßige Minderwertigkeit in der Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände ihren Grund. Er hat sich mit zu vielen Fragen, zu vielen Zeitläuften, zu vielen Specialitäten befasst, um ein Werk von dem Umfang der „Geschichte des deutschen Volkes" zu schaffen. Aber die Punkte, die er studiert hat, sind (mit wenigen Ausnahmen) mit wirklicher Wissenschaftlichkeit behandelt und die fünfundzwanzig oder dreißig Bände, die er uns hinterlassen, sind gewissenhafte Arbeiten, von denen sich manche lange mit Vortheil benützen lassen werden. Wir können und wollen diese lange Bändereihe nicht zergliedern; wir begnügen uns, in gedrängter Kürze die wichtigsten Geschichtswerke anzuführen, welche Brunner in einem halben Jahrhundert herausgegeben hat.

An die Spitze derselben kann man mit Recht die Memoiren stellen, von denen bisher so oft die Rede war. Als Brunner im Jahre 1853 eine gefährliche Krankheit überstanden hatte, gestand ihm nach dessen erfolgter Wiedergenesung jemand, der zu seinen Freunden zählte, dass, wenn der Ausgang der Krankheit verhängnisvoll gewesen wäre, er die Biographie des Verstorbenen geschrieben haben würde. Dieser Gedanke erschreckte den Satiriker: wie viel Unrichtigkeiten wären da nicht über ihn verbreitet worden!

Da ihn für die Zeit der Wiedergenesung jede ernste Arbeit untersagt war, machte es ihm ein Vergnügen, seine Selbstbiographie zu schreiben, und zwar unter folgendem Titel: „Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben." Diese drei, im Jahre 1854 erschienenen Bände bilden ein reizendes Werk, welches weder eine Apologie, noch eine Verherrlichung des Verfassers, sondern ein Gemälde enthält, in dem man jeden Augenblick die joviale Gestalt des Verfassers erblickt, wie er über sich und über andere lächelt. Die politischen Ereignisse und Kämpfe, die religiöse und sociale Bewegung, die zeitgenössischen Sitten bilden das Gewebe des Buches und über diesem Grund zeichnet der Verfasser bald die Porträts einiger großen Persönlichkeiten, bald die Silhouette merkwürdiger oder possierlicher Typen, die aber auch für die Geschichte eines Landes von Wichtigkeit sind.

In solchen Porträts ist Brunner Meister, weil er die hervorstechenden Züge — aber auch die kennzeichnenden Narben und Warzen — einer Physiognomie zu enthüllen weiß. Es gibt in seinen Memoiren eine solche äußerst interessante und schwer vergessliche Gallerie. Wir haben schon oben die Figuren des Pfarrers Kumantz, der Frau Embler, des Staatsrathes Jüstel, des Professors Alban Stolz, des Mohel Steinschneider u. s. w. angeführt. Aber wie viele andere wären nicht noch zu citieren! Wie sollte man sich beispielsweise dieses guten Karl Recher, eines Freundes Brunners, nicht erinnern, der seinen Austritt aus dem Kapuzinerkloster folgendermaßen erklärt: „Ach, man muss", sagt er, „die Sache verkostet haben, um davon sprechen zu können. Den ganzen lieben Tag Laienbruder sein, das geht allenfalls noch an, aber abends in der Zelle bleiben, das ist wirklich recht melancholisch. Einen Kapuziner

ansehen und ein Kapuziner *sein*, das sind wirklich zwei ganz verschiedene Situationen. Sie brauchen's nur zu versuchen!" Was für ein prächtiger Typus ist doch dieser Professor der Philologie, Stein, der sein neugebornes Kind „in einer eiskalten Nacht den Musen widmet" und es richtig tödtet und der den Tabak in einem Grade hasst, dass er gegen die Raucher und Schnupfer ein Gedicht von 36 lateinischen Versen: „Amor capnophilus" mit zweihundert Seiten erklärender Anmerkungen veröffentlicht.

Bisweilen genügt für Brunner ein einziger Zug, um sein Opfer unsterblich zu machen. Baron X . . ., Regierungscommissär in Krems, rühmte sich immer einer sehr vertraulichen Unterredung, die er mit Kaiser Ferdinand I. gehabt. „Und was hat Ihnen der Kaiser gesagt?" — „Er hat mir gesagt: ‚Sprechen Sie nicht so dumm, Baron, das geht Sie nichts an.'" Ein anderer Bewohner von Krems, ein Hauptmann im Ruhestand, hatte sein Schlachtross mit dem Pegasus vertauscht und machte alle Welt mit seinen großen und kleinen Gedichten unsicher, dass größte Attentat jedoch an der Sprache und dem guten Geschmack verübend. „Dieser grausame Tyrann", sagte Brunner unter Anführung einiger Verse desselben, „setzte es sich in den Kopf, die deutsche Satzlehre und das deutsche Wörterbuch zu schinden, zu plündern und zu brandschatzen; auf dem Schlachtfelde des Reimes schlitzte dieser blutige Held die Worte nach Herzenslust, schnitt sie entzwei und marterte sie mit wahrhaft türkischer Grausamkeit. Sonst war er der sanfteste Mann der Schöpfung und vertheilte sein Leben harmonisch: er dichtete, gieng spazieren und trank Bier." Neben diesen Croquis finden sich unerwartete Reflexionen, philosophische Betrachtungen, satirische Züge in jedem Capitel in großer Menge

und machen diese Memoiren zu einem für den Literaten wie für den Geschichtschreiber gleich wertvollen Buche.

„Woher! Wohin?" welches zehn Jahre später in fünf Bänden erschien, fand einen Anhang in den „Denkpfennigen, Erinnerungen aus dem Jahre 1848".[1] Im letztgenannten Werke hat Brunner die religiöse Lage in Österreich während der Revolution in besondere Beleuchtung gerückt, die schädlichen Folgen des josefinischen Systems betont und seine eigenen Conflicte mit der kirchlichen Behörde dargestellt.

Diese „Denkpfennige" haben einen ernsten geschichtlichen Wert, weil sie eine Menge von Episoden, Thatsachen und Documenten enthalten, die man anderwärts vergeblich suchen würde. Brunner hat selbst eine wichtige Rolle im Jahre 1848 gespielt, er trat mit den höchsten Persönlichkeiten in Berührung und hat in viele Ereignisse selbst eingegriffen: das sind Umstände, die seinen Erinnerungen („Denkpfennigen") ein großes Interesse verleihen. So wie „Woher? Wohin?" sind sie mit hübschen Porträts von Zeitgenossen gewürzt und man sieht da Persönlichkeiten Revue passieren, wie Metternich, Fürst Friedrich Schwarzenberg, Erzbischof Milde, Haneberg, Cardinal Rauscher, Grillparzer, Graf Pocci, Mailath u. s. w. Es gibt fast keine Persönlichkeit von Bedeutung, der wir nicht wenigstens einmal in den Memoiren oder in den Erinnerungen begegnen, und so bilden diese sechs Bände einen kostbaren „Beitrag" zur Geschichte, ganz besonders aber zur Religionsgeschichte Österreichs in diesem Jahrhundert.

* * *

Die Gegenwart wurzelt in der Vergangenheit und man kann eine Epoche nur dann gehörig verstehen, wenn

[1] 1886 erschienen.

man den Schlüssel zur nächst vorhergehenden besitzt. Der Josefinismus, dem Brunner in seinen Memoiren an den Leib geht, ist nicht das Product einer freiwilligen Zeugung unseres Jahrhunderts, sondern diese Geißel, welche die Kirche von 1836—1850 verheerte, reicht in eine viel fernere Vergangenheit zurück. Der Baum, der damals so viele tödliche Früchte trug, wurde gepflanzt und wuchs unter Regierungen, die derjenigen Franz II. vorangehen. Von Josef II. rührt das Übel her: er ist der Vater des josefinischen Staatskirchenthums. Brunner, der den Josefinismus bekämpft und beinahe zerstört hat, studierte auch die Quelle desselben und das Ergebnis dieser Studien hat er in mehreren Bänden niedergelegt, die sofort nach Erscheinen die Aufmerksamkeit der Politiker und Gelehrten erregten.

In „Josef II., seinem Leben, seiner Verwaltung, seiner Kirchenreform" zeigt er uns den Kaiser, wie er die Verfassung der Kirche ganz umstürzt, die Klöster aufhebt, ihre Güter confisciert, die Diöcesen ganz willkürlich behandelt, die Berufungen nach Rom verbietet, die Veröffentlichung der Bullen untersagt, ohne Mandat den Cultus und die Disciplin regelt, mit einem Wort, wie er sich immer und überall an die Stelle der kirchlichen Autorität setzt. Josef II. hatte eine förmliche Manie, die Kirche zu reformieren und während des größten Theiles seiner Regierung sieht man ihn mit Besen und Löschhorn in allen Winkeln des Gebäudes an der Arbeit. Friedrich II. nannte ihn „mein Bruder, der Mesner", und er war wirklich ein Mesner, aber einer, der ein arger Bilderstürmer geworden war, lediglich damit beschäftigt, das, was glänzend war, zu verwischen, das, was ganz war, zu zerbrechen, das, was aufrecht stand, umzustürzen. Bei all seinen vielleicht guten

Absichten ist er ein wahrer Zerstörer geworden. Er hat einen bureaukratischen Episkopat geschaffen, für den der Kaiser der „Allerhöchste" und der Papst ein „Collega" war und darin lag die Quelle aller späteren Übel. Er war im Begriffe, einen secundären Clerus zu schaffen, das heißt Pfarrer, von denen nichts mehr verlangt worden wäre, als dass sie „richtig lesen" können. Nur der Tod hatte ihn daran gehindert, sonst wäre Österreich einem entwürdigenden Popenthum verfallen, von dem sich die Religion vielleicht nimmer erholt hätte.

Ein zweiter Band Brunners: „Die theologischen Knechte am Hofe Josefs II." vollendet die Beleuchtung der vom Sohne Maria Theresias unternommenen Umwälzung, denn er macht uns mit den Werkzeugen bekannt, deren er sich bedient hat, der Theologen nämlich, die ihm bei der Arbeit Hilfe leisteten. Die darin enthaltenen Briefe und Urkunden werfen ein sehr intensives Licht auf die Welt- und Kirchengeschichte von 1770—1780. Liest man diese verschiedenen Archiven Wiens entnommenen Briefe und Documente, so muss man sich nur über eines wundern, dass nämlich die Kirche in Österreich nicht ganz erstickt worden ist.

Brunner ergänzte seine Studien über die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch zwei Bände unter dem Titel: „Der Humor in der Diplomatie", ein reizendes Gemälde des Hofes, des Adels und der Diplomatie in Deutschland. Diesen vier Bänden reihen sich an: „Geheimer Briefwechsel des Kaisers Josef II. mit seinem Freunde, dem Grafen Cobenzl, und seinem Premierminister Fürst Kaunitz; endlich das merkwürdige Buch: „Die Mysterien der Aufklärung in Österreich" (1776—1780).

Eine letzte Arbeit schloss die Reihe der Studien über den Josefinismus, indem sie uns schildert, was aus der

Kirche in Österreich zu Anfang dieses Jahrhunderts geworden war. Brunner veröffentlichte das Leben Clemens Hofbauers [1], eines Redemptoristen, der in Wien vom Jahre 1809—1820 lebte. Durch diese ganze Biographie, die zugleich die Religionsgeschichte der letzten zwanzig Jahre des achtzehnten und der ersten zwanzig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ist und die eine Menge von Anekdoten, Scenen und Erzählungen umfaßt, sehen wir die gehässige, von Josef II. geschaffene Maschine functionieren. Ach, was hatte man aus der Kirche gemacht! In feiles Blech hatte man das reine Gold der Kirche verwandelt. „Unser angebeteter Kaiser" war der Mittelpunkt und die höchste Macht der Kirche geworden. Ihn umgaben in demüthigster Haltung kirchliche Bureaukraten, die ihm und den Bischöfen Gesetze dictierten, die vor ihnen krochen und diese Bischöfe verlangten ihrerseits wieder, kriechende Pfarrer. „Kriechen, das war die beinahe ausschließliche, obligatorische und allgemeine Exercierung der josefinischen Geistlichkeit auf allen Stufen der Leiter." Jede freie Bewegung war verpönt. Als Hofbauer, aus Warschau vertrieben, sich nach Wien flüchtete, wurde er von der Polizei arretiert und da er bei sich (er war Prior seines Ordens) zweihundert Thaler hatte, wurde ihm bedeutet, er habe als Mönch nicht das Recht, eine so bedeutende Summe zu besitzen. Hofbauer versuchte, in Wien gegen die josefinische Strömung zu reagieren. Er wurde seitens des Consistoriums den quälendsten Verfolgungen ausgesetzt. Alle diese Canonici, die kaum an Gott glaubten (einer von ihnen, der Seminar-Director Gruber machte sich bei den theologischen Prüfungen ganz offen über die Hölle lustig), verfolgten ihn mit ihrem Hasse,

[1] Von Leo XIII. selig gesprochen im Jahre 1888.

weil sie in ihm einen glaubensstarken Mann sahen. Brunner erzählt uns von diesen Kämpfen mit gerechter Strenge, und man kann seinen Unwillen nur billigen und den Hieben nur zustimmen, die er als Geschichtschreiber und Journalist gegen den Josefinismus führt.

Gegen Ende seines Lebens schien Brunner seine Thätigkeit zu verdoppeln. Im Alter, wo so viele andere die Feder niederlegen, trug er sich mit großen Plänen und er zählte fast siebzig Jahre, als er eine Arbeit von so ungeheurem Umfang unternahm, dass derselbe sogar einen jungen Schriftsteller hätte abschrecken können. Er hatte bemerkt (und mit allen ehrlichen Leuten beklagt), dass die moderne Erziehungsweise der deutschen und österreichischen Gymnasien eine Rückkehr zum Heidenthum bedeute und dass man durch eine übertriebene Verherrlichung der Helden deutscher Literatur die Intelligenz der Kinder geradezu verfälsche. So bildeten also die Meisterwerke Goethes, Schillers, Lessings, Bürgers u. s. w. nicht allein Muster fürs Studium des Stils, sondern die Persönlichkeit der Dichter selbst war Gegenstand wirklicher Apotheosen. Nebst der literarischen Form, deren Bewunderungswürdigkeit ja unbestritten bleibt, empfehlen kurzsichtige und einseitige Lehrer auch die Gedanken, die Moral und die Ungläubigkeit dieser großen Schriftsteller. In den Schul-Ausgaben verhimmelte man rückhaltslos ihre Werke, deren Blüten alle der Bewunderung der Schüler empfohlen wurden, wobei man sorgfältig darauf bedacht war, das darin enthaltene Gift zu verschleiern. Anstatt eine reinliche Scheidung dieser Dinge vorzunehmen und unbeschadet des der literarischen Form gespendeten Lobes den Nachweis zu erbringen, dass Goethe und seine Zeitgenossen oft ihr Genie missbrauchten, um unmoralische Ideen zu verbreiten, wurde die Gesammtlehre

canonisiert. Man erklärte also unumwunden, dass an diesen Dichtern alles göttlich sei, sogar ihre Fehler und Laster; — ihre Ausschweifungen und Ehebrüche wurden zu harmlosen Zerstreuungen, und wenn man es nicht wagte, sie zu rechtfertigen, so entblödete man sich nicht, sie zum mindesten mit empörender Leichtfertigkeit zu entschuldigen. Unter dem Vorwand, dass dem Genius alles erlaubt sei, lehrte man den Kindern, dass die schuldbeladendsten Handlungen ihre Gestalt ändern, wenn sie von großen Männern begangen werden, und so gelangte man glücklich dahin, alle ihre sittlichen und moralischen Begriffe auf den Kopf zu stellen.

Brunner, der die Folgen dieses Systems einsah, beschloss, in das Allerheiligste der Literatur einzudringen, allen Göttern dieses Olymps ins Angesicht zu sehen, den Nimbus, mit dem man eine Aureole um ihr Haupt webte, von demselben herunterzureißen und zu zeigen, dass bei den meisten dieser Helden der Mensch weit unter dem Dichter stand. Mit andern Worten, er entwarf eine Literaturgeschichte, welche, wenn nicht das Gegentheil, so doch zum mindesten eine fortwährende und gründliche Richtigstellung derjenigen Handbücher bilden sollte, die man der Schuljugend in die Hand gab.

Das Unternehmen war ein so kühnes, dass es naturgemäß furchtbare Stürme in der deutschen Professorenwelt und bei allen berufenen Thürhütern des literarischen Paradieses zur Folge hatte. War aber Brunner vor den Bataillonen der semitischen Journalisten nicht zurückgewichen, so erzitterte er vor diesem neuen Bataillon umsoweniger, als er im Grunde dieselben Gegner wiederfand. Denn das ist das Eigenthümliche Israels, dass es Advocaten für alle Streitsachen liefert, in denen die heidnische Unmoral mit den christlichen Grundsätzen aneinander geräth.

Brunner wich auch im hergebrachten Titel ab, indem er sein Buch nicht „Geschichte“ nannte, zumal nach seiner Ansicht diese kritischen Bände nur „Hau- und Bausteine“ für künftige Baumeister bilden sollten. Aber was für Steine! Die acht oder zehn Bände, welche erschienen, enthalten einen unerbittlichen Steckbrief (nach Ansicht nachsichtiger Richter allerdings einen zu strengen) gegen die angeblichen Götter, zu deren Anbetung man die Kinder verpflichtet. Nie hatte der Satiriker mehr Schwung, mehr Geist, mehr Humor und ich möchte beinahe sagen, mehr Talent entfaltet. In welch erbärmlicher Gestalt zeigt er uns diese großen Männer, Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber.

Wenn ein angesehener französischer Kritiker (Edm. Biré) einen französischen Abgott gleichfalls in seiner nackten Gestalt vorführt, so hat Brunner diese Arbeit am ganzen deutschen Olymp geleistet. Von „Vater Gleim, dem Seher Gottes,“[1] bis zu „Anastasius Grün, dem Helden der Freiheit,“ breiten sie alle ihre moralischen Häßlichkeiten zu unsern Füßen aus, und so oft einer von ihnen uns über seine Persönlichkeit Sand in die Augen streut, sind es seine eigenen Zeitgenossen, die ihm erbarmungslos die Masken herunterreißen. Denn das Pikante und Originelle dieses Buches liegt gerade darin, daſs Brunner sich nirgends irgend einer Phrase des Unwillens oder Zornes bedient, sondern zumeist den Dichtern selbst und ihren Freunden das Wort gibt. Sie sind es, die mit rührender Offenherzigkeit gegeneinander zeugen und selbst, wo sie sich gegenseitig Absolution ertheilen, so liefert auch diese noch den unwiderleglichen Beweis ihrer moralischen Gesunkenheit.

[1] Titel des ersten Bandes.

Nachdem er dermaßen die Dichter justificiert, wendet sich dieser unerbittliche Rächer zu den freidenkerischen Philosophen und Theologen. Er nimmt Mann für Mann die „Vier Großmeister der rationalistischen Theologie" vor: Herder, Paulus, Schleiermacher und Strauß, und diese trotz der humoristischen Form sehr ernste Studie widerlegt vortrefflich die modernen religiösen Theorien, die dem Protestantismus in Deutschland so verhängnisvoll geworden sind. Brunner, der sich schon vor zwanzig Jahren in seinem Buche „Der Atheist Rénan und sein Evangelium" (einer der besten, ja vielleicht die beste der Gegenschriften zum „Leben Jesu") als gefürchteten Polemiker bewährt hatte, zeigte hier ganz die scharfe Logik und das gründliche Wissen von ehedem wieder. Die Wuthausbrüche, welche die „Vier Großmeister" im rationalistischen Lager zur Folge hatten, bewiesen übrigens, dass, wenn Brunner stark gehauen, er auch recht gehauen habe. Wenn man sich stark fühlt, geräth man nicht in solche Aufwallung.

Um seinen historischen und kritischen Cyklus zum Abschluss zu bringen, veröffentlichte Brunner eine letzte Collection unter folgendem etwas fremdartigen Titel: „Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde." Und bundscheckig ist sie, diese Gilde! Da sehen wir nacheinander in bunter Mischung Fichte, Blumauer, Nicolai, Wieland, Reinhold, Sonnenfels, Claudius, Voß, Pückler-Muskau, — Große und Kleine, Dichter und Prosaiker, Philosophen und Theologen. Sie bieten uns dasselbe Schauspiel, das wir schon in den „Hau- und Bausteinen" und in den „Vier Großmeistern der Aufklärungstheologie" gesehen haben.

Ist man mit Brunner dieses Pantheon der deutschen Literatur durchgegangen, so kann man nicht umhin, zu

sagen: „Große oder kleine Geister, aber jedenfalls schlechte Charaktere!“ und man muss dem Kritiker Dank wissen, dass er ein energisches Caveant Consules denjenigen zuruft, die mit der Bildung der jungen Seelen betraut sind.

Elftes Capitel.

Sebastian Brunner als satirischer Dichter.

Als Geschichts-, Zeitungs- und Romanschreiber, sowie als Apologetiker immer und überall war Brunner Satiriker. Mit Ausnahme der Predigten und einiger theologischer Fachwerke, leuchtet dieser Grundzug seines literarischen Genius in allen seinen Schriften hervor. Ob er die Geschichte des Josefinismus erzählt oder uns seine Reiseeindrücke mittheilt, ob er uns Goethe und Voß im Schlafrock vorführt, oder uns seine „politischen Aphorismen“ unterbreitet, immer hat er auf den Lippen dieses spöttische Lächeln des Philosophen, der auf den ersten Anblick die Schwächen und Lächerlichkeiten eines jeden wahrnimmt. Stets findet er auf der Spitze seiner Feder den beißenden Zug, den befiederten Schlager, der sich ins lebendige Fleisch seiner Opfer einbohrt, für die es kein Entrinnen mehr gibt. Der Humor ist gewissermaßen die gewöhnliche und natürliche Form seines Denkens.

Der Humor, wie wir ihn bei einigen englischen und deutschen Schriftstellern finden, ist eine absolut unfassbare und undefinierbare Sache, ein Genre, das jeder Classificierung spottet, mit einem Worte, eine eigenthümliche Gedankenform, die den lateinischen Völkern vollständig fremd ist. Nenne man es Heiterkeit, Geist, Satire; — aber eine Heiterkeit, die weder Melancholie noch Bitterkeit ausschließt; aber Geist voll unendlicher Caprize, die sich in

Wortspielen ebenso gefällt, wie in den zartesten Gefühls-Nuancen; — aber eine Satire, die eine starke Beimengung von Gutmüthigkeit verträgt, die mit Liebkosungen kratzt und, ohne zu verwunden, tödtet.

Der Engländer Sterne und der Deutsche Jean Paul (F. Richter) sind die beiden unvergleichlichen Meister des Humors. Man hat es versucht, Brunner mit diesen beiden berühmten Schriftstellern zu vergleichen. Aber jeder Vergleich hinkt, und hier sind die Hauptpunkte zu hervorstechend, als dass man eine ernste Parallele ziehen könnte. Brunner besitzt weder das kräftige Relief, noch die sprudelnde Fülle des Details, noch die nervöse Sentimentalität eines Sterne. Auch finden wir bei Jean Paul eine stärkere Phantasie und auch größere Lebhaftigkeit und Gemüthstiefe als bei Brunner. Hingegen ist dieser jenem an Gleichgewicht, Abwägung, Symmetrie und Maß überlegen und besitzt andererseits oft Züge, Witze, Einfälle, Zusammenstellungen unvorhergesehener Art, um die ihn Jean Paul mit Recht beneidet hätte. Brunner ist, wie seine Vorgänger, ein wirklicher Meister (obgleich in der Art verschieden), und wenn er sich die Mühe genommen hätte, seinen Stil mehr zu pflegen, seine Verse zu feilen und sich nicht mit dem ersten Guss zu begnügen, so würde ihn die Nachwelt ganz neben Jean Paul sehen, ja ihn vielleicht mehr als einmal dem Verfasser der „Flegeljahre" vorziehen.

Wollten wir den Geist der literarischen Leistungen Brunners charakterisieren, so würden wir gleich beim Anfang in Verlegenheit gerathen, zu der schon der Titel seiner Satiren Anlass böte. Wie könnte man beispielsweise diese bizarren Titel, die von so einer unwiderstehlichen Komik sind, in eine fremde Sprache übersetzen, ohne sie zu entstellen? Nehmen wir zum Beispiel gleich die erste

Satire, die so viel Staub aufgewirbelt hat. Da dieselbe gegen die Hegel'sche Philosophie gerichtet ist, so erscheint der Titel ebenso treffend als originell; die eigentliche vis comica liegt aber darin, dass das Wort so nahe an „Nibelungenlied" anklingt. Der Dichter hat einfach einen Vocal vertauscht und durch diese Vertauschung einen ungeheuren Erfolg erzielt.[1]

Eine andere Satire führt den Titel: „Keilschriften". Damit sind aber nicht etwa ägyptische oder assyrische Alterthümer gemeint, sondern das Wortspiel liegt zwischen Keil und Keule: der Dichter will andeuten, dass er Keulenhiebe versetzt.

Oder nennen wir die Satire: „Schreiberknechte, eine Serenade an das papierne Kirchenregiment", welche die kirchliche Bureaukratie mit so köstlichem Schwunge geißelt. Das zeigt schon der geistreiche Titel an, der aber auch kaum in eine andere Sprache übersetzbar scheint.

Gleiches gilt von der 1849 erschienenen Satire: „Das deutsche Reichsvieh", die an das Frankfurter Parlament gerichtet ist, oder dem „Deutschen Hiob", dem „Blöden Ritter", mit einem Wort, von allen satirischen Schriften

[1] Wie leicht hier eine Verwechslung war, beweist folgende drollige Episode: Brunner, welcher der österreichischen Censur nicht traute, hatte seine Satire in Bayern drucken lassen. Das „Nebeljungenlied" kam gedruckt nach Österreich und gelangte in gedruckter Form vor den Censor. Beim Anblick des Titels machte dieser eine Grimasse und sagte, indem er seinen Stempel auf das Buch drückte: „Wie kann man all diese alten Scharteken wieder abdrucken!" Er hatte also „Nibelungenlied" gelesen. Als die Censur den Irrthum gewahrte, war es zu spät: der Band war schon in allen Händen Wiens. Nebenbei bemerkt, ließ damals Brunner überhaupt alles im Ausland drucken, da er wohl wusste, dass die Censur für ihn unerbittlich gewesen wäre.

Brunners. Er besitzt ein wunderbares Talent, in ein einziges Wort, in eine einzige Formel, und selbst auch nur in einen Kalauer eine ganze Situation, eine ganze Satire zusammenzufassen.

Zumeist vervollständigt er seinen Titel durch eine Sinnschrift, welche den eigentlichen Gedanken entwickelt und ihm dabei dennoch die lapidarische Kürze beläßt.

Der „Deutsche Hiob" ist, wie das „Nebeljungenlied", gegen die zeitgenössische Literatur und Philosophie gerichtet und hat folgendes Motto:

„Ihr großen deutschen Geister,
Ihr kritisiert nicht schlecht;
Ihr nennt einander Lumpen!
Und jeder von euch hat recht."

Der Gedanke ist richtig und der Ausdruck ungemein malerisch.

In der Satire: „Das deutsche Reichsvieh" wendet er sich gegen die prussophilen Dichter und schleudert dem Hohenzollern-Adler folgenden, fast prophetischen Vierzeiler zu:

„Jetzt will der preußische Adler den Flug
Als deutsches Hauptvieh wagen;
Es hat zwar nur einen kleinen Kopf,
Doch einen unendlichen Magen."

Als Brunner im Jahre 1849 das sang, klagten ihn die österreichischen Liberalen der Ungerechtigkeit an! Und doch sollten ihm die Ereignisse nur zu sehr rechtgeben, und die Deutschen inne werden, dass der Magen des preußischen Adlers wirklich ein ungeheurer war.

Der Sinnspruch des „Blöden Ritters" ist nicht minder köstlich.

Brunner, der das berühmte Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland“ parodiert, charakterisiert die Gallerie der deutschen Staatspfiffe (Politiker) in folgender Weise:

„Wo ist das deutsche Vaterland?
Wo einer 's Pulver einst erfand,
Und jetzt noch jeder meint dabei,
Dass er der Miterfinder sei.
Das ist das deutsche Vaterland!“

Ist das nicht reizend?

Und welch bittere Ironie liegt doch in dem folgenden Sinnspruch, der den geistlichen Bureaukraten zugedacht ist:

„Ihr erzeigt euch gegen jene
Nur in Gnaden wohlgewogen,
Die vor euch steh'n gleich der Bittschrift
In der Mitte eingebogen.“

Der in der Mitte wie eine Bittschrift eingebogene Candidat ist eine wahre Perle. Solche Fundgruben des Witzes kommen ebenso zahlreich in den Satiren als in den Romanen Brunners vor. Fast auf jeder Seite findet sich bald ein Vierzeiler, bald ein Distichon; bald ein Vers, bald eine einfache Wortverbindung, deren malitiöser Spott und beißender Witz wie ein Refrain nachhallt. Der Dichter ist ein glücklicher Erfinder überraschender Wendungen, die meist aus der unvorhergesehenen Zusammenkoppelung oder Verschmelzung zweier oder mehrerer Wörter hervorgehen. In dieser Richtung kam ihm die wunderbare Schmiegsamkeit der deutschen Sprache ungemein zustatten, insofern sie seiner Neigung zu neuer grammatischer Combination freiesten Vorschub leistete. Denn der deutsche Schriftsteller vermag nach Belieben Wortzusammensetzungen in endloser Anzahl bilden; ist er wirklich schöpferisch veranlagt, hat er Sinn

fürs Pittoreske, so kann er ganz unerwartete Wirkungen erzielen.

Und das war bei Brunner der Fall. Wir haben einige solche Wörter, solche Züge schon angeführt, man könnte damit ganze Bände aus seinen zahlreichen Werken, besonders aber aus seinen Artikeln in der „Kirchenzeitung" füllen. Es findet sich in seinem Stil etwas wie ferne Anklänge an Abraham a Sancta Clara, diesen jovialen und genialen Mönch des siebzehnten Jahrhunderts, der die strenge Moral eines Bourdaloue in der Sprache eines Rabelais verkündete und der einmal wettete, er würde zu gleicher Zeit eine Hälfte seiner Zuhörerschaft lachen und die andere weinen machen. Abraham a Sancta Clara hat zwanzig Bände Predigten über „Judas den Erzschelm" hinterlassen und diese zwanzig Bände bilden die anregendste, würzigste, bizarrste und gepfefferteste Sammlung, die man überhaupt finden kann.[1] Brunner hat oft die bilderreiche, geistvolle und kühne Sprache des berühmtesten österreichischen Predigers. Seine Schlager, seine gleichsam unmittelbar an der Quelle entspringenden Späße und Schnurren erinnern mehr als einmal an Abraham a Sancta Clara. Man empfindet das gleiche Vergnügen beim Lesen irgend einer Predigt aus „Judas der Erzschelm" wie bei der Lectüre irgend einer Seite aus dem „Rebeljungenlied".

Der allgemeine Eindruck, den man aus den humoristischen Werken Brunners erhält, geht dahin, dass der Wiener Journalist ein origineller, ungemein geistvoller und kaustischer Schriftsteller (jedoch bisweilen etwas weitschweifig,

[1] Schiller hat in der Kapuzinerrede des „Wallenstein" mit glücklichem Griff Abraham a Sancta Clara benützt.

oft rauh und incorrect, namentlich in den Dichtungen) und ein fruchtbarer, fast überschäumender, aber mächtiger Dichter ist, mit dem die Literarhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts zu rechnen haben werden. Wäre Brunner Jude oder Freidenker gewesen, hätte er all das angegriffen, was er vertheidigt hat, hätte er sein ungeheures Talent in den Dienst des Unglaubens gestellt, so würde man ihn heute unter den größten, wenn nicht als den größten deutschen Satiriker dieses Jahrhunderts citieren. Aber Brunner hat eine Fahne aufgepflanzt, deren bloßer Anblick die Wuth der jetzigen deutschen Schriftsteller erregt, man hat ihn in Acht und Bann der Literatur erklärt. Man hat gegen ihn die Verschwörung des Todtschweigens und der Anschwärzung genau so organisiert, wie man dies mit dem Geschichtschreiber Janssen oder dem Dichter der „Dreizehnlinden" versucht hat. Glücklicherweise sind solche Ostracismen nur auf eine gewisse Zeit beschränkt; die Gerechtigkeit wird, wenn auch nachhinkend, früher oder später sich Gehör erzwingen und Brunner den Platz anweisen, der ihm im Tempel der Musen gebürt.

* * *

Nach seinem Tode (Brunner hatte ein Alter von fast achtzig Jahren erreicht) fanden sich an Publicationen fast sechzig Bände vor, die Tausende von Artikeln in der „Kirchenzeitung" nicht mitgerechnet. In diesem so bedeutenden, literarischen Gepäck kommt alles vor: gereimte Satire, Roman, Gedicht, Geschichte, Kritik, Hagiographie, Memoiren, Reisen, Philosophie, Theologie, Politik, Predigten; der Verfasser des „Nebeljungenliedes" war Polygraph im strengsten Sinne des Wortes und er gieng mit vollständiger

Leichtigkeit von der streng gelehrten Form zu den drolligsten Schnurren des Romans und der Satire über. Wenn man lediglich die Zahl und die erstaunliche Mannigfaltigkeit seiner Werke in Betracht zieht, so könnte man Brunner für einen Schriftsteller von Beruf, für einen Fachgelehrten oder „Bücherwurm" halten. Das war er indessen nicht. Der Schöpfer der „Kirchenzeitung" war vor allem ein Mann der That, ein Kämpfer, ein Streiter; fast alle seine Bücher sind Thaten, Kreuzstiche, Nadelstiche oder Säbelhiebe. Er schreibt, um eine Sache zu vertheidigen oder zu rächen, um einen Gegner des Christenthums anzugreifen, um einen Irrthum oder eine Lüge auszurotten, um eine fatale Strömung zum Stillstand zu bringen. Er ist und bleibt der unerschrockene und unermüdliche Vertheidiger der katholischen Kirche in Österreich.

Sein Einfluss war ein ungeheurer, und merkwürdigerweise ist dieser mächtige Streiter immer nur ein einfacher Soldat geblieben. Er ist nicht Führer geworden, wie Windthorst oder Mallinckrodt, nicht „König der Bauern", wie Schorlemer-Alst, nicht Bischof, wie Ketteler; aber ohne aus den Reihen zu treten, hat dieser Soldat ganze Armeen nachgezogen, Schlachten gewonnen und die Siege der Zukunft vorbereitet.

Wenn wir die Bilanz seiner Angriffe und Feldzüge ziehen, so finden wir, dass im ganzen (obwohl scheinbar das Gegentheil der Fall zu sein scheint) Brunner nicht umsonst gekämpft hat: er konnte zufrieden sterben!

Der Josefinismus, dem er zur Zeit der Allmacht dieses Systems an den Leib gieng und den er in seiner „Kirchenzeitung" zermalmte, ist jetzt vollständig besiegt.[1]

[1] Wenigstens als System; es wäre aber ein Irrthum, alle

Die Kirche hat in Österreich noch viele Fortschritte zu machen; aber welche Wandlung seit fünfzig Jahren! Bischöfe, wie Milde, sind nicht allein nicht mehr vorhanden, sondern wären heutzutage geradezu unmöglich; Österreich hat in letzterer Zeit sogar große und wackere Prälaten aufzuweisen. Andererseits welch apostolische Thätigkeit bei einem großen Theile der Geistlichkeit! Welch ein Erwachen des Volkes selbst in Wien und in der Provinz! Dahin das josefinische Regime, das jede Initiative, jede Bewegung, jedes Leben unterdrückte.

Beim ersten Anblick könnte man glauben, Brunner habe nicht dasselbe Glück betreffs seiner semitischen Gegner gehabt und in der That scheint Israel mehr denn je zu triumphieren. Die Wiener Presse ist in den Händen der Juden; Juden dominieren an der Universität, in den Ministerien und fast in allen Zweigen der Verwaltung. Nichts ist wahrer und für die österreichischen Katholiken betrübender! Aber selbst die optimistischen Juden möchten nicht zu behaupten wagen, dass ihre Positionen zur Zeit dieselben sind, wie sie vor fünfzehn bis zwanzig Jahren waren. Beim Leichenbegängnisse Brunners sah man hinter dem Sarg eine Gruppe von Politikern, die eine sehr stolze Miene zur Schau trugen: eine Abordnung von antisemitischen Gemeinderäthen und Reichsraths-Abgeordneten Wiens, deren Anzahl von Tag zu Tag wächst. Der Antisemitismus in Österreich, von dem wir im nächsten Capitel handeln werden, wird eine furchtbare Macht und flößt den Erbfeinden der ehemaligen „Kirchenzeitung" ernste Besorgnisse ein. Wir haben aber gesehen, dass es Brunner war, der

---

Josefinisten für ausgestorben zu halten. Es gibt deren noch viele in der Bureaukratie, ja selbst hie und da unter der Geistlichkeit selbst.

zuerst Sturm läutete und die jetzige Bewegung überhaupt möglich machte.

Die von Brunner vertheidigte Sache hat also auf der ganzen Linie in Österreich-Ungarn triumphiert oder ist im Begriffe, daselbst überall zu triumphieren, und da diese Sache zugleich die Sache des Christenthums und der Kirche ist, so begreift man wohl, warum der Mann, dessen Leben wir in den bisherigen Blättern unserer Betrachtung unterzogen haben, von seinem begeisterten Biographen „der Mann der Vorsehung" genannt wurde.

II.

Juden und Christen in Wien.

Seit einiger Zeit ist die Hauptstadt von Österreich der Schauplatz leidenschaftlicher Kämpfe, die auf unsere vollste Aufmerksamkeit Anspruch haben. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um eines dieser entscheidungsreichen Duelle, bei denen um die Geschicke eines Landes gewürfelt wird. Zwei unversöhnliche Mächte, zwei feindliche Lager stehen einander gegenüber: die Partei der Juden und die Partei der Christen, und zwar eine jede mit allem, was zu ihr gehört und nach ihr sich hingezogen fühlt. „Christenthum oder Atheismus, das ist das Losungswort", rief der deutsche Reichskanzler Caprivi einmal im Parlamente aus. Das Wort gilt genau auch für Österreich, nur mit einer kleinen Variante: jüdischer oder christlicher Einfluss.

In einem Zwischenraum von sechs Monaten, im April und October des letzten Jahres, haben diese beiden Parteien sich miteinander bei den Gemeinderaths-Wahlen gemessen. Der Schlag war ein furchtbarer, die Anstrengung auf beiden Seiten eine wahrhaft verzweifelte, aber jedesmal sind die Antisemiten siegreich aus diesem Kampfe hervorgegangen. Es war der erste Act dieser erschütternden Tragödie, bei denen die Schauspieler zwei Völker, zwei

Rassen, zwei moralische Weltanschauungen sind. Das Eingreifen der Regierung zu Gunsten der Besiegten, die Intriguen der ungarischen Minister, die gerichtlichen Procederen gegen den Führer der antisemitischen Partei bilden die Umrisse dieses Stückes, dessen Entwicklung mit begreiflicher Spannung abgewartet wird.

Nachdem wir in den voraufgehenden Blättern den Ursprung des Antisemitismus in Österreich kennen gelernt haben, dürfte es nunmehr nicht ohne Interesse sein, die Hauptphasen der gegenwärtigen Krise zu beleuchten. Wie kommt es, dass die Wiener Juden einen solchen Hass auf sich geladen haben, und wie haben die Antisemiten fertig gebracht, sich die Mehrheit der Wähler zu erobern? Wir werden diese Frage zu beleuchten suchen, und dieser Versuch dürfte sich im wesentlichen zu einer gedrängten Geschichte der Größe und des Verfalles der Juden in Österreich gestalten.

Erstes Capitel.

Die Juden setzen sich in den Besitz des Reichthums durch Handel, Industrie und durch das große Bankgeschäft.

Herder sagte einmal: „Ein Ministerium, in dem der Jude alles ist, eine Wirtschaft, in welcher der Jude die Schlüssel zur Casse hat, ein Land, in dem die Juden an der Spitze der Geschäfte stehen — das sind pontinische Sümpfe, die man unmöglich trocknen kann."

Seit dreißig Jahren ist Österreich-Ungarn dieser furchtbare Sumpf, in welchem die christliche Bevölkerung vegetiert und stagniert. Besonders in Wien ist der Jude überall und alles. Er hat in seinen Händen alle Kräfte, alle Hilfs-

mittel und alle Einflüsse concentriert, er dominiert in der Verwaltung und in den Bureaus der Minister und jüngst sah man mit Verblüffung, dass er seine Bedingungen der Hofburg selbst dictiert.

Wien zählt ungefähr 120.000 Juden, also so viel wie ganz Frankreich. Am Anfang dieses Jahrhunderts waren sie nur wenig zahlreich, aber nach Maßgabe, als sich die Stadt vergrößerte und entwickelte, strömten neue semitische Einwanderungen aus Galizien, Russisch-Polen und Ungarn zu. Diese ungeheure Masse, durch ihren stark ausgeprägten orientalischen Typus, sowie durch ihre bizarre Tracht kenntlich, befasst sich ausschließlich mit Handel und Geschäften. Durch Natur, durch Geschmack und aus Berechnung ist der Jude Vermittler und nur Vermittler und bildet das außerordentliche Schauspiel einer ganzen Rasse, die nichts erzeugt und sich bereichert, indem sie mit der Arbeit des andern zu Markt geht. Dieses sonderbare Phänomen erscheint in allen Ländern Europas, wo jüdische Agglomerate sich aufgehäuft haben: in Preußen, Italien, Bayern, Ungarn, im Elsass u. s. w. Betrachten wir das Elsass, das uns so nahe liegt. Das ist ein überwiegend ackerbautreibendes und industrielles Land. Nun bebaut von 29.000 jüdischen Einwanderern nicht einer das Land, nicht ein einziger betreibt ein Handwerk, nicht ein einziger ist in einer Werkstatt als Arbeiter beschäftigt. Es gibt in vielen Dörfern israelitische Gemeinden von 150, 200 und 300 Mitgliedern, die einen bedeutenden Theil des Grundes und Bodens durch Wucher an sich gebracht haben. Aber jüdische Bauern gibt es da nicht. Einen einzigen nur habe ich gekannt, der es versucht hat, den Pflug zu handhaben: er hat es aber bald aufgegeben, da er mit Rabbi Eleazar fand, „dass es kein schlechteres Geschäft als den Ackerbau

gebe". Ebensowenig sind aber die Juden Maurer, Schmiede, Tischler, Schuhmacher, da das alles zu harte und undankbare Arbeiten sind, die man daher willig den Christen überläßt. Der elsässische Jude ist Zwischenhändler, und zwar in den mannigfachsten Formen, vom Chiffonhändler, der die alten Lumpen einsammelt, bis zum jüdischen Banquier, der seinen Kunden die faulen Papiere anhängt, deren er sich selbst entledigen will. Mancher zieht nur darum derartige Beschäftigungen vor, weil sie ihm Wucher und Betrug in großem Maßstabe ermöglichen.

Und was hier vom Elsass gesagt wurde, das gilt noch in höherm Maße von Wien und Österreich. Die Juden sind lange Zeit die einzigen Banquiers in Wien gewesen und sind es theilweise auch jetzt noch. Sie haben auch ihre Maßnahmen getroffen, damit diese Quelle des Reichthums ihnen ausschließlich gesichert bleibe. Unter den großen Geld-Manipulanten, die mehr oder weniger öffentlich arbeiten, gibt es Wucherer, welche die geldbedürftigen jungen Leute, Officiere, die kleinen Bürger und Gewerbsleute ausbeuten. Man zählt mehr als tausend solcher Wucherer in Wien und es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dass alle Juden sind. In der Leopoldstadt, die den bezeichnenden Namen „Judeninsel" führt, wird man wenige christliche Geschäftsleute finden. Der ganze Handel, sowohl der große als der kleine, ist in wenigen Jahren von der jüdischen Bevölkerung monopolisiert worden. Auch in den meisten andern Vorstädten macht sich das Fehlen christlicher Firmen in auffallender Weise bemerklich. Es gibt ganze lange Straßen, wo alle Läden in jüdischen Händen sind. Dort, wo ein christlicher Gewerbsmann sich zu halten sucht, werden von den Juden wahrhafte Verschwörungen angezettelt, um ihn zugrunde zu richten. Sie errichten in

seiner Nähe Geschäfte mit herabgesetzten Preisen, Ausverkäufe und zwingen ihn dadurch, mit seinen Preisen in verhängnisvoller Weise so lange herunterzugehen, bis er vom Schauplatz verschwindet. Diese unloyale Concurrenz hat Tausende unabhängiger Existenzen vernichtet. Und während so der jüdische Pöbel die christlichen Massen erwürgt, veranstalten in den höheren Regionen die reichen jüdischen Banquiers Ringe, die dem Lande ebenso zum Verderben gereichen. Militärlieferungen, Bauarbeiten, allerhand Concessionen, Staatsanlehen, kurz alles, was müheloſen und ungeheuren Profit schafft, gehört ihnen und nur ihnen. Und so ist Finanz, Handel, Industrie zur Juden-Apanage geworden und die Juden sind die wahren Könige, — eben durch ihr Geld.

Zweites Capitel.

Die Juden bemächtigen sich der Geister mit Hilfe der Presse und der Universität.

Die Königs-Domäne des Geldes und Reichthums war aber den Juden noch nicht genügend; — sie wollten auch über die Geister herrschen, und mit wunderbarem Scharfblick wählten sie die beiden Mittel, die am geeignetsten waren, ihre Träume zu verwirklichen: die Zeitung und den akademischen Lehrstuhl.

Mit Ausnahme einiger antisemitischer Blätter ist die ganze Wiener Presse ihnen zueigen; finanzielle Gebarung und Zeitungs-Redaction stehen gleichmäßig in ihrer Botmäßigkeit. Im vorigen Jahre ergab die amtliche Statistik das Vorhandensein von 107 jüdischen Redacteuren, welche die wichtigsten Zeitungen Wiens herausgaben. Bei der „Neuen Freien Presse“ gibt es 18, beim „Neuen

Wiener Tagblatt" 30, bei der alten „Presse" 13, beim „Extrablatt" 16, beim „Fremdenblatt" 14 Juden u. s. w.; — überall Juden und fast ausschließlich Juden. Dazu kommt, dass die wenigen christlichen Journalisten, die in diese Synagogen des freien Gedankens Einlass finden, noch corrupter und antichristlicher sind, als selbst die Redacteure aus der Beschneidung.

Nicht das allerbescheidenste Plätzchen fand der christliche Gedanke in dieser Presse, die während eines Vierteljahrhunderts, ich möchte sagen, nahezu ausschließliche geistige Nahrung des Volkes von Wien bildete. In der Hauptstadt eines christlichen Reiches, in der Stadt, wo Se. Apostol. Majestät barhaupt bei der Frohnleichnams-Procession einhergeht, hat man dreißig Jahre lang nur eine Glocke und einen Ton gehört: die jüdische Glocke und den jüdischen Ton. Und durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen war das nicht allein unter den liberalen Ministern der Fall, sondern blieb auch so unter dem Ministerium Hohenwart und unter Taaffe. Es schien, als ob die Conservativen regierten, aber die Hände der jüdischen Presse hielten nach wie vor die Zügel, so dass man das sonderbare Schauspiel erlebte, dass eine katholische, ja fast clericale Regierung einer jüdischen Presse auf Gnade und Ungnade ergeben war. Die Berliner „Kreuzzeitung" (das Organ der dortigen Protestanten) konnte am 13. Jänner 1892 nach einem Scandal, durch den die Schwäche der Minister gegen die Juden klar zutage trat, schreiben: „Wieder wurde es offenbar, dass in Wien die jüdische Clique Herrin der Situation unter Taaffe ebenso geblieben ist, wie sie es unter den liberalen Ministerien war; — die conservative Regierung begünstigt die Juden aus Furcht ebenso, wie Beust, Auersperg u. s. w. sie aus Neigung und Sympathie

begünstigte." Und einige Monate später sagte diese gewiss nicht im Geruche des Clericalismus stehende Zeitung: „Was Wunder, dass unter solchen Umständen das Volk immer mehr zur Erkenntnis gelangt, dass neben der officiellen Regierung noch eine geheime existiert, welche die Geschichte Österreichs nach Belieben leitet!"

Nach oben allmächtig, verbreitete die Judenpresse durch Schrecken und Corruption ihre Tyrannei über die ganze Stadt. Wagte es ein katholischer Abgeordneter, gegen diesen Druck anzukämpfen oder irgend eine gesetzgeberische Maßregel gegen die Juden zu verlangen, so wurden gegen denselben sofort ein paar hundert israelitische Studenten aufgewiegelt, und diese veranstalteten eine lärmende Demonstration gegen den Unglücklichen, der es gewagt hatte, seine Hand auf die Bundeslade zu legen. Vor einigen Jahren beantragte der Hofrath Lienbacher eine Börsensteuer, um gegen die von den Liberalen verlangte Grundsteuer ein Gegengewicht zu schaffen. Am Tage nach der betreffenden Sitzung verfolgten die Liberalen den Abgeordneten Lienbacher sofort mit ihren heftigsten und giftigsten Angriffen; Banden von Schreiern, durch ihre Krummnasen gekennzeichnet, versammelten sich in den Arcaden der Josefstadt, von wo sie in geschlossenen Scharen gegen das Haus des conservativen Abgeordneten marschierten und Beleidigungen gegen die katholische Religion ausstießen. Nach einigem Zuwarten machte sich endlich die Polizei daran, die Demonstranten, welche (und das ist das Interessanteste an der Sache) vorgaben, die Stadt Wien gegen die Beschimpfungen Lienbachers zu rächen, zu zerstreuen, obwohl die Untersuchung ergab, dass die Lärmmacher fast alle ungarische, böhmische und mährische Juden waren. Von den vierzehn verhafteten Rädelsführern waren nicht weniger als elf — eingewanderte Juden.

Solche und ähnliche Stückchen könnte man noch in Hülle und Fülle anführen. Um sich ungestraft christenfeindlichen Scandalen widmen zu können, musste man sich zuvor des Volkes und Bürgerstandes vergewissern; und auch dieses Kunststück war der jüdischen Presse gelungen, und zwar dadurch, dass sie zuerst corrumpierte und dann unterdrückte. Der Jude Konrad Alberti hat in dieser Richtung das Geheimnis seiner Glaubensgenossen verrathen: „Sie scheuen", sagte er, „vor keinem Mittel, auch nicht dem unmoralischesten zurück." Und in der That athmeten die jüdischen Journale Wiens, d. h. alle Journale, auch die sogenannten ernsten Blätter, die schmutzigste Corruption aus. Durch Romane, durch zweideutige Inserate, durch Zurschaustellung aller Schändlichkeiten, sogar durch Leitartikel vergifteten sie nach und nach unvermerkt das Volk. Die christliche Seele, durch das entnervende System des Josefinismus sozusagen anämisch geworden, ward unfähig, der krankhaften Wirkung dieser zugleich pornographischen und atheistischen Presse irgend einen nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen.

Die corrumpierende Arbeit der Presse wurde noch wesentlich gefördert durch den Unterricht, namentlich aber den höhern Unterricht. An der Universität wird die Jugend herangebildet, die berufen ist, dereinst die Geschicke des Landes zu leiten, und die Zukunft gehört fatalerweise denjenigen, die es verstanden haben, die Seele dieser Jugend umzukneten. Das wussten die Juden gar wohl und machten daher fast übermenschliche Anstrengungen, um die Wiener Universität in die Hand zu bekommen, und das gelang ihnen in einem Grade, dass ein antisemitischer Landtagsabgeordneter der Alma Mater den malerischen und undefinierbaren oder doch unübersetzbaren Namen „Mauscholeum"[1]

[1] Etymon: mauscheln = jüdisch sprechen. (Anm. d. Übersetzers.)

geben konnte. In der That ist der Name Mauscholeum der richtige für eine Universität, an der nicht allein eine große Anzahl von Lehrstühlen mit jüdischen Professoren besetzt ist, sondern wo Christen nur dann irgend eine Stellung zu erlangen vermögen, wenn sie sich den Juden anzubequemen wissen, wo die jüdischen Studenten fast allein in den Besitz von staatlichen Stipendien gelangen, wo nur die jüdischen Studentenvereine den Schutz des akademischen Senats genießen und wo selbst die theologische Facultät nicht vor jüdischem Einfluss geschützt ist, wie man dies im letzten Jänner bei einer feierlichen Gelegenheit wahrnehmen konnte. Doctor Müllner, Professor der Theologie und Rector der Universität, hatte nämlich öffentlich im Landtag eine Lobrede auf seine jüdischen Collegen gehalten, und zwar unter dem Vorwand, dieselben gegen die antisemitischen Angriffe zu vertheidigen. Diese Haltung trug ihm eine prächtige und wohlverdiente Abfertigung seitens des Abgeordneten Gregorig ein: „Sie sind, sagen Sie, in Ihren tiefsten Gefühlen verletzt worden, Herr Rector. Nun wohl, ich habe drei Gefühle im Herzen: die Liebe zur katholischen Kirche, die Liebe zum Vaterland und die Liebe zur Familie. Wissen Sie nicht, wie die gelehrten Juden an der Universität den Katholicismus befehdeten und noch fortwährend befehden, wie die jüdische Presse unsere Priester und unsere religiösen Einrichtungen beschimpft? Vor zehn Jahren konnte ein katholischer Priester sich nicht mehr in den Straßen Wiens sehen lassen, ohne vom jüdischen Geifer bespritzt zu werden. Wissen Sie das nicht, Herr Rector?“

Gewiss weiß das jedermann. Die Werke der jüdischen Wissenschaft führen eine laute und beredte Sprache, und die antichristlichen Studenten-Demonstrationen verriethen nur zu deutlich, von welchem Geiste der akademische

Unterricht beseelt war. Bei der hundertjährigen Feier Josefs II., Lessings und bei vielen andern Gelegenheiten organisierten die Studenten in Übereinstimmung mit den jüdischen Journalisten und liberalen Abgeordneten anticlericale Festlichkeiten, die zugleich wahre Orgien des Antipatriotismus waren. Bei der Lessingfeier wechselten die Declamationen gegen die Katholiken mit Liedern ab, wie das bekannte: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?"

Die jüdischen Zeitungsschreiber und die jüdischen Professoren hatten also ihre Schuldigkeit gethan. Sie hatten Menschen nach ihrem Ebenbilde und nach ihrer Ähnlichkeit geschaffen, deren Denken dem ihrigen botmäßig gemacht wurde. Der Österreicher, vor allem aber der Wiener, sah nur mehr durch die jüdische Brille. Die Presse, die Literatur, der Unterricht, vom Geiste des Talmuds gesättigt, hatten vortrefflich gearbeitet, um die Macht des Geldsacks zu vervollständigen. Mit dieser dreifachen Macht ausgerüstet, waren die Juden Herren der Regierung und aller übrigen maßgebenden Factoren; nichts konnte ohne sie oder gegen sie geschehen, alles geschah durch sie und für sie.

Drittes Capitel.

Die Ursachen, welche das Übergewicht der Juden begründeten.

Wie haben nun die Juden in so kurzer Zeit ein solches Resultat erreicht? Wie ist der ursprünglich unmerkliche Keim plötzlich zum vergifteten Baume geworden, in dessen Schatten das christliche Volk zugrunde zu gehen Gefahr läuft? Zu diesem interessanten Problem werden wir einige wichtige Daten im Charakter der Juden, in

der Schwäche der Christen und in den politischen Ereignissen des Jahres 1866 und 1867 finden.

Der Jude pflegt zu seinen Zwecken seine Fehler ebenso wie seine Tugenden zu benutzen. Dass er auch Tugenden hat, ist gewiss, und es wäre ungerecht und lächerlich, dieselben leugnen zu wollen. Er ist nüchtern und fähig, Hunger und Durst mit vollkommener Ergebung zu ertragen. Er ist ausdauernd in Bezug auf Strapazen, und wenn es wahr ist, dass er die Handarbeit scheut, so ist es nicht minder wahr, dass er wegen eines geringen Gewinnes Meilenweit zu Fuß gehen kann. Er ist schmiegsam, einschmeichelnd, unterwürfig, er versteht es, sich überall einzuschleichen und sich so zu stellen, als würde er das, was ihn beleidigen könnte, weder sehen noch hören. Oft frech gegen seine Untergebenen, ist er unterwürfig bis zur Gemeinheit, wenn er sich vor jemanden befindet, den er fürchtet oder den er überlisten will. Wirft ihn der Bauer zum Fenster hinaus, weil er ihn lästig findet, so kommt er wieder lächelnd zur Thür herein, als wäre nichts geschehen. Er ist gewöhnlich sehr intelligent, und da er von Jugend auf zum Geschäft angehalten wird, so erlangt er bald eine so geschickte Spürnase, wie man sie bei Christen selten findet. Mit wunderbarer Begabung für den Handel ausgestattet, ist das an ihm charakteristisch, dass er bei all seiner Vorliebe für große Einkünfte auch die mageren Profitchen nicht verschmäht. Wucherer vom Fach nimmt er beim Bauer oder Handwerker hundert Procent ohne besondere Scrupel, um sich gelegentlich auch mit gesetzlichen Zinsen zu begnügen. Sein Hauptprincip ist — das Geschäft vor allem.

Manchem Juden kommen seine Laster fast ebenso zustatten wie seine guten Eigenschaften, und seine unbestrittene

Überlegenheit und Stärke liegt dann vor allem darin, daſs ihm jedes moraliſche Bedenken abgeht. Nicht die Thora, d. i. das moſaiſche Geſetz, das er nicht mehr kennt, ſondern der Talmud, der von manchem beobachtet wird, ermächtigt ihn, die Goim zu betrügen und zu beſtehlen. „Einem Nichtjuden", heißt es in Dibre David (Worte Davids), „unſere Religionsbücher anvertrauen, heißt gewiſſermaßen alle Juden tödten; denn wenn die Nichtjuden wüſsten, was wir gegen ſie lehren, ſo würden ſie uns alle umbringen." In der That enthält der Talmud, der nicht mehr zu den undurchdringlichen Geheimniſſen gehört,[1] äußerſt gewagte Grundſätze, die ſich auch im Schulchan-Aruch, einem vor drei Jahrhunderten gemachten Auszug aus dem Talmud, finden, und dieſer Auszug iſt gleichſam der theologiſche Katechismus unſerer jetzigen Juden. Ich greife hier einige beſonders erbauliche Sätze heraus: „Alle Chriſten ſind todeswürdig, auch die beſten. — Es iſt erlaubt, den Goi zu betrügen. — Man muſs den Chriſten Gutes mit Böſem vergelten. — Wucher iſt gegen Chriſten erlaubt. — Man braucht einen gefundenen Gegenſtand einem chriſtlichen Verluſtträger nicht zurückzugeben."

Solche Citate könnten ins Unendliche fortgeſetzt werden, und wenn die Juden mit Abſcheu gegen dieſe Monſtruoſitäten ſich verwahren, ſo iſt es darum doch wahr, daſs manche von ihnen ihre Handlungen danach einrichten. Darüber kann nicht der leiſeſte Zweifel für denjenigen beſtehen, der unter der jüdiſchen Bevölkerung des Elſaſs, des Rheinlands und Öſterreich-Ungarns gelebt hat.

[1] Sieh hierüber zwei ſehr intereſſante Schriften: „Das jüdiſche Geheimgeſetz" von Baron Langen und „Das Chriſtenthum im Talmud der Juden oder die Geheimniſſe der rabbiniſchen Lehre über die Chriſten", von Panaites.

Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet und mit solchen Grundsätzen genährt mussten die österreichischen Juden naturgemäß ein äußerst lohnendes Arbeitsfeld finden. Bei ihren successiven Einfällen in Europa ist es den Juden besser oder schlechter ergangen, je nachdem sie eine mehr oder minder widerstandsfähige Bevölkerung antrafen. In Polen, Galizien und Ungarn hatten sie immer leichtes Spiel, weil sie es mit minder civilisierten Völkern zu thun hatten. Auch in Österreich konnten sie sich auf eine leichte Beute werfen. Der Österreicher, besonders der Wiener, ist wegen seines liebenswürdigen, gemüthlichen Charakters bekannt; aber er besitzt auch die Fehler dieser Eigenschaften. Er ist leicht, sorglos, vergnügungssüchtig und verschiebt ernste Angelegenheiten gern auf morgen. Anfangs war er gegen diese eingewanderten Semiten nicht genug misstrauisch, da sie ihn höchstens mit Spott und Verachtung erfüllten. Wenn er auf der Straße oder im Café einem alten buckligen Juden, im langen schmierigen Kaftan, mit struppigem Bart, mit schlecht frisiertem oder in Stirnlöckchen gekräuseltem Haar begegnete, so verfiel er in ein unbändiges Gelächter. Es versiegen ihm niemals die Späße und Schnurren über diesen Orientalen, dem vor der Hochzeit nicht das Recht zusteht, ein Beinkleid zu tragen, und der sein erstes Höschen von seiner künftigen Schwiegermutter bezieht.

Während der Wiener scherzte und lachte, wartete der Jude ruhig und geduldig seine Zeit und Stunde ab. Diese Stunde kam zuerst im Jahre 1848, als die Regierung die Emancipation der Juden verkündete. In Frankreich, Italien, England und den Vereinigten Staaten war ihre Emancipation nicht gefährlich, weil die Juden da Leute fanden, die ihnen gehörig auf die Finger sahen. Das war nicht der Fall in Österreich, wo eine solche Maßregel zum mindesten

voreilig war. Mehrere Gesetze, die der Emancipation folgten, erwiesen sich als noch verhängnisvoller. Der Freihandel lieferte den Juden Industrie und Handel aus. Die Verkäuflichkeit des Bodens spielte ihnen Schlösser und Güter in die Hände, so dass jetzt eine große Anzahl von Israeliten in denselben Herrschaftssitzen installiert sind, von wo aus die früheren Herren Österreich vom asiatischen Druck befreit hatten.

Wir wollen nur noch hinzufügen, dass die Macht der Juden nicht zu so rascher Höhe gelangt wäre, wenn nicht noch unverhoffte politische Ereignisse ihrem unaufhaltsamen Vordrängen wesentlichen Vorschub geleistet hätten.

Im Jahre 1866 brachte die Niederlage von Königgrätz die Liberalen ans Ruder, und diesem politischen Wechsel folgte ein Hauch schärfster anticlericaler Strömung, die sich über ganz Österreich verbreitete. Da vordem die Conservativen in der Macht waren und da zehn Jahre vorher mit Rom ein Concordat abgeschlossen wurde, so machte man die Katholiken für die Niederlagen in Böhmen verantwortlich. Da das Concordat die Volksschule der geistlichen Controle unterworfen hatte, so wurde der „Schulmeister von Königgrätz" zu dem Zwecke erfunden, um die Leute glauben zu machen, Österreich sei wegen seiner christlichen Schule besiegt worden. Überglücklich, einen Sündenbock zu finden, nahmen die Bürger diese Lüge mit Begeisterung auf, indem sie vergaßen oder zu vergessen schienen, dass gerade die preußische Schule, aus der die Sieger von Königgrätz hervorgiengen, die confessionelle, vom protestantischen, beziehungsweise vom katholischen Clerus geleitete und überwachte Schule war. Die antikirchliche Strömung wurde Modesache und die Liberalen schwangen sich auf die Zinne. Jetzt war der Augenblick für die Juden wieder

[illegible] abseits [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible]

Katholicismus. Ihr Auftreten war daher auch von der Aufhebung des Concordats begleitet. Man muſs jedoch der Wahrheit die Ehre geben und offen bekennen, daſs das Concordat der Kirche nichts nützte. Cardinal Rauscher, der dasselbe zustande brachte, gieng dabei nicht sehr praktisch vor, denn er stellte eine vortreffliche Theorie auf, ohne sich über ihren praktischen Wert viel Kopfzerbrechens zu machen. Auf den ersten Blick schien das Concordat der Kirche sehr günstig; in Wahrheit war dasselbe eitel Blendwerk. Das Übereinkommen zwischen Rom und Wien wurde nie ganz ausgeführt, weil die Bureaukratie mit ganzer Kraft dagegen ankämpfte. Dieselbe Regierung, die das alles unterzeichnete, war von vorne herein entschlossen, ihre Verpflichtungen unerfüllt zu lassen. Man wuſste durch allerhand Winkelzüge, durch überaus kühne Auslegungen das Concordat so abzuschwächen, daſs bloß dessen Buchstabe übrig blieb, während der Geist desselben vollständig getödtet wurde. Unglücklicherweise sah aber die „öffentliche Meinung" nur den Buchstaben, und die jüdische Presse verstand es wohl und gefiel sich förmlich darin, die Tragweite des Concordates zu übertreiben. Der Pact, den man Concordat nannte lieferte den Liberalen den Vorwand, um die Kirche und ihre Einrichtungen selbst anzugreifen. Durch dieses Manöver wurde es in Österreich so unpopulär, daſs die Liberalen es unter dem Beifall der Menge zerreißen konnten. Man hatte so viel von Theokratie, von kirchlicher Übermacht gesprochen, daſs das Volk die Judenliberalen, welche die Aufhebung des Concordates durchsetzten, als Erretter begrüßte.

Durch eine unglückliche Verkettung wurde durch die Niederlage bei Königgrätz auch die kirchenfeindliche Politik des Liberalismus, und da die Juden ihre Sache mit der der Liberalen verknüpften, in weiterer Folge auch die Herrschaft

Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet und mit solchen Grundsätzen genährt mussten die österreichischen Juden naturgemäß ein äußerst lohnendes Arbeitsfeld finden. Bei ihren successiven Einfällen in Europa ist es den Juden besser oder schlechter ergangen, je nachdem sie eine mehr oder minder widerstandsfähige Bevölkerung antrafen. In Polen, Galizien und Ungarn hatten sie immer leichtes Spiel, weil sie es mit minder civilisierten Völkern zu thun hatten. Auch in Österreich konnten sie sich auf eine leichte Beute werfen. Der Österreicher, besonders der Wiener, ist wegen seines liebenswürdigen, gemüthlichen Charakters bekannt; aber er besitzt auch die Fehler dieser Eigenschaften. Er ist leicht, sorglos, vergnügungssüchtig und verschiebt ernste Angelegenheiten gern auf morgen. Anfangs war er gegen diese eingewanderten Semiten nicht genug misstrauisch, da sie ihn höchstens mit Spott und Verachtung erfüllten. Wenn er auf der Straße oder im Café einem alten buckligen Juden, im langen schmierigen Kaftan, mit struppigem Bart, mit schlecht frisiertem oder in Stirnlöckchen gekräuseltem Haar begegnete, so verfiel er in ein unbändiges Gelächter. Es versiegen ihm niemals die Späße und Schnurren über diesen Orientalen, dem vor der Hochzeit nicht das Recht zusteht, ein Beinkleid zu tragen, und der sein erstes Höschen von seiner künftigen Schwiegermutter bezieht.

Während der Wiener scherzte und lachte, wartete der Jude ruhig und geduldig seine Zeit und Stunde ab. Diese Stunde kam zuerst im Jahre 1848, als die Regierung die Emancipation der Juden verkündete. In Frankreich, Italien, England und den Vereinigten Staaten war ihre Emancipation nicht gefährlich, weil die Juden da Leute fanden, die ihnen gehörig auf die Finger sahen. Das war nicht der Fall in Österreich, wo eine solche Maßregel zum mindesten

voreilig war. Mehrere Gesetze, die der Emancipation folgten, erwiesen sich als noch verhängnisvoller. Der Freihandel lieferte den Juden Industrie und Handel aus. Die Verkäuflichkeit des Bodens spielte ihnen Schlösser und Güter in die Hände, so dass jetzt eine große Anzahl von Israeliten in denselben Herrschaftssitzen installiert sind, von wo aus die früheren Herren Österreich vom asiatischen Druck befreit hatten.

Wir wollen nur noch hinzufügen, dass die Macht der Juden nicht zu so rascher Höhe gelangt wäre, wenn nicht noch unverhoffte politische Ereignisse ihrem unaufhaltsamen Vordrängen wesentlichen Vorschub geleistet hätten.

Im Jahre 1866 brachte die Niederlage von Königgrätz die Liberalen ans Ruder, und diesem politischen Wechsel folgte ein Hauch schärfster anticlericaler Strömung, die sich über ganz Österreich verbreitete. Da vordem die Conservativen in der Macht waren und da zehn Jahre vorher mit Rom ein Concordat abgeschlossen wurde, so machte man die Katholiken für die Niederlagen in Böhmen verantwortlich. Da das Concordat die Volksschule der geistlichen Controle unterworfen hatte, so wurde der „Schulmeister von Königgrätz" zu dem Zwecke erfunden, um die Leute glauben zu machen, Österreich sei wegen seiner christlichen Schule besiegt worden. Überglücklich, einen Sündenbock zu finden, nahmen die Bürger diese Lüge mit Begeisterung auf, indem sie vergaßen oder zu vergessen schienen, dass gerade die preußische Schule, aus der die Sieger von Königgrätz hervorgiengen, die confessionelle, vom protestantischen, beziehungsweise vom katholischen Clerus geleitete und überwachte Schule war. Die antikirchliche Strömung wurde Modesache und die Liberalen schwangen sich auf die Zinne. Jetzt war der Augenblick für die Juden wieder

gekommen, nachdem sie seit dem Jahre 1848 still abseits vom politischen Schauplatz gestanden hatten. Die Conservativen waren besiegt, die Liberalen waren Hahn im Korbe; die Wahl der Juden konnte daher nicht zweifelhaft sein: sie scharten sich um Beust, den Franz Josef zu berufen das Unglück hatte.

Beust war ein Deutscher, der Österreich nicht kannte, ein Protestant, der den Katholicismus noch weniger kannte, ein eitler Egoist, der aus kleinlicher Rancune dem reactionären Preußen ein liberales Österreich entgegenzustellen suchte, ein ungeschickter Politiker, der die innere Politik der äußern zum Opfer brachte und den Dualismus erfand, an dem Österreich vielleicht zugrunde gehen wird. Er führte ein neues, den habsburgischen Überlieferungen schnurstracks entgegenstehendes System ein, und sein negatives Programm war äußerst einfach: Aufhebung des Concordats, Beschränkung der kirchlichen Autonomien, radicale Reform der Justiz, Entchristlichung der Schule — alles zerstörrende Maßregeln, die den geheimsten Wünschen der Juden entsprachen. Diese machten sich zu unerschrockenen Kämpen für das Bürger-Ministerium, indem sie ihre Sache mit der des Liberalismus verquickten und ihre bereits mächtige Presse Beust sowohl als dessen Nachfolgern zur Verfügung stellten. In den Liberalen hatten sie Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute erkannt. Der Bund zwischen beiden war ein so enger, die Verschmelzung eine so vollständige, dass das Wort „liberal" in Wien gleichbedeutend mit „jüdisch" wurde. Man ist dort z. B. weder jüdisch noch liberal, sondern judenliberal, als ob man das eine ohne das andere nicht sein könnte.

Der Kitt, der die Liberalen und die Juden mit einander verband, war der gemeinsame Hass gegen den

Katholicismus. Ihr Auftreten war daher auch von der Aufhebung des Concordats begleitet. Man muss jedoch der Wahrheit die Ehre geben und offen bekennen, dass das Concordat der Kirche nichts nützte. Cardinal Rauscher, der dasselbe zustande brachte, gieng dabei nicht sehr praktisch vor, denn er stellte eine vortreffliche Theorie auf, ohne sich über ihren praktischen Wert viel Kopfzerbrechens zu machen. Auf den ersten Blick schien das Concordat der Kirche sehr günstig; in Wahrheit war dasselbe eitel Blendwerk. Das Übereinkommen zwischen Rom und Wien wurde nie ganz ausgeführt, weil die Bureaukratie mit ganzer Kraft dagegen ankämpfte. Dieselbe Regierung, die das alles unterzeichnete, war von vorne herein entschlossen, ihre Verpflichtungen unerfüllt zu lassen. Man wusste durch allerhand Winkelzüge, durch überaus kühne Auslegungen das Concordat so abzuschwächen, dass bloß dessen Buchstabe übrig blieb, während der Geist desselben vollständig getödtet wurde. Unglücklicherweise sah aber die „öffentliche Meinung" nur den Buchstaben, und die jüdische Presse verstand es wohl und gefiel sich förmlich darin, die Tragweite des Concordates zu übertreiben. Der Pact, den man Concordat nannte lieferte den Liberalen den Vorwand, um die Kirche und ihre Einrichtungen selbst anzugreifen. Durch dieses Manöver wurde es in Österreich so unpopulär, dass die Liberalen es unter dem Beifall der Menge zerreißen konnten. Man hatte so viel von Theokratie, von kirchlicher Übermacht gesprochen, dass das Volk die Judenliberalen, welche die Aufhebung des Concordates durchsetzten, als Erretter begrüßte.

Durch eine unglückliche Verkettung wurde durch die Niederlage bei Königgrätz auch die kirchenfeindliche Politik des Liberalismus, und da die Juden ihre Sache mit der der Liberalen verknüpften, in weiterer Folge auch die Herrschaft

der Feinde des christlichen Namens herbeigeführt. Nunmehr waren die Juden ihrer Sache sicher. Das Land gehörte nun gewissermaßen mit Leib und Seele ihnen und sie konnten umso ungestörter die Reichthümer in Beschlag nehmen, je geschickter sie die Geister zu unterjochen verstanden hatten. „Die alte Schule", sagte unverschämterweise eine von Juden herausgegebene pädagogische Zeitschrift, „nahm Menschen, um sie zu Christen zu machen; wir nehmen Christen, um sie zu Menschen zu machen." In Wahrheit aber verwandelte das neue System Christen und freie Männer in jüdische Sclaven. Einem jüdischen Banquier wird das folgende reizende Wort in den Mund gelegt: „Arme Christen! ich weiß wirklich nicht, wovon dieselben nach fünfzig Jahren leben werden." Besser kann man die Lage in Österreich-Ungarn nicht schildern. Die apostolische Monarchie würde also für die Christen unbewohnbar werden, wenn nicht die furchtbare Gegenströmung des Antisemitismus diesem unglücklichen Lande eine andere Zukunft bereiten würde.

Viertes Capitel.

Ursprung des Antisemitismus in Wien.

Wie das so oft bei lang unterdrückten Rassen der Fall ist, werden die Juden sofort Hammer, wenn sie aufhören Amboss zu sein. Wir haben gesehen, wie der Hammer schwer auf das Haupt des ausgebeuteten Volkes, des verarmten Adels, des zugrunde gerichteten Kaufmannsstandes der beschimpften Geistlichkeit daniedersauste. Aber eben das Übermaß des Übels musste endlich den Wunsch und die Hoffnung der Heilung erzeugen. Instinctmäßig erhoben alle Opfer des jüdischen Druckes die Stirn und warteten

nur auf einen Anstoß, auf einen geschickten Führer, um sich in Bewegung zur Wiedereroberung der Freiheit zu setzen. Und so entstand der Antisemitismus der Massen.

Der unbestrittene Triumph des jüdischen Liberalismus dauerte ungefähr fünfzehn Jahre. Während dieser Zeit verstanden sich die Liberalen aller Schattierungen vortrefflich darauf, das Land zu verderben und auszusaugen. In den Kammern des Reichsrathes und im Gemeinderath herrschte in dieser Richtung eine rührende Eintracht; — ganz wie im ewigen Frühling der Fabel. Wölfe und Füchse drückten sich zärtlich aneinander. Von Zeit zu Zeit veranlasste der zum Abnagen bestimmte Knochen wohl ein Murren, aber die Minister beeilten sich, den Hungrigen, sowohl den jüdischen als den christlichen, neue Knochen hinzuwerfen, und der Friede war sofort hergestellt. Um dieses wunderbare System mit Grazie ins Unendliche zu verlängern, war die Regierung beflissen, im Volke jeden Hang zum Widerspruch oder zur Empörung im Keime zu ersticken. Die czechischen Abgeordneten wollten nicht nach Wien gehen, — so schickte man ihnen Dragoner-Regimenter zur besseren Überwachung. Was die Polen betrifft, so stopfte man ihnen mit einem neuen Obolus den Mund, so oft sie denselben aufthaten, obwohl sie stets bereit waren und sind, die Hand nach neuen Gaben auszustrecken. Um die anderen kümmerte man sich überhaupt nicht und hielt es auch nicht der Mühe wert, sich um sie zu kümmern. Und da dennoch durch Einfluss von außen Umsturz-Ideen hätten eindringen können, so sorgte und wachte eine gestrenge Polizei für die gute Ordnung. So ward den wenigen katholischen Zeitungen verboten, auswärtige Minister zu loben, wenn dieselben der conservativen, und sie zu tadeln, wenn sie der liberalen Richtung ange-

hörten; jede solche Kritik wurde als Hochverrath angesehen. Florencourt, Chef-Redacteur des „Vaterland", wurde ausgewiesen. Der Clerus und Episkopat wurden einerseits durch harte Gesetze, andererseits durch die Androhung der Kirchengüter-Confiscierung in Schach gehalten. Nichts wagte daher im liberalen Paradiese Österreichs, sich zu muckſen: Israel hatte das gelobte Land wieder gefunden, wo Milch und Honig floſs oder vielmehr strömte.

Man kann sich also leicht die Bestürzung der Juden und Liberalen denken, als bei den Reichsrathswahlen des Jahres 1879 eine conservative Mehrheit aus den Urnen hervorgieng. Es war wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Man hatte an diese Verschiebung umsoweniger gedacht, als man alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, um der herrschenden Sippe den Erfolg zu verbürgen. Die ganze Verwaltung hatte sich in den Dienst der Juden und Liberalen gestellt, der Judenknechte, wie jetzt der in Wien populäre Ausdruck lautet. Aber es gibt Strömungen, denen die geschickteste Taktik nicht gewachsen ist. — Eine conservative Majorität (obwohl eine bunt zusammengesetzte) trat das schwere Erbe des Liberalismus an, und Taaffe trat an die Stelle Auerspergs.

Man hätte nun ganz ernstlich mit der Vergangenheit brechen können, und das war wohl der Wunsch des Landes. Aber unglücklicherweise wurde er in Wien nicht begriffen. Graf Taaffe gehörte zwar nicht irgend einer der politischen Parteien an, aber er stand auch nicht über den Parteien. Er war im Grunde ein Liberaler und machte kein Hehl aus seiner Abneigung gegen die energischen Katholiken, welche gegen den berühmten liberalen Ausspruch: „Man ist über die Religion zur Tagesordnung übergegangen", protestiert hatten. Er wollte nicht an dem politischen Erbe seiner Vorgänger rütteln, und

um zugleich die conservative Mehrheit und die liberale Minderheit zu befriedigen, verkündete er, dass das conservative System in der Aufrechthaltung der liberalen Errungenschaften bestehe. Mit andern Worten, Taaffe, das war wieder Auersperg, derselbe Faden, nur eine Nummer feiner. Der neue Ministerpräsident hielt am frühern System fest, nur dass er gewisse Härten zu mindern suchte, indem er manche Concessionen in kleinen Dingen einräumte. Die Schule blieb ungläubig und die Juden setzten in aller Ruhe ihre finanziellen Wirren fort.

Das war aber nicht das Ziel der Wahlen vom Jahre 1879. Die Wähler bemerkten bald, dass man sie zum besten hielt und dass die Juden nach wie vor der Hammer des christlichen Amboss blieben. Von da ab wandten sie ihre Blicke nach einer andern Richtung. — Noch lebte ja Sebastian Brunner, und wenn auch sein Alter ihm nicht mehr gestattete, in der politischen Arena zu kämpfen, so besaß er doch Schüler und Freunde, die bereit waren, die religiösen und politischen Interessen des christlichen Volkes in die Hand zu nehmen. Ludwig Pfenner, Ritter von Schönerer, Fürst Liechtenstein, Professor Scheicher, Doctor Lueger, Pfarrer Deckert trafen sich, obwohl von entgegengesetzten politischen Gesichtspunkten ausgehend und von verschiedenartigen Gefühlen beseelt, in der gemeinsamen Idee des Antisemitismus. Das kleine Bürgerthum, die Gewerbsleute, die Fabrikarbeiter, die kleineren Beamten, der Adel, die Geistlichkeit, diese ganze, des liberalen Joches müde gewordene Masse, hatten zuerst nur das dunkle Gefühl, später aber die klare und bestimmte Überzeugung, dass der wirkliche Feind der Jude sei. Es war also ein Leichtes, sie alle um die Fahne zu scharen, die nur ein einziges, aber inhaltsschweres Wort enthielt: Antisemitismus.

Diese ungeheure Bewegung war in ihren Anfängen recht bescheiden. Ein erster Versuch antisemitischer Organisierung wurde im Jahre 1880 gemacht, in einer Versammlung, auf der einige hundert Handwerker gegen die Hausierer Front machten. „Wer sind diese Hausierer?“ rief der Uhrmacher Buschenhagen; „die meisten sind polnische, ungarische oder aus Russland vertriebene Juden. Sehen Sie all diese Leutchen an und sagen Sie mir, ob dieselben je ein Handwerk gelernt haben.“ Diesen Worten folgte lebhafter Beifall seitens der Anwesenden, die dem Rufe nach Organisierung gefolgt waren, unter denen sich auch der Führer der Demokraten, Dr. Lueger, und der nachmalige letzte Bürgermeister der liberalen Partei, Dr. Grübl, also die beiden Hauptacteure des beginnenden Dramas, befanden.

„Die Gesellschaft zum Schutze des Handwerks“, die aus Anlass obiger Versammlung gegründet wurde, hatte nur ein kurzes Dasein und wurde im Jahre 1882, auf Betreiben Pfenners, des Begründers des „Volksfreund“, von der „Reformpartei“ abgelöst. Pfenner hatte erkannt, dass die Zukunft denjenigen gehöre, die sich mit der socialen Frage befassen. Schon Florencourt, der in seiner Zeitung den wirtschaftlichen und socialen Fragen einen großen Platz einräumte, hatte die katholischen Conservativen auf diese Richtung hingewiesen, und als seine unerbittliche Feder seine Ausweisung zur Folge hatte, betrat sein Nachfolger Freiherr v. Vogelsang den gleichen Weg, der freilich nur ein rein theoretischer war. Pfenner hingegen stellte sich durch Gründung des „Reformvereines“ auf den nützlichern Weg der Praxis und es dauerte nicht lange, so hatte er sämmtliche Gegner des juden-liberalen Systems in seinen Kreis gezogen. In

den zahlreichen, von ihm einberufenen Versammlungen erblickte man nacheinander Dr. Lueger, Dr. Pattai, Ernst Schneider, alle Führer des jetzigen Antisemitismus. Durch ihre fortwährende Agitation säete die Reformpartei in den breiten Volksschichten die Keime zu dem starken und geschlossenen Heere, das zur Zeit von Dr. Lueger angeführt wird.

Fünftes Capitel.

Elemente des Wiener Antisemitismus.

Da dieses Heer sich aus den verschiedensten Lagern bildete, so konnte von einer durchgreifenden Gleichartigkeit seiner Truppen keine Rede sein. Schönerer und Lueger, Liechtenstein und Schneider, Scheicher und Vergani vertreten in politischer, religiöser und socialer Beziehung zu entgegengesetzte Gedanken, als dass es möglich gewesen wäre, sie in ein einziges Regiment zusammenzufassen. Da dieselben gegen einen gemeinsamen Feind, nämlich gegen den Judenliberalismus, ankämpften, so musste man aus taktischen Gründen ihnen die Möglichkeit lassen, sich nach ihren natürlichen Berührungspunkten zu gruppieren, um im Augenblick des Angriffs geschlossen über alle Truppen verfügen zu können. Die Hauptgruppierungen waren bald gebildet, und nach der tastenden Ungewissheit und der unklaren Agitation, die der ersten Stunde eigen ist, waren die zahlreichen Gegner der Juden bald gesammelt, — die einen um das christlich-sociale, die andern um das antisemitische und endlich einige um das deutschnationale Banner geschart.

So bildeten sich drei antisemitische Parteien in Österreich oder vielmehr in Wien — denn wir haben es hier zunächst mit dieser Stadt zu thun —, und diese Parteien

entsprachen dem dreifachen Druck, unter dem das Land litt: der religiösen, der wirtschaftlichen und der politischen Unterdrückung. Die Christlich-Socialen sahen in den Judenliberalen vor allem die Verfolger des katholischen Volkes, die Antisemiten erblickten in ihnen die Ausbeuter der mittleren Classen, und die Deutschnationalen hinwieder erblickten in ihnen die unrechtmäßigen Beherrscher der öffentlichen Angelegenheiten.

Die christlich-sociale Partei, die ihren Namen von Baron Vogelsang erhielt, trat zuerst in die Bresche und ihr gebürt auch das Verdienst, der antisemitischen Richtung einen unwiderstehlichen Antrieb verliehen zu haben. Aus der Reformpartei hervorgegangen, stützte sie sich zugleich auf die Geistlichkeit und das Volk — beide Opfer des jüdischen Übergewichts. Es ist wahr, dass ein Theil des hohen Clerus sich gegen den Antisemitismus grundsätzlich ablehnend verhielt. „Man darf die Juden nicht angreifen," sagte Domherr Goschel, „sie könnten uns schaden." Und dieses Wort, das in Wien die Runde machte, drückte den Standpunkt von mehr als einem kirchlichen Würdenträger aus. Aus Furcht vor den Juden und auch aus Nachgiebigkeit gegenüber dem Hof vergaßen diese Herren das Wort Christi: „Ich habe Mitleid mit dem Volke." Hingegen hatte die Seelsorge-Geistlichkeit weder solche Rücksichten, noch kannte sie eine solche Furcht, und so warf sie sich kühn in eine Bahn, die es ihr gestattete, das Volk zur Kirche zurückzuführen. Unter der Herrschaft des jüdischen Terrorismus war sie den gehässigsten Angriffen ausgesetzt. Da die Arbeiter und Handwerker soviel gegen die geistlichen Volksverderber, die höllischen Giftmischer des Vaticans u. s. w. declamieren hörten, so hielten sie die Priester wirklich für ihre Feinde. So erklärt sich ihre religiöse Zweifelsucht sowohl, als ihre Abneigung gegen den

Katholicismus. Als aber der Clerus einsah, dass durch solches Gewährenlassen die Verleumdung immer festere Wurzel fasse, und dass er die Rolle des Gefoppten spiele, entschloss er sich, die Sache des Volkes in die Hand zu nehmen, sich um seine Noth zu bekümmern, seine verkannten Rechte zu vertheidigen und ihm zu zeigen, wer seine Freunde und wer seine Ausbeuter seien. Diese Annäherung des Priesters an den Arbeiter auf dem Boden der socialen Frage, dieser Bund des Volkes mit der Kirche war ganz besonders erfolgreich, indem sich Wien unvermerkt wieder in eine christliche Stadt verwandelte. Die alljährlich abgehaltenen Missionen bewirkten, dass sehr viele wieder zur Kirche zurückkehrten; der Strom katholischer Liebeswerke ergoss sich von allen Seiten, so zwar, dass die Hauptstadt, früher als Herd der Sittenlosigkeit bekannt, zur Zeit eine der gläubigsten Städte Österreichs geworden ist. Die christlich-sociale Partei nahm neben diesen in den Schoß der Kirche zurückkehrenden Katholiken auch alle andern auf, die zwar im Punkte der Frömmigkeit noch nicht so weit sind, nichtsdestoweniger aber aus ihrer Sympathie für die Geistlichkeit und die Kirche kein Hehl machen. Die Geistlichkeit war die erste, die eine Wendung in der Sache der Religion herbeigeführt hatte, und sie war auch die erste, der diese Wendung zustatten kommen sollte.

Neben den Christlich-Socialen stehen die eigentlichen Antisemiten, jenes große Heer, welches einerseits die kleinen, vom Juden zugrunde gerichteten Geschäftsleute, andererseits den intelligenten Bürgerstand umfasst, der über die fortwährende Begünstigung und Patronisierung des Judenthums sich erbittert fühlt; endlich die kleine Gruppe Schneider-Schlesinger, die im Juden den Semiten, den Feind der arischen Rasse verfolgt. Anfangs war diese

Partei in religiöser Hinsicht ziemlich liberal und ihr Organ, das „Deutsche Volksblatt", theilte Hiebe nicht nur den Juden, sondern auch den Clericalen aus. Aber nach und nach und unter dem Einfluss der Christlich-Socialen änderten diese Antisemiten ihre Haltung gegen Priester und Kirche. Ehedem „hänselten" sie gerne den Geistlichen; — jetzt grüßen sie ihn höflich auf der Straße, drücken ihm herzlich die Hand und würden den Frechling, der es wagen würde, in ihrer Gegenwart das geistliche Gewand zu beschimpfen, exemplarisch züchtigen. Die Abgeordneten und Gemeinderäthe dieser Partei gehen gerne mit der Geistlichkeit, ermuthigen die Volks-Missionen und gehen, gegebenen Falles, auch in die Predigt. Das „Deutsche Volksblatt" ist jetzt ganz respectvoll in Betreff der Religion geworden, vertheidigt wacker den von der Judenpresse angegriffenen Priester und weiß für den dreißig Jahre lang so übel zugerichteten Katholicismus Vorliebe zu erwecken. Bewusst oder unbewusst (und wahrscheinlicher ist das erstere) sind die Antisemiten das unschätzbare Werkzeug der religiösen Wiedergeburt geworden. Sie werden der christlich-socialen Partei Kerntruppen liefern und die meisten von ihnen werden früher oder später im Christenthum noch etwas anderes als den bloßen Gegensatz des Judenthums erblicken. Man muss ihnen für ihre Leistung Dank wissen und das Beste für die Zukunft hoffen.

Das dritte Corps der antisemitischen Armee, die deutschnationale Partei, ist dasjenige, welches an Zahl am schwächsten und gegen die katholischen Ideen noch am widerspenstigsten ist. In religiöser und politischer Hinsicht huldigen die Deutschnationalen einem Radicalismus, der sowohl für den Staat als für die Kirche gefährlich werden kann. Wenn sie dennoch der christlich-socialen Partei Gefolgschaft leisten, so

geschieht dies mehr oder weniger wider Willen und weil sie, auf eigene Kraft angewiesen, ganz ohnmächtig wären. Das sind wertvolle Bundesgenossen wider Willen, denn sie machen es möglich, in den Bund zur Bekämpfung der Liberalen auch solche Leute aufzunehmen, die gegen den Liberalismus nur deshalb erbittert sind, weil er sich mit dem Judenthum verbündet.

Sechstes Capitel.

Politische Organisierung des Wiener Antisemitismus.

Christlich-Sociale, Antisemiten und Deutschnationale waren von einem Gedanken, nämlich dem Judenhass, beseelt und verfolgten das gleiche Ziel, die Erhebung des christlichen Volkes. Aber es war nicht genug, ein ausgesprochenes Ziel zu haben, man musste einen günstigen Boden für die Arbeit, wirksame Waffen und Führer haben, fähig, den Kampf zu organisieren. Und auch diese drei Dinge sollten dem Heer der Antisemiten nicht fehlen. Es fand in Dr. Lueger und Fürst Alois Liechtenstein Taktiker ersten Ranges, und was die Waffen und den Kampfplatz betrifft, so waren selbe gegeben: der Stimmzettel und die Wahlen.

Die Liberalen waren die unumschränkten Herren des Wiener Gemeinderaths und des niederösterreichischen Landtags, und auch im Reichsrath besaßen sie einen ungeheuren Einfluss, wenngleich schon die Conservativen am Ruder waren. Um die Juden zu treffen, galt es, die Liberalen aus dieser dreifachen besetzten Stellung zu verdrängen. Diese Aufgabe war keine leichte, da alles zu Gunsten der Liberalen wirkte.

Das in Österreich geltende Wahlsystem scheint eigens zu dem Zwecke eingeführt worden zu sein, um den Triumph

der Juden und Liberalen zu sichern. Von den politischen Versammlungen zu schweigen, hat seit Jahren kein Mann von katholischer Gesinnung, noch weniger aber ein Antisemit in den Wiener Gemeinderath gelangen können. Diese Corporation wird von drei Curien gewählt, von denen eine jede 46 Mitglieder ernennt. Die dritte Curie umfasst die Bürger, die nur eine ganz geringe Steuer zahlen, deren Zahl sich jetzt auf 54.000 beläuft; die zweite enthält 26.000 Wähler, die zur sogenannten gebildeten Classe gehören: also Professoren, Beamte u. s. w. Die erste endlich setzt sich aus den reichsten, die höchste Steuer entrichtenden Hausbesitzern zusammen, sie zählt ungefähr 5500. Da die jüdische Presse die erste und zweite Curie vollständig beherrschte und ihren Einfluss auch auf die dritte erstreckte, so begreift man die zahllosen Schwierigkeiten, denen das Unternehmen Luegers begegnen musste. Aber er ließ sich nicht entmuthigen. Vor allem galt es, Zeitungen zu schaffen, um der jüdischen Presse die Stirne zu bieten. Wohl gab es den „Volksfreund" Pfenners, aber dieser war nur ein Wochenblatt ohne Einfluss. Es gab auch noch die „Ostdeutsche Rundschau", aber ihr Herausgeber Schönerer war zu prononciert national und zu katholikenfeindlich, als dass er auf die Massen hätte wirken können. So gründeten die Antisemiten das „Deutsche Volksblatt", das unter der Leitung Verganis zu großer Bedeutung gelangte, und bald darauf schufen sich die Christlich-Socialen selbst in der „Reichspost" ein geeignetes Organ. Nun erst konnte man kühn vorwärts schreiten und den Feldzug gegen die Liberalen mit Aussicht auf Erfolg eröffnen.

Und dieser Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Noch im selben Jahre (1889) nahm die antisemitische Partei an der Gemeinderathswahl theil und brachte mehrere antisemitische Candidaten ins Rathhaus. Damit war die

erste Bresche geschossen. Ein Jahr später fanden die Wahlen in den niederösterreichischen Landtag statt, und auch hier fiel eine beträchtliche Zahl von Mandaten den Antisemiten zu. Im Frühjahr 1891 bekam auch das Parlament einen antisemitischen Zuwachs.

An sich wollten diese Erfolge wohl nicht viel besagen; — immerhin aber bildeten sie ein beachtenswertes Anzeichen für die erbitterten Kämpfe der Zukunft. Durch ihre ersten Siege ermuntert, machten sich die drei antisemitischen Gruppen mit neuem Feuereifer an die Arbeit. Besonders waren es die Christlich-Socialen, die, von den Bemühungen des Clerus unterstützt, immer mehr Boden gewannen. Denn dieser entfaltete die Fahne des Antisemitismus in den Zeitungen, in den Volksversammlungen, in den Wählerversammlungen, ja selbst auf der Kanzel. Dr. Deckert, Pfarrer von Weinhaus, hielt in seiner Kirche eine Reihe von Predigten, deren bloßer Titel: „Türkengefahr und Judenherrschaft" schon ein Ereignis für Wien bildete. Die Zeiten waren vorüber, wo die Juden die Lacher auf ihrer Seite hatten, wenn sie in ihren Zeitungen die Priester beleidigten und das Christenthum lächerlich machten. Dieselben Wiener, denen ehedem die infamen Verleumdungen in der „Neuen Freien Presse" gefielen, füllten jetzt die Weinhauser Kirche und hörten mit Sympathie dem Pfarrer Deckert zu, der von der Kanzel herab „die ältesten und gefährlichsten Feinde des Christenthums" anklagte. Und da Frank öffentlich behauptet hatte, dass ein Katholik kein Antisemit sein könne, so antwortete Deckert mit einer fulminanten Broschüre, in welcher er seinen Amtsbruder widerlegte. Die jüdischen Blätter spien Feuer und Flamme, appellierten nacheinander an Kaiser und Papst, sprachen mit salbungsvoller Rührung von der christ-

lichen Barmherzigkeit, von der Duldung gegen Andersgläubige, von dem innern Zusammenhange des Alten und Neuen Testamentes. Aber das alles war zu spät und die liberale Kriegskunst erlitt kläglichen Schiffbruch.

Siebentes Capitel.

Die ersten großen Wahlschlachten und der Triumph des Antisemitismus.

Als im April 1891 die Neuwahl in den Gemeinderath stattfand, gelang es den Antisemiten, sofort 46 Sitze zu erobern. Zwei Jahre später gewannen sie sechs neue Mandate und bildeten schon eine achtunggebietende und bedrohende Minderheit. Die Reden im Rathhaus wurden immer heftiger und von einigen antisemitischen Rednern wurde sogar bisweilen in ebenso verletzenden als unnützen Angriffen über die Schnur gehauen. Aber, wohl oder übel musste mit ihnen gerechnet werden, besonders da sie einige nicht zu verachtende Beschlüsse durchzusetzen verstanden. So wurde auf Betreiben Luegers in den Volksschulen Wiens das Gebet wieder eingeführt; — ein Antrag, der zehn Jahre zuvor im Gemeinderath mit unbändigem Lachen aufgenommen worden wäre. Jetzt lachten die Liberalen freilich nicht. Gewiss ließen sie das nicht leichten Herzens zu, aber die Furcht war stärker, als ihr christenfeindliches Gefühl.

Die Ereignisse des Jahres 1895 bewiesen, dass die Befürchtungen der Liberalen nur allzu gerechtfertigt waren. Die antisemitische Strömung war zu einem heftigen Strom geworden, geschwellt durch Zuflüsse aus allen Schichten. Der liberale Abgeordnete Maresch sagte im offenen Landtag: „Bis zu einem gewissen Grade ist jedermann heutzutage Antisemit.“ Und ein anderer liberaler Abgeordneter,

Noske, erklärte in einer Versammlung: „Die Unzufriedenheit ist im Volke so groß, dass ein aus der liberalen Partei hervorgehender Abgeordneter sich heutzutage auf alles andere eher als auf einen Fackelzug gefasst machen muss."

Diese Unzufriedenheit, die täglich zunahm und die Reihen der Antisemiten stärkte, kam bei den Gemeinderathswahlen im April des Jahres 1895 in schlagender Weise zum Ausdruck. Der zweite Wahlkörper, die Curie der „Intelligenz", hatte 46 Mitglieder zu wählen. Im Jahre 1891 hatte er 39 Liberale und 7 Antisemiten gewählt und galt also noch immer mit Fug und Recht als die eigentliche Hochburg des Liberalismus. Die Wiener Judenpresse versicherte stolz, dieser Wahlkörper werde seinen Grundsätzen treu bleiben und die unter antisemitischer Maske verkappten clericalen Banden bekämpfen. Noch am Vorabende der Wahlen prophezeihte die „Neue Freie Presse" ihren Freunden den Sieg. Auf diese Prophezeihung antworteten die Wähler, indem sie 24 Antisemiten und nur 22 Liberale entsandten. Das war nun ein wahrer Verrath seitens der „Intelligenz", und die Sache des Liberalismus in Wien war ernstlich gefährdet. Durch diese Verschiebung des Stimmenverhältnisses betrug die liberale Mehrheit nur 74 und die antisemitische Minderheit schon 64 Stimmen. Und die der herrschenden Partei drohende Gefahr war umso größer, als unter diesen 74 liberalen Gemeinderäthen sich 13 von der demokratischen Schattierung befanden, auf die man sich durchaus nicht verlassen konnte. Somit konnte von einer eigentlich liberalen Mehrheit nicht mehr die Rede sein, und der Bürgermeister war den Antisemiten auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Das fühlten die letztern recht wohl und stimmten in ihren Organen wahre Triumph-Gesänge an. Aber auch die Liberalen erkannten die Wendung, und, über

dieselbe erbittert, beschlossen sie, alles über den Haufen zu werfen.

Der neue Gemeinderath trat am 14. Mai zusammen, um zur Wahl des ersten Vice-Bürgermeisters zu schreiten. Man hatte einen liberalen Candidaten, Herrn Richter, aufgestellt, der auch gewählt wurde. Aber die Liberalen hatten eine Verschwörung angezettelt, welche den Dingen plötzlich eine andere Wendung geben sollten. Richter lehnte die ihm zugedachte Ehre ab und ein zweiter Wahlgang wurde nothwendig. Die Liberalen hatten infolge eines einmüthigen Beschlusses weiße Stimmzettel abgegeben, so dass nur mehr die Stimmzettel der Antisemiten Giltigkeit hatten, und da sie alle auf den Namen Lueger lauteten, so gelangte dieser gegen alle Erwartung zur Vice-Bürgermeister-Würde.

Diesem geschickt vorbereiteten Theater-Coup sollte ein zweiter nicht minder verblüffender Schlag folgen. Kaum hatte Lueger sein neues Mandat angenommen, als sich Bürgermeister Dr. Grübl erhob und feierlichen Tones sein Amt niederlegte. Natürlich war das nicht etwa ein erst im letzten Augenblick gefasster Entschluss oder gar ein unüberlegter Streich, sondern die Liberalen folgten da einem wohl durchdachten Plan, dessen Geheimnis hie und da von ihren Blättern verrathen wurde. Sie wollten die Antisemiten auf die Probe stellen und sie zwingen, ihre Unfähigkeit selbst zu bekennen. Grübl warf also Lueger seine Amtsniederlegung an den Kopf, in der Hoffnung, dass auch dieser sofort zurücktreten würde, damit die Wiener einsähen, dass die Antisemiten nur Komödianten seien, die kein Vertrauen verdienen. Aber Lueger, welcher die liberale Taktik sofort durchschaute, hütete sich wohl, in die Falle zu gehen. Er ließ sich durch die Amtsniederlegung Grübls nicht im geringsten irre machen, sondern erklärte ohne

Prahlerei, dass er auf seinem Posten ausharren werde, damit keine Unterbrechung in der Verwaltung der Stadt entstehe. Und so geschah es, dass nun der Wiener Gemeinderath eine liberale Mehrheit mit einem antisemitischen Vorsitzenden hatte. Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, dass Lueger sich auf der Höhe seiner Aufgabe zeigte, und dass er während der kurzen Zeit, die bis zur neuen Bürgermeisterwahl verfloss, ein ungewöhnliches Verwaltungstalent bekundete.

Während er seinen Präsidial-Geschäften im Rathhaus oblag, fuhr er fort, den Sieg an seine Fahne zu fesseln und seine Stellung zu befestigen. Er wurde der wahre Abgott des Wiener Volkes. In ihm hatten sich gleichsam alle Bestrebungen, Wünsche und Hoffnungen der kleinen Bürger, Gewerbsleute und Beamten, der Handwerker und Arbeiter, mit einem Worte all derjenigen, die unter dem Joch des jüdischen Reichthums seufzen, vereinigt. Die Menge jubelte ihm zu und es war klar, dass „es wackele", dass die liberale Herrschaft ins Wanken gerathen sei, als sei der Boden, auf dem sie stand, von einem Erdbeben erschüttert worden. Die Zeit war vorüber, in der die Juden das Heft in der Hand hielten und man beinahe sich des christlichen Namens schämte.

Man begreift nun den Jubel der Antisemiten, die eine große Versammlung in den Musikvereinssaal einberufen hatten, um den Wählern ihren Dank auszudrücken. Diese Versammlung, welche am 16. Mai stattfand, war eine großartige Kundgebung, wie Wien eine solche niemals gesehen hatte. Die Antisemiten verfolgten mit dieser Versammlung einen doppelten Zweck: erstens auf die Volksstimmung zu wirken, und zweitens, sich gegen die Vorwürfe der Gegner zu vertheidigen. Um ihre Propaganda

zu hemmen, suchten die Juden den Antisemiten katholikenfeindliche und königsfeindliche Absichten zu unterstellen. Obwohl unter den Gemeinderäthen zwei Priester waren und obwohl die Mehrheit der Geistlichkeit der antisemitischen Bewegung sympathisch gegenüberstand, entblödete man sich nicht, Lueger und seine Freunde zu beschuldigen, sie planten den Umsturz. Die Juden, die seit zwanzig Jahren in ihren Blättern die kirchlichen Autoritäten verhöhnt hatten, fanden auf einmal, dass die Antisemiten den Bischöfen und dem Papste nicht genug Ergebenheit bewiesen. So oft Lueger oder einer seiner Anhänger einen josefinischen Prälaten aufs Korn nahm, stellten sich die Juden entrüstet und dichteten rührende Homilien über die den geistlichen Behörden schuldige Achtung. Ja einige Tage vor den Wahlen soll Fürst Windischgrätz, dem Drucke der Liberalen nachgebend, den Cardinal Schönborn nach Rom entsandt haben, damit dieser vom Heiligen Stuhl eine Verdammung des österreichischen Antisemitismus erlange.

In jener Versammlung vom 16. Mai suchten Lueger und Fürst Liechtenstein ihre Partei gegen die doppelte Verleumdung der Liberalen zu rächen. „Man klagt mich an," sagte Lueger, „dass ich die Verfassung verletze, und neulich war in den jüdischen Blättern zu lesen, dass der Gemeinderath sich betroffen fühlte, als ich auf diese Verfassung den Eid abgelegt hatte. In Wahrheit habe ich von dieser Betroffenheit nichts bemerkt. Aber, diese Betroffenheit zugegeben, versichere ich Sie, dass die Völker Österreichs mehr als einmal betroffen waren, als sie von der Eidesleistung unserer Liberalen hörten. Wir leben übrigens unter ganz besonderen Verhältnissen in unserm theuren Vaterlande. Der Deutsche hat das Recht, den Deutschen zu verabscheuen, der Czeche darf den Czechen hassen, wir hegen

eine Abneigung gegen die Polen, die Ruthenen, gegen jedermann. Alle diese Völker dürfen wir ohne Verletzung der Verfassung hassen. Wenn wir aber die Juden nicht anbeten, so sind die Staatsgrundgesetze sofort in Gefahr. Die jüdische Presse hat nach und nach alle Stände, alle Nationen unter- und gegeneinander verhetzt, sie hat den Bauer gegen den Fabrikanten, den Fabrikanten gegen den Bauer und beide gegen Adel und Clerus aufgehetzt. Aber das alles bedeutet keine Verletzung der Verfassung. Wenn man aber dem Juden zuruft: ‚Hören Sie, es ist nicht recht, dass Sie dem Christen wegnehmen, was er im Schweiße des Angesichts erworben', dann ist das Gesetz verletzt, und in der liberalen Presse war zu lesen: ‚Man erschrickt bei dem Gedanken, dass ein solcher Entweiher des heiligen Judenthums die Verfassung beschwor.'" Und dann fügte der Redner hinzu: „Es handelt sich nicht um die Gleichberechtigung der Juden, sondern um die Gleichberechtigung der Christen. Das durfte ich wohl nach der Sitzung, in der meine Erwählung zum Vicebürgermeister stattfand, sagen. Nach der Wahl hatte ich mir das Wort erbeten und in meiner Rede Gott angerufen und erklärt, Gott werde das christliche Volk nicht verlassen — und da wurde ich mit der Bemerkung unterbrochen, das sei eine antisemitische Rede. ‚Was wollen Sie sagen?' frug ich meinen Unterbrecher. Er antwortete: ‚Wenn Gott die Christen beschützt, so muss er die Juden vernichten.' Überhaupt ist es sonderbar, dass man sofort zur Rede gestellt wird, wenn man den Namen Gottes anruft. Wenn man aber verpflichtet ist, auf das Kreuz zu schwören, so ist es ja auch Pflicht, an Gott zu denken, wenn man den Eid leistet."

Diesen Worten folgte brausender Beifall, der deutlich die volle Übereinstimmung der Anwesenden mit der religiösen

Gesinnung Luegers bekunden sollte. Indem dieser den Namen Gottes unter den stürmischen Beifallsbezeugungen der Zuhörer anrief, vertheidigte er sich zugleich gegen seine Feinde auf der linken, wie gegen seine Gegner auf der rechten Seite. Die Rede des Prinzen Liechtenstein vervollständigte die Vertheidigung des Antisemitismus. Dieser brillante Waffengenosse Luegers, dieser fürstliche Demokrat, zugleich der Sache des Volkes und der der Religion so ergeben, vertheidigte die Politik seiner Partei mit großartigem Rednertalent und nach den weitesten Gesichtspunkten, zugleich aber auch mit einem Freimuth und einer Gewandtheit, die den Liberalen sozusagen das Gras unter den Füßen wegmähten. Als tags darauf diese beiden Reden in den antisemitischen Zeitungen erschienen, lernte die ganze Bevölkerung nicht allein Wiens, sondern des ganzen Reiches das Programm kennen, das in so lauter und rückhaltloser Weise die Liebe des christlichen Volkes zum Vaterlande und zum Monarchen betonte.

Achtes Capitel.

Die Auflösung des Gemeinderathes und die Neuwahlen.

Einige Tage später, am 29. Mai, trat der Gemeinderath im Rathhause zusammen, und der Kampf um den durch den Rücktritt Grübls freigewordenen Präsidentenstuhl begann sofort wieder. Die Liberalen spielten ihre letzten Karten aus, indem sie die Wahl Luegers zur unvermeidlichen Nothwendigkeit machten, obwohl sie ihm ihre eigenen Stimmen versagten. Sie hofften auf seine Annahme, wobei er, da er keine Majorität besaß, in einigen Wochen abgenutzt worden wäre. Dieser geniale Schlachtplan

wurde jedoch von Lueger vereitelt. Das ihm angebotene Danaergeschenk wies er zurück, wodurch er jede andere Wahl unmöglich machte und die Regierung zur Auflösung des Gemeinderaths zwang. Schon am 30. Mai erschien das Auflösungs-Decret im „Amtsblatt", und nun sollte Wien während mehrerer Monate der Schauplatz einer beispiellosen Wahlagitation werden.

Das Gemeindestatut schreibt vor, dass die Regierung sechs Wochen nach erfolgter Auflösung die Neuwahlen auszuschreiben, respective deren Termin bekanntzugeben hat. Dieser Umstand wurde nun von beiden Parteien eifrig erörtert: die Liberalen wollten nämlich den Wahltermin möglichst hinausziehen, die Antisemiten aber nach Möglichkeit beschleunigen. Von ihren jüngsten Erfolgen berauscht, verlangten die Antisemiten, deren Schlachtreihen in wunderbarer Ordnung bereit standen, dass die Wahlen sobald als möglich stattfinden sollten. Sie wollten sofort auf ihre besiegten Gegner losgehen, ohne ihnen Zeit zur Sammlung zu lassen. Wenn man den Antisemiten zuwillen gewesen wäre, so hätte die Wahl im Monat August stattgefunden. Die Liberalen aber leisteten dieser Beschleunigung energischen Widerstand und suchten Zeit zu gewinnen. Für sie war diese unvorhergesehene Auflösung ein harter Schlag, denn es ist ja ungemein schwer, nach einer vollständigen Niederlage den Kampf mit der Aussicht auf einen Erfolg zu eröffnen. Sie machten jedoch gute Miene zum bösen Spiel und suchten ihr Heil in den der Regierung abgerungenen Winkelzügen, so dass die Wahlen bis zum 17., 24. und 26. September verschoben wurden, und dieser Aufschub machte es den Besiegten möglich, die Ordnung in ihren Reihen wieder herzustellen.

Aber ach, all das konnte das Verhängnis nicht ab-

wenden, und wenn sie am 1. April geschlagen worden waren, so sollten sie bei diesem neuen Treffen vollständig zerschmettert werden. Das Feuer wurde vom Wahlkörper der breiten Volksschichten eröffnet, der noch im Jahre 1891 auf 34 Antisemiten immerhin 12 Liberale entboten hatte. Am 17. September 1895 aber konnten die Liberalen nicht einen einzigen Sitz retten: alle 46 Gewählte gehörten dem antisemitischen Lager an. Das Volk hatte sein unerbittliches Urtheil gefällt; es wollte vom Judenliberalismus nichts mehr wissen. Bei diesem unerhörten Schauspiel wurden die liberalen Blätter von Schrecken ergriffen und tröfteten sich und ihre Leser mit der Hoffnung, dass die Curie der Intelligenz dem „Anprall der Antisemiten widerstehen werde". „Die Intelligenz ist mit uns", hieß es damals; „alles was Wissenschaft, Fortschritt, Civilisation vertritt, mit einem Wort, die Auslese der Reichshauptstadt steht auf unserer Seite und wird unsere Candidaten wählen." Eine grausame Enttäuschung sollte ihrer harren: — die antisemitischen Wogen hatten die Intelligenz selber ergriffen. Im Monat April hatte die Curie der Gebildeten nur mehr 22 Liberale entsandt; am 24. September wurde die Schlappe in eine vollständige Niederlage verwandelt und nur mit großer Anstrengung konnten die Liberalen noch 14 Sitze retten, während sie die übrigen 32 Sitze an die Antiliberalen abgeben mussten. Schon an den beiden ersten Tagen des Wahlkampfes hatten also die Antisemiten die große Majorität von 78 Stimmen erhalten, während ihre Gegner auf die unansehnliche Zahl von 14 zusammengeschrumpft waren.

Es blieb also nur noch die Curie der Geldmacht, in der die Juden noch die ungeschmälerte Herrschaft behaupteten. Da sie den Handel, die Industrie, die hohe Finanz

in Händen haben, verfügen sie über die größten Capitalien und bilden für sich allein schon das wichtigste Element dieses Wahlkörpers. Hand in Hand mit ihnen gehen die reichen, ungläubigen Liberalen (christlicher Confession), die ihre Verbündeten und ihre Mitschuldigen waren, wo es sich um die Ausbeutung des Staates handelte. Eine solche Wählerclasse musste naturgemäß vom Hause aus dem Liberalismus zueigen sein. Den Antisemiten aber war es gelungen, selbst in diesen Wahlkörper einzudringen, und schon bei den früheren Wahlen hatten sie sechs Sitze auch innerhalb der Curie dieser Höchstbesteuerten erobert. Das war allerdings noch nicht viel, aber immerhin ein guter Anfang. Die Christlich-Socialen lösten vom Liberalismus eine Reihe von großen katholischen Besitzern los, die bis dahin ihre Stimme den Liberalen aus Gewohnheit, aus Gleichgiltigkeit, aus Harmlosigkeit und auch aus Rücksicht auf die Regierung gegeben hatten. Und am 26. September giengen auch aus diesem Wahlkörper 14 antisemitische Gemeinderäthe hervor. Infolge dieses letzten Sieges verfügte Lueger über eine Mehrheit von mehr als zwei Drittel und so konnten die Liberalen seine Wahl zum Bürgermeister nicht mehr hindern.

Neuntes Capitel.

Dr. Lueger wird zum Bürgermeister von Wien gewählt, aber vom Kaiser nicht bestätigt.

Nach dieser Wahlschlacht wäre wohl bei den Antisemiten ein unbesonnener Missbrauch ihrer Macht zu erwarten gewesen. Aber gegen die Erwartung der Liberalen gaben Lueger und seine Freunde Beweise großer Mäßigung. Nachdem die antisemitischen Organe ausgeführt hatten,

dass die überwältigende Majorität von 92 Stimmen sie zu Herren des Rathhauses mache, fügten diese Blätter gleich hinzu: „Wir wollen unsere Herrschaft mit einem Act der Gerechtigkeit einleiten, damit wir uns so von unsern Gegnern unterscheiden; die Liberalen zählen 46 Sitze im Gemeinderath, wir wollen ihnen daher die ihnen nach dieser Verhältniszahl gebürende Vice-Bürgermeister-Stelle einräumen. Es ist wahr, dass sie uns aus dem Präsidium stets ausgeschlossen haben, selbst dann noch, als wir schon mehr als 50 Mitglieder zählten. Wir wollen ihnen aber zeigen, dass wir liberaler sind als sie, und dass wir es verstehen, Gerechtigkeit und Freiheit zu respectieren." Das war eine vernünftige und weise Sprache, und die Antisemiten hätten sich in der That nicht besser auf die Bürgermeisterwahl vorbereiten können.

Diese fand in den ersten Tagen des October statt. „Öffnet die Thore des Rathhauses", hatte die „Neue Freie Presse" anlässlich der ersten liberalen Niederlage ausgerufen; „öffnet weit die Thüren des Rathhauses und führet ihn auf den Ehrensitz, damit er den Präsidentenstuhl besteige, von dem aus ehemals die Zelinka, die Felder, die Prix die Geschäfte dieser Stadt leiteten; hänget ihm die goldene Kette um den Hals, betrauet ihn mit der Ehre, die fremden Potentaten zu begrüßen, welche diese Residenzstadt besuchen, und die Bevölkerung an den Stufen des Thrones zu vertreten." Dr. Lueger, auf den das Judenblatt damals hinwies, trat wirklich wenige Monate nach dieser verhängnisvollen Prophezeihung zum großen Thor des Rathhauses ein; — denn er wurde mit 93 von 138 Stimmen, d. h. also von einer Majorität von mehr als Zweidrittel, zum Bürgermeister gewählt.

Das Volk hatte sich zu Gunsten des Antisemitismus

ausgesprochen, und der Gemeinderath hatte Lueger erwählt; diese doppelte Thatsache hätte also die kaiserliche Bestätigung als logische Folge nach sich ziehen müssen. Und da Franz Joseph als der constitutionellste der Monarchen gilt, so hätte man glauben dürfen, dass er seinen Grundsätzen diesmal eben so treu bleiben würde, als er es stets gegenüber den liberalen Majoritäten geblieben war. Und in der That war hier eine Ausnahme durchaus nicht gerechtfertigt. Lueger ist unstreitig ein besserer Patriot, als seine Gegner, die Juden. Er hat zahlreiche Beweise seiner loyalen Gesinnung gegeben und noch zuletzt in seiner berühmten Rede vom 16. Mai hatte er seine Anhänglichkeit an die herrschende Dynastie laut betheuert. Man hätte also umso gewisser die kaiserliche Bestätigung erwarten dürfen. Aber das wäre nicht nach dem Sinne der Liberalen gewesen. Über ihre wiederholten Niederlagen wüthend und erbittert, verlangten sie vom Monarchen nichts Geringeres als einen Staatsstreich.

Es gibt Dinge, zu denen sich ein Minister, der das Gemeinwesen respectiert, nicht hergibt, und Fürst Windischgrätz hätte sich auch zu den judenliberalen Manövern nicht hergegeben. Er legte daher rechtzeitig sein Amt nieder und überließ es andern, Wien aus den Angeln zu heben. Sein Nachfolger, Graf Badeni, hat weder solche Bedenken, noch eine solche Delicatesse, sondern ist ein Bureaukrat, der stets im jüdischen Fahrwasser segelte. In den verschiedenen Stellungen, die er vor seiner Ministerschaft bekleidete, war er nur von Juden umgeben und hatte nur für Juden Ohren. Das war der richtige Mann, um dem Kaiser die Hand zu binden und den Liberalismus vor dem endgiltigen Schiffbruch zu retten. Badeni, der jetzt von mehr Juden umgeben ist, als jemals, über-

nahm sofort die Befreier-Rolle. Er ließ in der jüdischen Presse einen heftigen Feldzug gegen Lueger eröffnen und einen so starken publicistischen Strom in die kaiserliche Hofburg leiten, dass man da stutzig wurde. Nachdem er das Terrain so vorbereitet hatte, erklärte er dem Kaiser, dass Ungarn niemals in die Bestätigung des neugewählten Bürgermeisters willigen würde, und er drohte mit Amtsniederlegung, wenn ihm nicht freie Hand gelassen würde. Man weiß nicht, ob Se. Majestät es versuchte, dem Drängen des liberalen Ministers zu widerstehen; — so viel ist gewiss, dass die Juden den Sieg davontrugen, denn das „Amtsblatt" verkündete, dass Lueger die kaiserliche Bestätigung nicht erhalten habe.

Als diese Neuigkeit bekannt wurde, war die Aufregung in Wien und ganz Österreich eine ungeheuere, und der Antisemiten bemächtigte sich eine begreifliche Erbitterung. Um den Wiener Juden zu gefallen und den ungarischen Juden zu gehorchen, wurde der christlichen Bevölkerung ein wahrer Schimpf angethan. Nie noch ist eine Majorität mit soviel Geringschätzung und Verachtung behandelt worden.

Der Gemeinderath wollte weder diesen Schlag ins Angesicht ruhig hinnehmen, noch seinen Führer verlassen, der ihm mit solcher Tapferkeit zum Siege verhalf. Als er also acht Tage später neuerdings zusammentrat, um noch einmal zur Wahl eines Bürgermeisters zu schreiten, konnte das Resultat derselben nicht zweifelhaft sein: Lueger wurde von den Antisemiten einstimmig wieder gewählt und sozusagen im Triumphzug geführt. Diesen Ausgang hatte die Regierung so sicher vorausgesehen, dass sie das Auflösungs-Decret für den Gemeinderath schon im vorhinein vorbereitet hatte. Badeni beantwortete also, wie man nicht

anders erwarten konnte, den unerschütterlichen Willen des Volkes mit einem zweiten Staatsstreich: der Gemeinderath von Wien wurde zum zweitenmale aufgelöst. Der jüdische Einfluss war also bis an die Stufen des Thrones gelangt, und er hatte es nochmals zuwege gebracht, daselbst seine Gesetze zu dictieren. Die Wähler Luegers und seiner Freunde, d. h. die ungeheure Mehrheit Wiens, protestierten unwillig gegen die Umtriebe Badenis.

Anmerkung. Hiemit schließt der Verfasser der französischen Ausgabe den II. Theil. Bezüglich des weiteren Fortschreitens der Bewegung in Wien verweisen wir auf die diesem Buche vorausgehende Einleitung.

III.

Ungarn.

Die Juden und die Kämpfe um die Civilehe in Ungarn.

Extra Hungariam non est vita; et si est vita, non est ita.[1] Ach, dieses ehedem so wahre, in seinem edlen Stolz so wahre Wort scheint jetzt zur grausamen Ironie geworden zu sein. In der That hat sich im Reiche des heiligen Stephan alles gründlich geändert; der Friede ist dort tief erschüttert, die religiösen und nationalen Leidenschaften, und man kann hinzufügen die revolutionären Leidenschaften, sind daselbst entfesselt und das Land ist von einer jener Krisen bedroht, deren Folgen oft unverbesserlich sind. Leichten Herzens, ohne irgend eine Nöthigung, hat die Regierung selbst diese gefährlichen Bewegungen hervorgerufen, indem sie mit aller Gewalt die obligatorische Civilehe einführen wollte.

Die Sucht, den kirchlichen Einfluss zu brechen, die fast ganz Europa durchzieht, hatte Ungarn nahezu unberührt gelassen. Dort unten an der Grenze des Orients

[1] „Außerhalb Ungarns ist kein Leben, und wenn man lebt, ist das Leben ein ganz anderes."

hatte man noch nicht das Bedürfnis verspürt, die Religion aus dem öffentlichen Leben zu verbannen. Man huldigte der naiven Ansicht, dass diese Religion, der Ungarn seine Größe verdankt, noch nicht ein unnützer Kram geworden sei, gut genug, um zum alten Eisen geworfen zu werden. Man hielt sich nicht für verpflichtet, die Gesellschaft von der Zehe bis zum Scheitel neu einzurichten, nur um die vollständige Nivellierung derselben zu bewerkstelligen. Ungarn widerstand dem antikirchlichen Fieber, das sonst überall wüthete, und das Volk hatte sich über diese Isolierung nicht zu beklagen.

Wenn aber die Völker Ungarns sich über den segensreichen Bund zwischen Staat und Kirche freuten, so war dies nicht beim Freimaurerthum der Fall, das einem großen Theil Europas seine Gesetze dictiert. Nachdem sie die Revolution des Jahres 1848 eingefädelt hatten, richteten sich die Logen in Budapest ein in der wohlerwogenen Absicht, die christliche Religion aus allen ihren Stellungen zu verdrängen. Um diesen Zweck zu erreichen, brachten sie Minister ans Ruder, welche mit dem Hass gegen die Kirche die Macht verbanden, einem solchen Hass zum Durchbruch zu verhelfen. Auf den Antrieb der Logen und mit ihrer Hilfe hat also die ungarische Regierung den unversöhnlichen Kampf eingeleitet, der seit zwanzig Jahren tobt.

Scheinbar handelte es sich bei diesem Kampfe um die Civilehe, also um eine rein bürgerliche Angelegenheit; — in Wahrheit stand aber die Zukunft des christlichen Staates selbst auf dem Spiel. Auch der „Temps" sagte: „Man kann nicht behaupten, dass ein Bedürfnis vorhanden sei, das Eherecht ganz zu reformieren und die von der Revolution geschaffene Gesetzgebung in Bausch und Bogen anzunehmen." Also war das Gesetz über die Civilehe eigentlich

nur ein Kriegsmittel, eine Episode des ungarischen „Culturkampfes", durch den die geheimen Gesellschaften die Herrschaft der Gleichgiltigkeit im Glauben und des Unglaubens begründen wollten. Diese Tendenz wurde auch in einem bemerkenswerten Artikel des „Pesti Napló" beleuchtet, der von einem hervorragenden Protestanten, dem Baron Iwor Kaas, daselbst unter dem bedeutsamen Titel „Antichristenthum" erschien. „Die obligatorische Civilehe," sagte er, ist nichts als eine Waffe in der Hand der Regierung, um die Kirchen zu zertrümmern. In den Augen unserer Minister ist es noch nicht genug, das Individuum von der Einwirkung der Religion zu befreien, sie wollen jeden christlichen Einfluss beseitigen. Der von ihnen erträumte Staat ist nicht interconfessionell und nicht christlich, sondern ist der heidnische und atheistische Staat, der Staat der römischen Kaiser und der französischen Revolution . . . Sollte die Politik des Ministers Szilagyi triumphieren, so würde dieser Sieg einen Sieg über das Christenthum selber bedeuten. Man kann den liberalen Staat nur auf den Trümmern der christlichen Civilisation begründen. Daher ist die Religions-Politik der ungarischen Regierung eine wirkliche Kriegserklärung an das Christenthum, ein Culturkampf, nicht allein gegen die katholische, sondern gegen jede christliche Kirche."

Besser kann man diesen Kampf nicht charakterisieren. Der protestantische Publicist hat den Nagel auf den Kopf getroffen: zwei Welten, zwei religiöse Anschauungen des Lebens: Atheismus und Christenthum ringen da um die Wette!

Man kann sich demnach den Widerstand aller wahren Gläubigen, d. h. der großen Mehrheit des christlichen Volkes erklären. In diesem Kampf stehen die Katholiken nicht

allein; — sie haben zu Verbündeten die protestantischen Sachsen Siebenbürgens, die rumänischen und serbischen Schismatiker, und bei der Debatte im Magnatenhaus wurden die katholischen Prälaten von dem serbischen Patriarchen, dem rumänischen Metropoliten und Albert Zay, dem einzigen Lutheraner, der den Grafentitel führt, energisch unterstützt.

Mit der Regierung hingegen gehen zunächst die Juden und die ungläubigen Calviner, die das Land terrorisieren. „Die Juden," schrieb am 2. Februar die „Kreuzzeitung", das große Organ der Protestanten in Berlin, „die Juden sind fast die alleinigen Verfechter der obligatorischen Civilehe und der Aufhebung der religiösen Ehe." In einer andern Nummer (vom 3. December) sagte dasselbe Blatt, dass „das antidynastische Freimaurerthum im Bunde mit den Juden die Seele aller Maßnahmen des Ministeriums Wekerle sei". Und weiters bemerkt die „Kreuzzeitung": „Wenn im Abgeordnetenhaus eine große Anzahl liberaler Protestanten und Katholiken dem Gesetzentwurfe über die Civilehe begeistert zugestimmt haben, so ist diese Begeisterung eben nur auf den allmächtigen Einfluss der Juden zurückzuführen."[1] Auf der einen Seite gewahren wir also die Christen: Katholiken, Griechen und Lutheraner, also die drei großen Confessionen, die, um mit dem „Temps" zu sprechen, bis jetzt in Eintracht und Frieden miteinander lebten, auf der andern die jüdischen und calvinischen

[1] Die „Kreuzzeitung", deren Budapester Correspondent stets sehr gut unterrichtet ist, bringt noch folgende höchst merkwürdige Nachricht: „Die verschiedenen Freimaurerlogen, deren Leitung ausschließlich in jüdischen Händen ruht, haben beschlossen, im Lande für die Gesetzesvorlagen Wekerles zu agitieren. Die Kosten dieser Agitation werden theils von der Regierung, theils von der jüdischen Hochfinanz bestritten."

Freimaurer[1], also die „Clique Tisza", wie sie die „Kreuzzeitung" nennt. Das sind die beiden Heere, die einander gegenüber stehen und die sich mehrere Monate hindurch auf dem Boden der obligatorischen Civilehe eine verzweifelte Schlacht geliefert haben. „Die Angreifer sind zahlreich," sagt Baron Kaas am Schlusse des oben citierten Artikels, „wir werden aber ebenso zahlreich sein, wir, die Vertheidiger des Christenthums." In den folgenden Capiteln werden wir in großen Zügen die Geschichte dieses ungarischen Culturkampfes darstellen und dessen mannigfache Elemente und aufeinanderfolgende Etappen beleuchten. Wir werden der Civilehe ihre wahre Rolle in der Religions-Politik der magyarischen Regierung zuweisen, damit man sowohl die energische Opposition des Landes gegen diese Reform, als auch die unbeugsame Hartnäckigkeit begreife, mit welcher die Minister des apostolischen Königs dieselbe einzuführen bemüht waren.

Erstes Capitel.

Gemischte Ehen. — Toleranz der Katholiken und Intoleranz der Protestanten.

Wenn man über die gegenwärtigen confessionellen Kämpfe in Ungarn sich sein Urtheil nach den Aussprüchen der freisinnigen Presse zurechtlegen wollte, so würde man sich von den ungarischen Katholiken ein eigenthümliches Bild machen. Dann wären diese Katholiken — Clerus

[1] Wir sprechen hier natürlich nur von den ungarischen Calvinisten, die ihr Losungswort der Loge entlehnen und mit Vorliebe in den Tempel des Freimaurerthums wallfahren. Sie sind im allgemeinen ungläubig und sectiererisch und verfolgen mit gleichem Hass alle andern christlichen Confessionen.

und Laien — in der Wolle gefärbte Fanatiker, intolerante Betbrüder, die niemals aufgehört haben, Andersgläubige zu verfolgen. Die Civilehe wäre demnach nichts als ein Schild, um die gesetzlich entwaffneten Opfer gegen ihre Gegner zu schützen. Es fehlt nicht viel, und man würde Thränen über die Märtyrer der ultramontanen Intoleranz vergießen und Sammlungen für sie eröffnen. In jedem Fall würde der Erfolg des liberalen Ministeriums als ein Triumph der Civilisation über die katholische Barbarei, als die Befreiung eines lange von den „Überlebern des Mittelalters" unterdrückten Volkstheiles angesehen werden. So schreibt man Geschichte in einem Lande, wo man sich schmeichelt, objectiv zu sein und die Wahrheit zu lieben.

Aber anders erscheinen die Dinge, wenn man die Lage ohne die bekannten kirchenfeindlichen Vorurtheile betrachtet. Studieren wir den langen Streit um die gemischte Ehe im Lichte der Thatsachen, so werden wir finden, dass die ungarischen Katholiken, weit entfernt vom Geiste der Verfolgung, im Gegentheil von einer an Verrath streifenden Langmuth waren, und dass die calvinistische Minderheit dieselben fast bis zur Sclaverei unterjochte.

Der Kampf um die Civilehe ist in Ungarn so alt, wie die Reformation selbst. In Ländern, wo Katholiken und Protestanten nebeneinander leben, sind gemischte Ehen leider sehr häufig, und solche Verbindungen werden dann die Quelle zahlloser Schwierigkeiten, die schon bei Geburt des ersten Kindes beginnen. Welcher Confession sollen die Kinder aus gemischter Ehe angehören? Sollen sie katholisch, protestantisch werden? Soll ein Theil katholisch, ein Theil protestantisch werden? Diese Fragen wurden im Reiche des heiligen Stephan frühzeitig aufgeworfen, und die Protestanten haben stets versucht, sie in ihrem Sinne zu lösen, und oft auch ihren

Willen durchgesetzt. Nun ist bekanntlich die katholische Gesetzgebung in diesem Punkte sehr streng und klar, indem die Kirche für eine gemischte Ehe nur dann Dispens ertheilt, wenn die Ehegatten sich feierlich verpflichten, alle Kinder katholisch zu erziehen. Nach dem Naturrecht gehört die religiöse Erziehung der Kinder den Eltern. Mit weit tieferer Einsicht als dies oft bei der Civil-Gesetzgebung der Fall war, hat die Kirche das unveräußerliche Recht stets anerkannt und eben deshalb wendet sie sich an die Gatten selbst, um von ihnen die katholische Erziehung der Kinder zu verlangen.

Diese Verpflichtung der Ehegatten nannte man in Ungarn Reversalia, worunter man eine schriftliche Erklärung verstand, die jeder Theil dem andern zur Unterschrift vorlegte, bevor zum Altar geschritten wurde. Es verdient hier besonders bemerkt zu werden, dass im 17. und 18. Jahrhundert die protestantischen Bräute von ihren katholischen Verlobten Reversalia verlangten und zur Zeit Maria Theresias häuften sich diese Fälle so sehr, dass sie eine besondere Commission zu ihrer Prüfung einsetzen musste. Da diese protestantischen Reversalia der katholischen Lehre durchaus widersprachen, so verordnete die genannte Monarchin, dass von nun ab gemischte Ehen nur dann zulässig sein würden, wenn der protestantische Gatte sich verpflichtet, seine Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Nun eröffneten die Calvinisten sofort einen energischen Feldzug gegen die Reversalia und griffen in ihren Versammlungen, in ihren Büchern, kurz überall eine Einrichtung heftig an, die sie nicht mehr gegen die Katholiken ausbeuten konnten. Im Grunde waren diese Ausbrüche des Unwillens aber durchaus unbegründet. In der Praxis kehrten sich die Protestanten fast gar nicht an die Verordnung der Kaiserin; sie umgiengen das Gesetz und die Behörden drückten ein

Auge zu. Für die großen protestantischen Familien, für die ehrgeizige Oligarchie der Tököli, Boscay, Bethlen, Rakoczy u. s. w. waren diese Conflicte nur ein Vorwand, um unter dem Mantel religiösen Eifers die Krone anzugreifen, ihren Reichthum zu wahren und die Dynastie zu untergraben.

Als Josef II. den Thron bestieg, suchte er die Geister durch den Erlass seines Toleranz-Edictes zu beruhigen, welches zahlreiche Concessionen an den Protestantismus enthielt. Der Messner-Kaiser schaffte nicht allein die Reversalia ab, sondern er bestimmte überdies, dass in gemischten Ehen, deren weiblicher Theil katholisch war, nur die Mädchen der Mutter zu folgen haben. Man sollte nun glauben, diese Maßregel, welche mit Hintansetzung sowohl des Natur- als des Kirchenrechtes eine ganze Kategorie von Kindern der protestantischen Confession preisgab, hätte die Protestanten vollständig zufrieden stellen müssen. Das war jedoch keineswegs der Fall. Nur zu bald sollte der Kaiser erfahren, dass die Protestanten das Edict umgiengen, wo dasselbe zu ihren Ungunsten sprach, und dass sie andererseits einen förmlichen Missbrauch mit denjenigen Maßregeln trieben, die ihnen zum Vortheil gereichten. Eine solche Treulosigkeit erzürnte ihn sehr, und er erließ am 10. und dann am 24. Mai 1782 zwei donnernde Decrete, in denen er den Protestanten ihre „perfiden Umtriebe" und ihre „boshafte Unverschämtheit" zum Vorwurf machte.[1]

Zehn Jahre nach Veröffentlichung des Toleranz-Edictes hatten die Calviniſten so trefflich manövriert, dass die Gesetze von 1790—91 sogar ihren Triumph anbahnten.

[1] Die ungarischen Calviniſten, die vor einigen Jahren das Andenken Josef II. in so geräuschvoller Weise auszunützen suchten, hatten ohne Zweifel diese beiden Decrete vergessen.

Nach dieser neuen Gesetzgebung durften die Knaben aus gemischter Ehe protestantisch erzogen werden, wenn die Mutter katholisch war. Die Calviniſten machten nach ihrer gewohnten Taktik aus dem Zeitwort „dürfen“ ein „müſſen“, und mit dieſer unerhörten Auslegung nahmen ſie alle männlichen Kinder in Anſpruch, wenn der Vater Proteſtant war. So willkürlich ein ſolcher Vorgang war, mit umſo größerm Eifer wurde er in Scene geſetzt.

Die katholiſche Kirche verſuchte nun, ihre Rechte durch Wiedereinführung der Reverſalien zur Geltung zu bringen, und ſo ſetzte es fünfzig lange Jahre kleine Scharmützel ab, aus denen meiſt die Calviniſten ſiegreich hervorgiengen, indem ſie um ſo größern Lärm ſchlugen, ſich mit den revolutionären Elementen des Landes verbanden und durch eine ſolche Einſchüchterung der Regierung alle möglichen Conceſſionen entwanden. Andererſeits war der katholiſche Clerus von unendlicher Weichheit, und da er vor allem Ruhe haben wollte, ſo gab er ſtets den Befehlen der einen ebenſo bereitwillig nach, als den Bitten der andern. Angeſichts der geſteigerten Anſprüche des Calvinismus hätten die katholiſchen Pfarrer mit aller Strenge die Reverſalien verlangen müſſen, bevor ſie eine gemiſchte Ehe einſegneten. Und doch haben viele von ihnen, beſonders von 1830 bis 1840, ein Auge zugedrückt und gemiſchte Ehen einſegnet, ohne die geringſte Bürgſchaft für die Erziehung der Kinder zu haben. Dieſe angeblichen Fanatiker verletzten alſo, den Calviniſten zuliebe, die bündigſten Geſetze ihrer Kirche!

Der Miſsbrauch wurde ſo groß, daſs zwei Biſchöfe, Monſignore Scitovszky aus Roſenau (ſpäter Cardinal und Primas) und Monſignore Lajtſak aus Großwardein ſich gezwungen ſahen, denſelben durch ſtrenge Anordnungen ein

Ziel zu setzen. Um aber den Calviniſten jeden Vorwand zu Reclamationen zu benehmen, veranlaſste Monſignore Lonovicz, Biſchof von Csanad, Gregor XVI., die berühmte Bulle vom 30. April 1841: „Quas vestro“ zu erlaſſen. Mit dieſer Bulle erkennt die Kirche in Ungarn die Giltigkeit aller gemiſchten Ehen an, auch derjenigen, die vor dem proteſtantiſchen Paſtor geſchloſſen ſind, ein ſchlagender Beweis für die ungeheure Toleranz des Heiligen Stuhls. Die ungariſche Regierung gieng aber noch weiter. Ein Geſetz vom Jahre 1844 legitimierte ſämmtliche Ausſchreitungen, welche die Calviniſten auf dem Gebiete der interconfeſſionellen Angelegenheiten begangen hatten. Die vor dem Paſtor geſchloſſenen gemiſchten Ehen wurden für die Vergangenheit ſowohl als für die Zukunft als giltig anerkannt; alle von der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit ungeſetzlich vorgenommenen Taufen erhielten amtliche Sanctionierung. Mit einem Worte: die rührige Minderheit erhielt alles, was ſie verlangte.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daſs die Revolution vom Jahre 1848 alle Errungenſchaften der nicht katholiſchen Culte beſtätigte und erweiterte. Die am 15. März votierten „Zwölf Punkte“ proclamierten die Freiheit und Gleichheit aller Culte. Man unterſcheidet in Ungarn die recipierten Religionen, das heißt diejenigen, die vom Staate anerkannt ſind, und die nicht recipierten oder bloß geduldeten. Bis zum Jahre 1848 gab es drei recipierte Kirchen: die katholiſche Kirche, die orthodoxe und die proteſtantiſche Kirche. Im Jahre 1848 trat die griechiſch-unierte Kirche dazu, ſo daſs z. B. ſämmtliche großen chriſtlichen Confeſſionen recipiert erſcheinen. Die Orthodoxen und Proteſtanten beſitzen dieſelben Rechte, wie die katholiſche Kirche. Ja noch mehr, ſie haben einen bedeutenden

Vortheil gegenüber dieser: sie sind autonom, das heißt sie können frei ihre Gesetze auf dem gesammten religiösen Gebiete entwerfen, wozu natürlich auch Ehe- und Civil-stands-Register gehören.

Man kann also mit Fug und Recht behaupten, dass seit dem Jahre 1848 die Protestanten freier als die Katholiken sind, da sie ihre eigene Gesetzgebung haben und Privilegien genießen, um die sie von der katholischen Kirche mit Recht beneidet werden. Es lebten also zwanzig Jahre lang die verschiedenen Culte in vollständiger Eintracht, und da jeder von ihnen seine eigene Ehe-Gesetzgebung hatte, so fiel es niemanden ein, hierin eine Reform zu wünschen.

Diese Sachlage erlitt eine Störung durch das Freimaurerthum und durch einige protestantische Politiker, die im Dienste und Solde desselben stehen. Die ungarischen Logen zielen, nach dem Vorbild sämmtlicher Logen Europas, auf die Zerstöruug des Christenthums ab, und um ihre Zwecke zu erreichen, wusten sie nichts Besseres, als die verschiedenen christlichen Confessionen gegeneinander zu hetzen, wozu ihnen die Ereignisse von 1867—68 die beste Gelegenheit boten. Sie benützten die damals wüthende gesetzgeberische Manie, um die alte Wegtaufenfrage, d. h. die Frage der Taufe von Kindern aus gemischter Ehe, wieder auf die Tagesordnung zu setzen, weil sie wohl wusten, dass diese Frage zu allen Zeiten der wunde Punkt des confessionellen Friedens in Ungarn war. Eine Einigung war hier nur auf dem Boden des Naturrechts möglich, welches den Eltern selber die religiöse Erziehung der Kinder anheimgibt.

Praktisch war man auf diesen Standpunkt nach dem Jahre 1848 auch zurückgekommen, indem die Katholiken sich bemühten, ihren Gesetzen Geltung zu verschaffen, und

die Protestanten es ihrerseits versuchten, den katholischen Ehegatten die Reversalien zu entreißen. Das führte zu häufigen Compromissen, bei denen zwar die katholische Lehre manche Einbuße erlitt, der Episkopat aber ein Auge zudrückte, die Geistlichkeit den Bischöfen nachahmte und die Gläubigen nicht den Muth hatten, mehr Eifer als ihre Hirten zu entfalten.

Damit wollten sich die maurerischen Sectierer nicht begnügen: sie wollten den Krieg, die Vernichtung des Katholicismus, den Sieg des rationalistischen Calvinerthums. Man nahm also im Jahre 1868 die gesetzlichen Bestimmungen des Jahres 1844 wieder auf und verschärfte dieselben. Der § 12 des Gesetzes vom Jahre 1868 setzte Folgendes fest:

„Von Kindern aus gemischter Ehe folgen die Knaben der Religion des Vaters, die Mädchen der der Mutter ... Jedes andere Übereinkommen, das dieser Bestimmung zuwiderläuft, möge dasselbe welcher Art immer sein, hat von nun an keine gesetzliche Kraft mehr."

Somit waren die neuen Gesetzgeber auf einmal viel weiter gegangen als Josef II., und das fühlten sie wohl, dass sie absichtlich eine zweideutige Abfassung wählten, die den verschiedenartigsten Interpretierungen Thür und Thor offen ließ.

Die Bischöfe wären nun verpflichtet gewesen, mit aller Kraft gegen ein Gesetz zu protestieren, das selbst in dieser Form noch eine Gefahr bergen konnte und die Eltern ihres natürlichen Rechtes beraubte. Doch thaten sie es nicht. Cardinal Haynald, der intime Freund des Cultusministers Baron Eötvös und anderer Liberaler, glaubte der Versicherung, dass dieses Gesetz ohne jede praktische Tragweite sei und nie zur Anwendung gelangen

werde. Das war eine große Schwäche und ein unverzeihlicher Fehler auf Seiten der Bischöfe; aber selbst dieser Fehler beweist, wie unbegründet der dem ungarischen Clerus gemachte Vorwurf der Unduldsamkeit ist. Wenn das Wasser in Ungarn getrübt ist, so trägt das katholische Lamm daran sicherlich keine Schuld, mögen die jüdischen Wölfe beider Welthälften auch fortwährend das Gegentheil behaupten. Mit Ausnahme des Cardinals Simor und seiner Freunde schien niemand den gefährlichen Charakter des Gesetzes vom Jahre 1868 zu begreifen und man schien diesen Ausgangspunkt eines unversöhnlichen Krieges gegen die katholische Kirche ganz zu übersehen. Und doch wurde gerade an diesem Punkte eingesetzt, indem sich die von den Juden geführten Logen desselben bedienten, um der Kirche eines am Zeug zu flicken und den ungarischen Culturkampf zu organisieren, der soeben in ein entscheidendes Stadium getreten ist. Man hat diese Übergangs-Waffe so lange gebrauchen lassen, bis die Freimaurer eines schönen Tages die Maske abwarfen und mit der Gesetzesvorlage über die Civilehe allen christlichen Confessionen an den Leib rückten.

Zweites Capitel.

Vorlage über die Ehe zwischen Juden und Christen. Tisza, ein Calviner-Papst. — Wegtaufen.

Obwohl zu wiederholtenmalen aufgeworfen, nahm die Frage der Civilehe erst im Jahre 1884 concrete Gestalt an, und zwar zu Gunsten der Juden. Die Fortschrittspartei hatte diese Reform schon im Jahre 1867 einführen und sie gleichsam zum Begleiter des Dualismus machen wollen. Aber Franz Deak, „der Weise der Nation", hielt den Versuch nicht für zeitgemäß. Da das Einvernehmen zwischen

Wien und Pest durch die Hingebung conservativer Staatsmänner, wie Paul Sennyey, Georg Mailath, Anton Szecsen, wesentlich gefördert worden war, so wäre es ungemein taktlos gewesen, diese wackern Katholiken sofort durch einen solchen Stein des Anstoßes zu verletzen, und darum rieth Deak, mit der Civilehe zu warten und sich vorläufig zu gedulden. Seine eigene Geduld währte aber nicht lange, denn schon am 25. Februar 1873 hielt er in der Kammer eine feurige Rede — die letzte seines Lebens —, um die Nothwendigkeit der obligatorischen Civilehe zu beleuchten. Daniel Iranyi, der Führer der äußersten Linken, einer der Helden von 1848, unterstützte ihn energisch, und da er Deaks politische Erbschaft antrat, erneuerte er in jeder Session seinen Angriff. Die Regierung, die im Grunde ihres Herzens den Standpunkt Iranyis einnahm, that doch so, als wollte, sie den Befehlen der Anhänger Kossuths Widerstand leisten. Sie schwankte lange, sei es, dass sie den König schonen wollte, oder die richtige Stimmung im Lande und in der Kammer zu vermissen glaubte. Dann ergriff sie aber, gegen Ende des Jahres 1883, selbst die Initiative, indem sie eine Vorlage über die Ehe zwischen Christen und Juden, d. h. also über die (obligatorische) Civilehe, einbrachte.

Der Minister, der seinen Namen auf diese Vorlage setzte, war „der große Intriguant, der systematisch das Übel gesäet hat, das wir heute in so erschrecklicher Weise reifen sehen". Mit diesen strengen Worten charakterisiert die protestantische „Kreuzzeitung" die Religions-Politik Koloman Tiszas, und wir werden sehen, dass dieses Urtheil, so streng es auch sein mag, noch eher hinter der Wahrheit zurückbleibt.

Der „Calviner-Papst" ist der böse Geist des Mariani-

schen Königreichs geworden. Schon vor ihm hatten andere Politiker das christliche Gefühl, welches in Ungarn während des gläubigen Zeitalters so mächtig war, unterwühlt, Tisza aber suchte es ganz zu ertödten. Mit seltenem Scharfsinn begabt, begriff er, dass es zunächst hier darauf ankomme, die katholische Kirche, welche den höchsten Ausdruck des Christenthums darstellt, zu zerstören. Das Werk war ein kühnes; — aber im Herzen dieses Ketzers loderte so viel Feuer, dass er sich kopfüber in den Kampf stürzte, mit der unerschütterlichen Hoffnung, zu triumphieren. Um seinen höllischen Plan zu verwirklichen, berief er zwei seiner würdigen Helfer: das kosmopolitische Freimaurerthum und die jüdische Rasse, die sich von allen Seiten heuschreckenartig auf das Land der edlen Magyaren stürzte. Auf diese beiden Mächte gestützt, wähnte er sich seines Sieges über den Katholicismus sicher, und gewiss konnte er auf ihre unbedingte Hingebung zählen, da die Logen ihn als ein Werkzeug ersten Ranges ansehen, die Juden aber in ihm Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute zu erkennen glaubten. Und in der That muss in den Adern dieses stolzen Calviners, der bald Demuth heuchelt, bald in frecher Wuth tobt, jüdisches Blut fließen. Wenn man ihn auf der Rednerbühne mit seiner hohen, aber gewölbten Figur, seinem weißen, auf die Brust herabwallenden Bart, seinen verlebten Zügen im Gesicht erblickt, wie er, in ein schmutziges abgeschabtes Gewand gehüllt, eine trockene und eintönige Rede herunternäselt, so denkt man unwillkürlich an den orientalischen Juden, der in Österreich-Ungarn wüthet, und man glaubt, dass der Semit nach einem Schlafe mehrerer Generationen im Magyar wieder erstanden ist.

Das semitische Wiedererwachen hat sich schon darin

bekundet, dass der erste politische Act Tiszas, nachdem er Minister geworden, die Gleichstellung der Juden war. Auch später gieng er stets mit den Juden, denen er die Reichthümer des Landes auslieferte, um ihnen nachher auch die Seelen Ungarns auszuliefern. Er gelangte zur Macht im Jahre 1875, wo er am 5. März als Minister des Innern in das Cabinet Wentheim trat. Am 21. October desselben Jahres wurde er Ministerpräsident und verblieb in dieser Stellung und Würde bis zum 13. März 1890. Diese fünfzehnjährige Regierung bildet eine der traurigsten Abschnitte in der Geschichte Ungarns, und unzählig sind die religiösen und moralischen Katastrophen, die sich daselbst in dieser Zeit ereigneten. Tisza verfolgte mit hartnäckiger Wuth seine Politik, indem er allmählich die Katholiken aus allen Stellungen verdrängte und auf der ganzen Linie den Einfluss der Katholiken zu Gunsten der Juden verdrängte. So raubte er dem Marianischen Königreich seinen wahren Charakter, indem er systematisch an der Entchristlichung des Staates arbeitete. Die einzelnen Abschnitte dieses jüdischen und calvinischen Überfalles bilden ebenso viele Faustschläge ins Angesicht der katholischen Kirche.

Die Gesetzes-Vorlage über die Ehe zwischen Juden und Christen war einer der kühnsten Streiche Tiszas. Er hätte ja einfach die Civilehe auf die Tagesordnung bringen können, ohne der Juden zu erwähnen und hätte so vielleicht auch bessere Aussichten gehabt, seine Vorlage durchzubringen. Es darf aber nicht vergessen werden, dass er nicht etwa bloß der Beschützer der Juden, sondern auch der demüthige Vollstrecker ihres Willens war, denen er nichts abschlagen konnte. Nun wollten die Juden damals für den famosen Tisza-Eszlar-Process Rache, wobei

ihnen aber nicht genügte, dass die ungarische Justiz in einer — gelinde gesagt — so sonderbaren Weise vorgieng, sie verlangten vielmehr eine glänzende Genugthuung und . . . eine Entschädigung. Der Minister gab dem Andrängen der Alliance Israélite nach, und Ungarn leistete den Juden Genugthuung, weil man es gewagt hatte, sie zu beschuldigen, dass sie christliches Blut vergießen. „Ah, ihr stolzen Ungarn," höhnten dieselben, „ihr klaget uns an, dass wir jemanden aus eurem Stamme geopfert und einen Ritualmord begangen haben! Als Strafe fordern wir euer Blut in anderer Gestalt, indem wir das Recht erlangen wollen, eure Töchter zu heiraten." Und Tisza brachte sowohl diese Vorlage, als auch eine andere behufs Legitimierung der im Auslande abgeschlossenen Civilehen ein.

Im Abgeordnetenhause fand er nicht den geringsten Widerstand, denn durch das Comitat-Gesetz vom Jahre 1876 hatte er sein Corruptions-System so wohl organisiert, dass er bei den Wahlen stets siegreich hervorgehen musste. Er hatte sich ein Parlament nach seinem Ebenbilde geschaffen, und so wurden die beiden Vorlagen fast ohne Debatte angenommen.

Glücklicherweise hatte sich aber das Magnatenhaus eine größere Unabhängigkeit bewahrt. Schon seine Zusammensetzung entzog es mehr oder weniger den Umtrieben des calvinistischen Ministers. Das Magnatenhaus umfasst alle Diöcesan- und Titularbischöfe des römischen und griechischen Ritus, die griechisch-nichtunierten Bischöfe, die hohen Hofwürdenträger, die Obergespane, die, von der Regierung ernannt, bis zum Jahre 1848 fast unabsehbar waren, alle Majoratsherren, Fürsten, Grafen und Barone, die vom König von Ungarn das Diplom erhalten und

das ungarische Indigenat durch ein Gesetz erlangt haben. In gewöhnlichen Zeitläuften zeigte die Magnatentafel eine außerordentliche Geschmeidigkeit gegen das Cabinet und erlaubte sich selten irgendwelchen Widerstand; das bureaukratische Element gehorchte dem geringsten Zeichen des Ministers und stimmte ganz nach dem Gutdünken des letztern, die andern aber, die Fürsten von Geblüt, die Prälaten und viele Herren glänzten meist durch Abwesenheit.

Erst die Vorlage über die Judenehe vermochte sie ein wenig aus ihrem Schlummer aufzurütteln. Tisza hatte nur auf die Opposition der Bischöfe zu stoßen geglaubt, während er bei den meisten Magnaten Gleichgiltigkeit voraussetzte. Nun sollte er bald seinen Irrthum wahrnehmen. Der ganze ungarische Adel bäumte sich bei dem Gedanken auf, dass ihre Nachkommen Juden werden könnten, und das Land theilte dieses Gefühl. Der Minister begründete seine Vorlage und machte das Interesse des Staates, der Moral und der Gesellschaft geltend. Das Land erwiderte, dass dieses Gesetz die socialen Gewohnheiten und Sitten von zwölf Millionen Christen zu Gunsten der jüdischen Rasse verletzte. Die öffentliche Meinung war einer solchen Neuerung feindlich und es war ein lebhafter Widerstand des Magnatenhauses vorauszusehen.

Tisza, in dessen verschmitztem Gehirn so manche List sich barg, ließ alle Minen springen, um ans Ziel zu gelangen. Die Debatte sollte am 11. December 1883 stattfinden. Es handelte sich also darum, nach Pest eine große Anzahl günstig gesinnter Magnaten zu bringen und die Gegner nach Möglichkeit zu entfernen. Viele Magnaten stehen im Heeres- und Civil-Dienst und diesen wurde für den Tag der Berathung kein Urlaub bewilligt. Andere wurden unter andern Vorwänden entfernt, und es ist

traurig, aber wahr, selbst der Episkopat blieb nicht von den Einflüssen der Regierung verschont. Endlich kam sogar eine königliche Hoheit eigens nach Pest, um gewisse Magnaten im ministeriellen Sinne zu bearbeiten.

Am Tage der Schlacht sollte es sich zeigen, dass Tisza seine Zeit nicht verloren hatte. Von 710 Mitgliedern des Oberhauses waren nur 213, also nicht einmal die Hälfte anwesend. Nichtsdestoweniger war die Debatte ungemein stürmisch. Monsignore Samassa, Erzbischof von Erlau, ein bewährter ungarischer Patriot, Monsignore Schlauch, damals Bischof von Szatmar, der alte Graf Georg Apponyi, ungarischer Kanzler vor 1848, Graf Ant. Szecsen und noch andere entfalteten eine bewundernswerte Beredsamkeit, um die christliche Ehe zu vertheidigen. Auf Seiten der Liberalen hatten die Juden zu Anwälten: den Grafen Julius Andrassy, ehemaligen Minister des Äußern, und Baron Nikolas Vay, den administrativen Chef der calvinistischen Kirche. Nach Schluss der Debatte verwarf die Kammer das Gesetz mit 110 gegen 103 Stimmen. Als Curiosum sei hier der genaue Stand der Stimmen verzeichnet:

	Erzherzöge	Katholische Prälaten	Griechisch nicht-unierte Prälat.	Hohe Würdenträger	Obergespane	Fürsten	Grafen	Barone	Siebenbürgische Vertreter	Summa
Gesammtzahl d. Mitglieder	2	53	10	10	60	19	362	191	3	710
Zahl der Abstimmenden .	—	29	—	6	43	1	85	48	1	213
Gegen das Gesetz	—	29	—	2	2	—	63	13	1	110
Für das Gesetz	—	—	—	4	41	1	22	35	—	103

Einen Monat später, am 12. Jänner 1884, fand eine neue Abstimmung statt, und diesmal wurde das Ministerium mit 200 gegen 191 Stimmen geschlagen.[1]

Kaum war dieses Resultat bekannt, als Tisza der liberalen Presse das Losungswort: „Reform der Magnatentafel" ausgab. „Man muss", hieß es, „mit den Fünfgulden-Magnaten aufräumen, man kann den Bund der Clericalen mit den Sport-Rittern nicht länger dulden." Das war der lang ersehnte Traum Tiszas. Durch die Reform der Comitate hatte er eine vollkommen gefügige Abgeordnetenkammer erhalten; nun wollte er durch Reform der Magnatentafel sein Werk vollenden. In seiner Großwardeiner Wahlrede streckte er die Fühler für dieses Reformproject aus. Er suchte nachzuweisen, dass das Oberhaus den Bedürfnissen der Neuzeit nicht mehr entspreche und den regelrechten Mechanismus der parlamentarischen Functionen hemme. Hier thue Abhilfe dringend noth und er sei bereit, solche zu schaffen, und zwar durch eine neue Zusammensetzung des Magnatenhauses. Dasselbe hätte also nach diesem neuen Plane zu umfassen: 11 Würdenträger, 30 Bischöfe, 7 Vertreter der beiden protestantischen Bekenntnisse helvetischer und Augsburger Confession und der unitarischen Kirchengemeinde, 1 Vertreter der Juden, 3 Gerichtspräsidenten, alle Magnaten, die 3000 Gulden Grundsteuer zahlen, und einige von der Krone auf Lebenszeit ernannte Mitglieder im Verhältnisse von ein Viertel oder ein Drittel. Man schloss also alle Titularbischöfe in der Zahl von mehr als 20 aus, ebenso alle Obergespane, einige hundert ungarische Magnaten und alle österreichischen Grundherren, die nicht für Ungarn optierten. Es ist leicht

[1] Und da waren noch nicht einmal alle Bischöfe anwesend, von 53 waren nur 37 zugegen.

einzusehen, wohin diese Reform zielte: sie schwächte das katholische Element sowohl als die unabhängigen Elemente im allgemeinen und ermöglichte einer ansehnlichen Anzahl ministerieller Creaturen den Eintritt in den Reichstag. Diesen Plan fasste Tisza in Gestalt einer Gesetzesvorlage, die er auch in der Abgeordnetenkammer einbrachte, woselbst sie mit einer Majorität von 76 Stimmen zur Annahme gelangte.

Es war leicht vorauszusehen, dass die Magnatentafel keine Lust verspürte, ihre eigene Abdankung zu decretieren. Sie protestierte also nicht allein gegen die Zulassung der Juden, sondern widersetzte sich auch gegen den Ausschluss einer so großen Anzahl von Magnaten und der Titularbischöfe. Auf diesen Ausgang war Tisza gefasst, weshalb er einen Gegenschlag vorbereitet hatte. Er ließ den Protesten ihren Lauf und warf den Apfel der Zwietracht zwischen die Magnaten ganz unvorhergesehen in einem Augenblick, wo ihr ganzes Heil ausschließlich in der vollkommensten Eintracht gelegen gewesen wäre. Und so machte er dann, kurz bevor die Vorlage an die Senats-Commission gelangen sollte, ungeheure Concessionen: er acceptierte 2 Titularbischöfe, beschränkte die Zahl der lebenslänglichen Senatoren auf 30 und bewilligte endlich, dass das Oberhaus ein für allemal 50 der durch dieses Gesetz ausgeschlossenen Magnaten ernenne. Diese unverhoffte Nachgiebigkeit stimmte eine große Anzahl von Opponenten vollständig um, die Majorität wurde gespalten, und diesen Umstand benutzte Tisza, um den derart abgeänderten Plan rasch durchzubringen. Die so heiß ersehnte Reform war zustande gebracht und eine neue Ära für Ungarn hereingebrochen.

Der Weg für die obligatorische Civilehe war gebahnt;

was war also natürlicher, als den Versuch von 1883 zu erneuern und von einer mehr minder widerspenstigen Magnatentafel an ein gefügigeres Herrenhaus zu appellieren? Die Aussichten des Ministers waren in einigen Monaten ganz besonders gestiegen; der Erfolg schien verbürgt. Aber Koloman Tisza zog es vor, die Ereignisse nicht zu überstürzen. Hatte er denn nicht schon das Wichtigste gewonnen, nämlich die Reform des Magnatenhauses? Wer sollte ihn also daran hindern, im geeignet erachteten Augenblick die Ehe zu verweltlichen, da er ohnehin für alle antichristlichen Gesetze eine gesicherte Majorität hatte? Wozu sich überstürzen, als ob man des morgigen Tages nicht sicher wäre? Da war es doch besser, zu warten und auf administrativem Wege das Werk der Verweltlichung fortzusetzen. So säcularisierte Tisza immer mehr die katholische Universität von Budapest, indem er alle Lehrkanzeln Freidenkern anvertraute; so lieferte er die Verwaltung der Kirchengüter den Freimaurern aus, so spielte er alle öffentlichen Ämter seinen Freunden in die Hände und in dieser furchtbaren Schlemmerei theilten Juden und Calvinisten gierig die Beute, die sie dem ungarischen Vaterlande vom Leibe rissen. Besonders nahm der Minister seine Verfolgungspolitik in dem unseligen Wegtaufenstreite wieder auf. Dadurch, dass er die Dinge aufs äußerste trieb, wollte er die Bischöfe zwingen, dass sie selbst die Civilehe als das kleinere Übel verlangen.

Wir haben bereits gesehen, dass das Gesetz vom Jahre 1868, nach dem Geständnis seiner Urheber selbst, nur einen rein erklärenden Wert hatte, da es keine Strafbestimmung enthielt. Je nachdem die Eltern und die Geistlichkeit mehr oder weniger Eifer besaßen, fügten sie sich demselben oder fügten sich auch nicht. Der katholische

Pfarrer und der protestantische Pastor tauften ein jeder nach seinem Ritus das Kind, das ihnen gebracht wurde. Sie kümmerten sich nicht um das Gesetz, sondern giengen von dem Grundsatze aus, dass die Eltern eben dadurch, dass sie zu ihnen kommen, den Willen bekunden, dass das neugeborne Kind katholisch, beziehungsweise protestantisch werde. Die Statistik zeigt, dass die protestantische Geistlichkeit in weit höherem Maße als die katholische dieses Gesetz in ihrem Sinne deutete und anwendete, was aber freilich viele Calviniſten nicht abhielt, jedesmal heftige Verwahrung einzulegen, so oft ein katholischer Pfarrer ein Kind, das auf Grund desselben Gesetzes vom Jahre 1868 der protestantischen Kirche zufiel, katholisch taufte. Sie begnügten sich auch nicht mit der bloßen Verwahrung, sondern sie verlangten, dass der katholische Priester den Matrikelauszug, also das Civilstands-Register, dem protestantischen Pastor übergebe, in dessen Ressort der Neugeborene falle, d. h. sie wollten den katholischen Pfarrer zwingen, das eben katholisch getaufte Kind dem Protestantismus auszuliefern. Sowohl vom Gesichtspunkte der Dogmatik als der Disciplin würde aber jeder katholische Priester ein Verräther in dem Augenblick, in dem er auf einen solchen Compromiss eingienge. Daher widersetzte sich auch die katholische Geistlichkeit mit der Erklärung, dass selbst bei wörtlicher Auffassung das Gesetz von 1868 nicht in diesem einseitigen Sinne gedeutet werden könne.

Tisza war zu sehr Freidenker, um nicht gegen die Katholiken Partei zu ergreifen. Im Jahre 1879 ließ er in das Gesetz folgenden Passus aufnehmen: „Jeder, der ein Kind von weniger als 18 Monaten (im Widerspruch zu den Bestimmungen des Gesetzes von 1868) in den Schoß einer kirchlichen Gemeinschaft aufnimmt, verfällt

einer Strafe, die bis zu zweimonatlichem Gefängnis und einer Geldbuße von 300 Gulden reichen kann." Durch diese Drohung mit dem Gefängnis hoffte man die katholische Geistlichkeit einzuschüchtern. Als ob ähnliche Maßregeln in Preußen nicht die ganz entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hätten! Die katholischen Pfarrer ließen sich auch nicht ins Bockshorn jagen, sondern fast alle beobachteten die Gesetze der Kirche ohne Herausforderung und ohne Schwäche. Ebenda wurde aber auch eingesetzt, so dass bei jeder angeblichen Gesetzes-Überschreitung Beamte und protestantische Pastoren sich beeilten, die Pfarrer, die ein Kind aus gemischter Ehe getauft hatten, den Gerichten anzuzeigen.

Zu dieser Zeit war der ungarische Richterstand noch nicht so durchwegs freimaurerisch, so dass er, wie dies zu seiner Ehre gesagt sein muss, sich weigerte, dem Minister auf dem Boden offener Verfolgung Schergendienste zu leisten. Die Richter sprachen also die katholischen Priester stets mit der Begründung frei, dass die Wegtaufe nicht in die Reihe der vom Gesetze von 1879 vorgesehenen Fälle zu subsumieren sei, welches von einer Conversion, d. h. vom Übergang von einer Confession zu einer andern spricht. Durch die Taufe gehe man aber nicht zu einer andern Confession über; denn bevor man dieselbe empfängt, ist man noch überhaupt kein Christ. Von da ab konnte man also keinen Priester mehr strafen, wenn er ein Kind taufte, das von der protestantischen Confession als ihr Eigenthum beansprucht wurde.

Auf einen solchen Ausweg war man im Cultus-Ministerium nicht gefasst. Was war da zu thun? Ein neues Gesetz hätte die katholische Bevölkerung zu sehr aufgebracht, und daran war daher nicht zu denken. Der Cultusminister versuchte also — dem Andrängen der Loge nach-

gebend — die unbotmäßigen Pfarrer auf dem Verwaltungs-Wege kirre zu machen. Im Jahre 1884 erließ er an sämmtliche Bischöfe ein Rundschreiben mit der Aufforderung an die Pfarrer, sich genau den Bestimmungen des Gesetzes vom Jahre 1868 zu fügen, da sie sonst den Folgen des Gesetzes vom Jahre 1879 anheimfallen würden. Es scheint aber, dass diese Drohung nicht ernstlich gemeint war. Denn Trefort wusste wohl, dass die Gerichte alle unter der Anklage der Verletzung des Gesetzes stehenden Pfarrer freisprachen. Als ihm also Cardinal Simor bedeutete, dass er etwas Unmögliches verlange, war von obigem Rundschreiben keine Rede mehr, und es bildete sich eine Art von modus vivendi in der Praxis heraus: die Geistlichen beider Culte tauften die Kinder, die ihnen gebracht wurden, und jedes Jahr gab es, mit stillschweigender Zustimmung der Bischöfe, zwei oder drei Fälle, in denen der katholische Pfarrer dem protestantischen Pastor den Matrikel-Auszug des von ihm getauften Kindes übergab.

Nach dem im Jahre 1888 eingetretenen Tode des Unterrichtsministers Trefort fiengen die Feindseligkeiten auf der ganzen Linie wieder in verstärktem Maße an. Denn Trefort hatte nichts vom kleinlichen und gehässigen Sectierer an sich, weil er mit seiner französischen Abkunft und Erziehung einen offenen hellen Kopf und eine überaus hohe geistige Bildung verband. Wenn er auch der katholischen Kirche manche Chicane anthat, so geschah es, weil er der von Tisza geschaffenen antikirchlichen Strömung folgte, wobei ihn jedoch seine Gleichgiltigkeit gegen das Religiöse vor gehässigen Ausschreitungen bewahrte und ihn stichhaltigen Gründen zugänglich sein ließ.

Dies war jedoch nicht der Fall mit seinem Nachfolger, dem Grafen Albin Czaky, den Tisza sich dort unten

im Zipser Comitat aussuchte. Obwohl dem Namen nach katholisch, hatte Czaky mit der Muttermilch die Abneigung gegen die Kirche, der er angehörte, eingesogen. Seine Mutter war eine Baronin Pronay, von deren Vettern einer Obercurator der slovakischen Lutheraner ist; seine Schwiegermutter ist eine Baronin Vay, und der Obercurator der ungarischen Calvinisten ist bekanntlich ein Vay. Einen solchen Mann konnte daher Tisza brauchen und in ihm fand er auch das richtige Werkzeug, um einen schneidigen Culturkampf ins Werk zu setzen. Zwar hatte der neue Cultusminister weder den genialen Geist, noch die gründliche wissenschaftliche Bildung, noch die Rednergabe, noch das Verwaltungstalent Treforts, aber in den Augen Tiszas wurde das alles durch den Hass gegen den Katholicismus genügend aufgewogen, und dieser täuschte sich auch durchaus nicht in seiner Wahl. Denn kaum hatte Czaky das Ministerium übernommen, so zeigte er sich der calvinistischen Sympathien ganz würdig, indem er zum gerollten Stachelschwein wurde, das seine Stacheln in jede kirchliche Haut hineinbohrte, und von dem Bischöfe, Pfarrer, Mönche, kurz alle Katholiken zu leiden hatten.

Er versuchte sich in verschiedenen Conflicten, bis endlich seine Kühnheit sich so weit steigerte, dass er beschloss, die von Trefort klugerweise ruhen gelassene Wegtaufenfrage zu lösen, und so kündete er am 15. September 1889 dem Cardinal Simor schriftlich an, dass er diese Angelegenheit durch ein Ministerial-Rescript regeln werde. Der Primas, der das Ungewitter kommen sah, antwortete in einer vortrefflichen juristischen Denkschrift, in der er den Nachweis erbrachte, dass das Rescript, so wie es der Minister auffasse, nicht allein die Schwierigkeiten ungelöst lassen, sondern auch furchtbare confessionelle Kämpfe im Lande hervor-

rufen würde. Übrigens bemerkte er, dass es in einem solchen Falle den Bischöfen unmöglich wäre, für Mischehen Dispens zu ertheilen und daraus sich Verwicklungen ergeben dürften, die das ganze Land in unsägliche Verwirrung stürzen würden. Es sei also vernünftiger, den heutigen Stand so lange aufrecht zu erhalten, bis das Parlament das Gesetz vom Jahre 1868, das in so auffälligem Gegensatz zum Naturrechte stehe, aufgehoben haben werde. Dieser ebenso gemäßigten als wohlbegründeten Denkschrift fügte der Cardinal eine Abschrift seines im Jahre 1884 an Trefort gerichteten Schreibens hinzu, welches den Minister damals zum Nachgeben veranlasste. Wo aber Trefort klugerweise zum Rückzug geblasen hatte, gieng Czaky zum Angriff über und antwortete in einem vom 20. November datierten frechen Briefe, der statt der Beweise nur Spötteleien enthielt. Simor bewahrte ruhig Blut und ließ nach zehn Tagen in seiner Erwiderung wieder die Sprache der Vernunft, der Weisheit und Mäßigung hören. Aber diese Mühe war verloren, der Minister kümmerte sich nicht um die beiden Briefe des Cardinalprimas und hatte sogar kurze Zeit danach die Stirn, im Reichstag öffentlich zu behaupten, dass ihn niemand auf die Sache aufmerksam gemacht habe. Das famose vom 26. Februar 1890 datierte Rescript wurde allen Obergespänen übermittelt und am 22. März den Bischöfen zugesandt. Zum erstenmale war also der Kirche amtlich der Krieg erklärt, und die Juden brachen überall in hellen Jubel aus.

Drittes Capitel.

Tiszas Sturz. — Gemäßigtes Ministerium Szapary. — Kirchlicher Conflict. — Tod des Cardinals Simor. — Sein Nachfolger Vaszary. — Rücktritt des Ministers Julius Szapary.

Die kirchenfeindliche Politik gewann nun in Pest entschieden die Oberhand. Czaky hatte gethan, was keiner seiner Vorgänger zu versuchen gewagt hatte, und unstreitig bedeutete das auch für den Ministerpräsidenten einen glänzenden Sieg. Aber dieser Triumph sollte nicht lange dauern; denn kaum war das Rescript ausgefertigt, als eine Ministerkrise Tisza stürzte und fast eine neue politische Constellation zur Folge gehabt hätte. Zwar hatte Tisza das Ende seiner langen Herrschaft vorausgesehen; aber der schlaue Politiker hatte sich vorgenommen, irgend einen Strohmann ans Ruder zu bringen und mit dessen Hilfe das Land weiter zu regieren und seinen ehrgeizigen Plänen zum Durchbruch zu verhelfen. Sein Freund Czaky zeigte sich einer solchen Rolle würdig und nahm dieselbe gerne an. Aber man hatte die Rechnung ohne den König gemacht, und so nachgiebig er sich auch sonst zeigte, verwarf Franz Josef diese Combination Tiszas und es wurde ein anderes Mitglied der liberalen Majorität, Graf Julius Szapary, mit der Neubildung des Cabinets betraut.

Szapary war ein gemäßigter Liberaler aus der Schule Deaks und in jeder Richtung Czaky überlegen. Eine edle und erhabene Natur, Edelmann vom Scheitel bis zur Zehe, voller Erfahrung und Takt, treu seinem Lande und seinem König, treu seiner Kirche, deren Lehren er achtete, theilte der neue Cabinetschef weder den Hass noch die Chicanen seines Vorgängers, welcher die ärgsten Leidenschaften des

Landes aufgewühlt und den offenen Krieg gegen die Religion und gegen die Nationalitäten, sowie den geheimen Krieg gegen Österreich und die habsburgische Dynastie angefacht hatte. Das Regierungssystem Tiszas bestand in drei Worten: Anticlericalismus, Magyarismus und Kossuthismus (um einen solchen barbarischen Ausdruck zu gebrauchen), und eben weil er auf diesem Gebiete zu weit gieng, war sein Sturz unvermeidlich geworden.

Szapary begriff, dass, um die Geister zu beruhigen, gegen diese ungesunde Politik gewissermaßen ein Gegengewicht geschaffen und zugleich der Religion, der Nationalität und dem monarchischen Princip Achtung verschafft werden müsse. Von den besten Absichten beseelt, bewies er durch seine Handlungen, dass es ihm vor allem um die Beruhigung des Landes zu thun sei.

Unter der Tisza'schen Dictatur waren die protestantischen Sachsen Gegenstand der gehässigsten Verfolgungen, und der Garibaldianer Gabriel Graf Bethlen bedrückte sie sechzehn Jahre lang in wahrhaft häßlicher Weise. Szapary hingegen nahm den Sachsen gegenüber eine äußerst versöhnliche Haltung an. Er befreite sie von Bethlen, von Desider Banffy und machte ihnen eine Reihe von Concessionen, die mit Freuden aufgenommen wurden. Er wusste sie so gut zu behandeln, dass sie die Opposition verließen und in die Regierungs-Majorität eintraten. Während also der magyarische Chauvinismus Tiszas sie zur Erbitterung gebracht hatte, verstand es der neue Minister vermöge seines weiten Gesichtskreises, sie zur vollen Nachgiebigkeit zu bringen.

Ebenso glücklich war aber auch Szapary gegen die ungarischen Serben, die, ebenfalls von der Tisza'schen Unterdrückung befreit, erleichtert aufathmen konnten. Dieser

Frontwechsel brachte ihren alten Groll zum Schweigen und gewann sie für die Sache der Regierung, und was die Rumänen betrifft, so hätte Szapary ganz sicher dasselbe Resultat erreicht, wenn ihm dazu nur Zeit gelassen worden wäre.

Während also Szapary, der sich auf der ganzen Linie als wirklichen Staatsmann bekundete, die Sachsen, Serben und Rumänen versöhnte oder wenigstens zu versöhnen trachtete, bemühte er sich zugleich, die Bande zwischen Ungarn und Österreich enger zu knüpfen, indem er nicht allein den Ausgleich von 1867 mit heiligem Ernst nahm, sondern auch die innigste Verbindung zwischen seinem Lande und dem gemeinsamen Heere aufrecht zu halten suchte. Hierin wusste er sich so gut zu bewähren, dass die patriotischen Heißsporne ihm dies zum Verbrechen anrechneten und ihn anklagten, dass er die „nationalen Bestrebungen" verrathe und nichts als ein feiler Höfling sei. Sogar die Liberalen spielten diesen Trumpf gegen ihn aus, als sie ihn zu stürzen beschlossen.

Es lässt sich denken, dass Szaparys Wunsch dahin gieng, den Frieden zwischen Kirche und Staat wieder herzustellen und die Flammen des vom frühern Ministerium in so treuloser Weise eingefädelten Culturkampfes zu löschen. Wäre er auf sich selbst angewiesen oder in besserer Umgebung gewesen, so hätte er diesen wichtigen Theil seines Programms ganz gewiss verwirklicht, da außer den Juden und Calvinisten niemand den Kampf wollte. Aber Tisza hatte die Wache ganz wie ein Freimaurer am Sterbebett eines Bruders bezogen, den der erstere hindert, die letzte Ölung zu empfangen. Konnte Tisza schon seinen Traum einer Ministerpräsidentschaft Czakys nicht verwirklichen, so war es ihm wenigstens gelungen, diesen Helfershelfer im Cultusmini-

sterium zu belassen, und darauf kam es ja schließlich am meisten an. Denn Czaky wusste mit dem kleinen Geistern innewohnenden Eigensinn das frühere Verfolgungswerk auch unter Szapary fortzusetzen und kümmerte sich wenig oder gar nicht um den persönlichen Standpunkt seines Cabinets-Chefs. Das Rescript vom 26. Februar wurde den Bischöfen schon einen Monat nach erfolgter Ausfertigung zugesendet, so dass sie es als freudige Morgengabe des Grafen Szapary ansehen mussten. Dadurch wollte man dem Lande zeigen, dass nichts, nicht einmal ein Tüpfelchen auf dem i sich geändert habe, und allen etwaigen Hoffnungen der Katholiken ein Ende machen.

Als dem Publicum der Inhalt dieses Rescriptes bekannt wurde, bemächtigte sich desselben eine unbeschreibliche Aufregung. Der Minister verfügte, dass jeder Priester, der sich weigert, dem protestantischen Pastor den Matrikelauszug eines Kindes aus gemischter Ehe zu übergeben, in eine Strafe verfalle, und dass der betreffende Strafact nicht dem gewöhnlichen Richter, sondern der Verwaltungsbehörde oder dem Polizeidirector zugewiesen werden sollte.[1] Das war wohl der Gipfel aller Willkür, wie dies der Minister wohl zu fühlen schien, da er nicht den Muth hatte, sich an die ordentlichen Gerichte zu wenden, die, wie er wohl voraussah, seiner Auslegung der Gesetze von 1868 und 1879 jede gesetzliche Kraft absprechen würden.

So war also der Würfel gefallen, und die gemäßigten Geister sahen mit tiefer Bekümmernis eine Zeit unauflös-

[1] Um die Tragweite dieses Ministerial-Erlasses zu ermessen, muss man wissen, dass das Kind durch eine solche Matrikel-Übergabe von amtswegen der protestantischen Religion zugewiesen und gesetzlich verpflichtet wurde, die protestantische Schule und den protestantischen Religionsunterricht zu besuchen.

licher Conflicte herannahen. Die Regierung und der Episkopat, der Curatclerus und die Bureaukratie mussten da stets aneinander gerathen, und, wie Cardinal Simor bemerkte, sollte der Friede unrettbar verloren sein. Es ist dies eines der traurigsten Capitel der ungarischen Geschichte, und man muss es bekennen, dass die Ehre der Bischöfe auf manchem Blatte dieser Geschichte in einem nicht gerade vortheilhaften Lichte erscheint.

Nunmehr konnte die Haltung der Bischöfe nicht länger zweifelhaft sein, da das Februar-Rescript von ihnen ein unmögliches Zugeständnis verlangte. Jedermann weiß, dass der katholische Priester durch die Taufe das Kind in den Schoß der Kirche aufnimmt. Nun verlangte aber der Minister nichts Geringeres, als dass der Pfarrer dieses Kind dem Protestantismus ausliefere, dass er es aus seinem Taufregister streiche und es amtlich als protestantisch ansehe, gleichviel, welches hier der Wunsch oder Standpunkt der Eltern sei.

Das Gesetz vom Jahre 1868 war vom Gesichtspunkte des natürlichen Rechtes unannehmbar und eben deshalb kehrte man sich nicht daran. Indem also Czaky dasselbe noch dazu mit einer missbräuchlichen Auslegung zur Ausführung brachte, konnte er nicht umhin, alles zu erbittern und zu vergiften.

Cardinal Simor berief sofort seine Amtsbrüder, um mit ihnen den Plan einer gemeinsamen Action zu bereiten, und diese Bischofs-Conferenz trat am 12. April 1890 im Primatialpalais zu Ofen zusammen. Die Vorgänge innerhalb dieser Versammlung bewiesen jedoch, dass Ungarn noch nicht am Ende seiner Prüfungen stand; denn es zeigte sich nämlich die betrübende Thatsache, dass der Minister Stützen und Mitschuldige sogar innerhalb des Epi-

skopates gefunden hatte. Der Primas hatte nämlich gewünscht, dass sämmtliche Bischöfe in einer Collectiv-Eingabe gegen die verwegenen Ansprüche des Ministers Verwahrung einlegen sollten. Dieser Wunsch stieß auf den förmlichen Widerstand einiger Prälaten, und die Volksstimme zögerte nicht, einen Erzbischof, dessen ehrgeizige Gesinnung wohl bekannt war, als die Seele dieses Widerstandes zu bezeichnen. Simor war nämlich damals schon alt und krank, und seine Tage waren gezählt. Der Erzbischof, dessen Name auf aller Lippen war, strebte nach dem Primatialsitz, und um diesen zu erlangen, suchte er sich die Gunst des Cultusministers zu sichern. Als Cardinal Simor diese Intrigue erfuhr, machte dieselbe auf ihn einen furchtbaren Eindruck; weil aber diese Partei mächtig war, gab er wohl oder übel nach, und statt des ursprünglich geplanten Schreibens, richtete die Conferenz an den Curatclerus ein kurzes Circular, in welchem demselben aufgetragen wurde, sich bis zur Entscheidung des Heiligen Stuhles dem Ministerial-Rescript zu fügen.

Mit diesem berühmten „Interim" begannen nun die zahllosen Schwierigkeiten, indem der Curatclerus, scharfsichtiger und, sagen wir, religiöser gesinnt als manche Bischöfe, dem Ministerial-Rescript Folge zu leisten sich weigerte. In Hunderten von Priester-Versammlungen wurde beschlossen, Widerstand zu leisten, selbst auf die Gefahr hin, Geld- und Gefängnisstrafen zu erleiden. Dieser Beschluss bildete einen Protest gegen den Minister, aber auch eine Auflehnung gegen die kirchliche Gewalt, und es wiederholte sich die Erscheinung der Reformation, dass einfache Pfarrer gegen ihre Bischöfe Front machten. Diese befanden sich daher in einer äußerst schwierigen Lage. Denn, da sie wussten, dass die Pfarrer im Grunde recht hatten, so

mussten sie schweigend die harte Lehre von ihren Untergebenen annehmen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss hinzugefügt werden, dass die meisten Bischöfe mit ihren Pfarrern übereinstimmten, und dass sie in der Ofener Bischofs-Conferenz für das Interim nur mit dem Tod im Herzen gestimmt hatten.

Cardinal Simor leitete Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhle ein. Obgleich dieselben geheim blieben, so kennt man doch nach den aus Rom eingetroffenen Antworten die vorgelegten Fragen. Der Primas frug an, ob der Clerus (an tolerari possit) sich dem Rescript vom 26. Februar fügen dürfe und ob die Bischöfe Dispens für gemischte Ehen geben dürfen. In seinem ersten Briefe vom 7. Juli 1890 beantwortete der Cardinal-Staatssecretär Rampolla beide Fragen verneinend. Ja noch mehr: in dieser Antwort werden die Bischöfe gebeten, diese doppelte Entscheidung zur Kenntnis des Curatclerus zu bringen, „damit derselbe einsehe, wie sehr das Gesetz von 1869 und das Rescript von 1890 den katholischen Grundsätzen widersprechen".

Wäre jetzt der Brief des Cardinal Rampolla veröffentlicht worden, so hätte man damit dem Ministerium einen bösen Streich gespielt. Indes hatte Czaky von der römischen Entscheidung Wind bekommen, und da er seine Mameluken noch nicht in der Kammer versammelt hatte, wollte er deren Veröffentlichung um jeden Preis hindern. Er spielte also seine höchste Karte aus: den König. Simor wurde nach Wien ad audiendum verbum berufen; der Wiener Hof beschwor ihn, sich zu fügen und . . . er fügte sich.

Seine Nachgiebigkeit beweist, wie wenig er Kämpfe und Conflicte suchte. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, den Bitten des Königs nicht nachzugeben und der Re-

gierung furchtbare Verlegenheiten zu bereiten. Aber da er vor allem den Frieden wünschte, so wollte er dem Minister goldene Brücken für einen ehrenvollen Rückzug bauen und deshalb wandte er sich auch Ende August ein zweitesmal nach Rom. Als großer Theologe brauchte er ja überhaupt keine neuen Instructionen, er war vielmehr über die theoretische Tragweite des Februar-Rescriptes vollkommen im klaren. Aber er hoffte noch immer, die Regierung werde diesen Aufschub benützen, um einen gangbaren Mittelweg vorzuschlagen.

Cardinal Simor glaubte einer loyalen Regierung gegenüberzustehen, der die religiösen und moralischen Interessen des Volkes wirklich am Herzen lägen; allein hierin sollte er sich täuschen. Von der Loge angestachelt, verfolgte Czaky nur ein Ziel: die Kirche zu zerschmettern. Während Simor in Rom und Wien unterhandelte, während mehrere Bischöfe sich einer verhängnisvollen Unthätigkeit hingaben und ihre Priester den Chicanen der Bureaukratie überließen, rüstete der Cultusminister seine Batterien aus. Im Monat November hatte er bereits eine sichere Majorität in der Kammer und ließ sich von dieser eine Vorlage genehmigen, wonach das Gesetz von 1868 aufrecht erhalten bleiben und das Februar-Rescript ganz gesetzlich sein solle.

Infolge dieses gehässigen Manövers entschloss sich der Cardinal endlich, die beiden römischen Decrete, sowohl das vom 7. Juli als auch das vom 20. September, zu veröffentlichen. Er berief die Bischöfe für den 16. December, da ja schon am 18. die Frage vor das Oberhaus gelangen sollte, woselbst des Ministers eine sichere Schlappe harrte. Simors Plan war klar und einfach. Er hatte ein Collectivschreiben vorbereitet, das er allen Bischöfen zur Unter-

schrift vorlegen und zugleich mit den beiden Documenten des Heiligen Stuhles veröffentlichen wollte. Auch wollte der Cardinal im Herrenhause eine große Rede halten, um die Illoyalität der Regierung zu brandmarken.

Allein die Conferenz gieng vorüber und es wurde nichts veröffentlicht. Die Sitzung vom 20. December wird eröffnet, der Primas schweigt. Graf Zichy und Bischof Schlauch erklären trocken, dass sie auf die Erörterung der religiösen Frage verzichten. Was war da eigentlich vorgefallen? Am 17. December hatte der König nochmals das volle Gewicht seiner Autorität eingesetzt, um den Cardinal Simor und den Episkopat umzustimmen. Der Hof hatte also capituliert und wollte die Katholiken zwingen, die Bedingungen dieser grausamen Niederlage anzunehmen.

Das war zu viel für den Wackern, der so viel Gegnern Stand gehalten hatte und jetzt von seinen eigenen Freunden besiegt wurde. Einen Monat später, am 23. Januar 1891, starb der Primas in Gran, unsäglichen Kummer in das Grab nehmend. Für die Kirche Ungarns war dieser Tod ein unersetzlicher Verlust. Simor war die Seele des katholischen Widerstandes gewesen, in ihm verkörperten sich gleichsam alle religiösen Kräfte der starken ungarischen Rasse. Mitten unter so vielen Enttäuschungen und feigen Zurückweichungen stand er unerschütterlich aufrecht wie ein Fels. Er rettete die Ehre des ungarischen Episkopats, die durch manchen seiner Collegen, und bisweilen sogar vom Cardinal Haynald selber, aufs Spiel gesetzt wurde. Während die andern Tempelhüter schliefen, zitterten oder ihre Sache verriethen, wachte und kämpfte Simor und scharte um sich all diejenigen, die guten Willens waren. Das katholische Heer, Clerus sowohl als Gläubige, hatte einen Feldherrn besessen, würdig und fähig, es zu führen.

Wenn man die gebrechliche Gestalt dieses Prälaten ansah, so hätte man nie vermuthet, dass man vor sich einen großen Volksführer habe. Das Äußere Simors war überhaupt nichts weniger als imponierend, in seinem Auftreten lag nichts Bestechendes, aber seine Physiognomie war charakteristisch und seine beiden Flammen-Augen verriethen eine hohe Intelligenz. Er nahm sozusagen sein Gegenüber sofort gefangen, und sobald das Eis einmal gebrochen war, stand man sofort unter dem bestrickenden Zauber seines Wortes. Er sprach gerne mit dem Besucher, welcher ihn interessierte, und man gewahrte sofort, dass man es mit einem ungemein gebildeten Geiste zu thun habe. Cardinal Simor war in der That sehr gelehrt und verdankte es seiner Wissenschaft, dass er, der Sohn eines armen Schuhflickers in Stuhlweißenburg, zur höchsten Stellung in Ungarn gelangen konnte. Von der niedrigsten Stufenleiter der Gesellschaft emporsteigend, wurde er nacheinander Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn, päpstlicher Legat, Fürst der Kirche. Und all dieser Glanz, all diese Pracht und Herrlichkeit vermochten nicht, den demüthigen Priester zu blenden; — er blieb unter dem Purpur bescheiden für sich und seine Verwandtschaft, und in einem Lande, wo die Begünstigung blüht, erwies er sich unberührt von jedem ansteckenden Einfluss. Obwohl er über enorme Einkünfte verfügte, benützte er dieselben niemals, um die Seinigen zu bereichern: er bestand darauf, dass seine Eltern ihre Lebensweise in nichts ändern, — der Cardinal schämte sich der Schusterbude nicht, in der er geboren war. Seine Reichthümer widmete er guten Werken und Arbeiten für das Gemeinwohl. „Die kirchlichen Beneficien", pflegte er zu sagen, „gehören Gott und den Armen." Simor war ein Kunstfreund im hohen und schönen Sinne des Wortes.

Mit seinen Mitteln vollendete und schmückte er die Graner Domkirche, die ihn mehr als zwei Millionen kostete, er erbaute den Primatial-Palast, errichtete daselbst eine großartige Bibliothek, eine Bildergallerie u. s. w. Er rief allerlei Schulen ins Leben, eröffnete Spitäler und zeigte sich so freigiebig und hochherzig gegen die Waisenhäuser, dass man ihn den Vater der Waisen nannte. Mitten in diesen großen und zahlreichen Arbeiten überraschte ihn der Tod. Ganz Ungarn beweinte diesen großen Heiligen, denn es hatte seinen Führer verloren und blickte mit quälender Unruhe in die Zukunft, indem es vergeblich nach einem Nachfolger suchte, welcher würdig gewesen wäre, die Führung zu übernehmen.

Freilich, wäre es nur auf Czaky angekommen, so hätte dieses Bedenken nicht lange gedauert. Kaum war Cardinal Simor in die Gruft gestiegen, so übertrug der Minister die Leitung der Primatial-Angelegenheiten dem Erlauer Erzbischof Samassa, welcher sicherlich vom verstorbenen Primas als Nachfolger nicht gewählt worden wäre. Denn Samassa hatte im ungarischen Kirchen-Conflict nicht gerade eine heldenmüthige Rolle gespielt, und den Bischöfen, die sich zur Vertheidigung der Kirche kühn in die Bresche stellten, manchen Verdruss bereitet. Czaky glaubte, in diesem Prälaten den Mann seiner Grundsätze zu erkennen — ganz mit Unrecht, wie sich das später zeigen sollte — und er ernannte ihn zum einstweiligen Primas in der Hoffnung, dass der Heilige Stuhl diese Wahl genehmigen werde.

Aber er sollte sich in doppelter Hinsicht täuschen. Erstens hätte Erzbischof Samassa die ministerielle Politik nicht unterstützen können, wenn er dies auch gewollt hätte; — es war schon zu spät, das katholische Gewissen war im ganzen Lande ernstlich erwacht. Trotz aller Processe

und Verurtheilungen blieb die Pfarrgeistlichkeit fest, sie zog die Verfolgung dem Eidbruch vor, und das Volk unterstützte sie mit allen Kräften, wie man dies bei den Wahlen anfangs des Jahres 1892 gewahren konnte, welche ein in Ungarn ungewohntes Schauspiel boten. Bis dahin hatten die Pfarrer und Bischöfe regelmäßig die Candidaturen der Regierung unterstützt, und diejenigen, die sich wählen ließen, giengen alle mit der Majorität. Der Culturkampf machte dieser Situation ein Ende. Zum erstenmale veröffentlichten einige Bischöfe, darunter diejenigen von Rosenau und Stuhlweißenburg, besondere Hirtenbriefe aus Anlass der Wahlen, und auf den Wahlversammlungen bildete die Religionspolitik das Hauptthema aller Besprechungen. In fast 80 Bezirken verpflichteten sich die Candidaten schriftlich, die katholischen Interessen in die Hand zu nehmen und alle antichristlichen Gesetze zurückzuweisen. Einige Priester hatten wohl die Schwäche, officielle Candidaturen anzunehmen, sie wurden aber alle, mit Ausnahme eines einzigen, von der clericalen Opposition geschlagen. Der Wind hatte sich vollkommen gewendet.

Czaky hatte sich also in der Zeit verrechnet, und die Sympathie des Erlauer Erzbischofs wurde für ihn zur imaginären Größe oder zu einem ganz unwesentlichen Factor. Auch in der Hoffnung, dass der Heilige Stuhl Samassa auf den Graner Primatialstuhl erheben werde, hatte sich der Minister getäuscht. Man wird wohl niemals all die bedauernswerten Intriguen erfahren, die anlässlich dieser Erledigung des Bischofssitzes eingefädelt wurden, und wahrscheinlich dürfte das Andenken manches Bischofs bei diesem Schweigen nur gewinnen. Aber der Vatican handelte mit ebensoviel Weisheit als Festigkeit, indem er alle schlauen Winkelzüge des ungarischen Cabinets vereitelte. Nach zehn-

monatlichen gründlichen Unterhandlungen erfuhr man plötzlich, dass zum Fürstprimas von Ungarn der bis dahin unbekannte Benedictinermönch Nikolaus Vaszary, Abt von Martinsberg, ernannt sei.

Diese Ernennung verfehlte nicht, eine gewisse Überraschung zu verursachen, da man erwartet hatte, dass die Primatialwürde einem Prälaten zufallen werde, der in der letzten Zeit eine politische Rolle gespielt hatte. Und gewiss fehlte es innerhalb des ungarischen Episkopates nicht an sehr fähigen Männern und es hatte auch die Regierung Candidaten genug in Bereitschaft, die nichts sehnlicher wünschten, als die Stelle Simors einzunehmen. Der Heilige Stuhl zog aber einen neuen Mann vor, und bald sah man ein, dass diese Wahl eine vortreffliche, eine bessere war, als die liberalen Minister sich gewünscht hatten.

Vaszary wählte als Devise dies einfache Wort: „Pax", „Friede", aber dieses Wort war ein ganzes Symbol. Der Erzbischof von Gran wollte damit sagen, dass er in der allgemeinen Aufregung bestrebt sein werde, die feindlichen Strömungen in ein ruhiges Bett zu leiten und dass er in loyaler Weise der Regierung die Hand reichen werde, um aus der Sackgasse herauszukommen, in die man sich verrannt hatte. Er brachte in den Falten seines Purpurmantels den Frieden mit und hoffte, die erbittertsten Gegner für seine friedlichen Absichten zu gewinnen.

Schon einige Monate nach seiner Installierung in Gran, und zwar in der am 22. März 1892 von der Budapester St.-Stephan-Gesellschaft veranstalteten Generalversammlung, gab er seinem Wahlspruch eine authentische Erklärung. Auf dieser Versammlung, welcher der Fürstprimas beiwohnte, entwickelte derselbe sein Programm in einer Rede, welche ein Meisterstück diplomatischer Kunst und

apostolischer Klugheit bildete. Die brennende Tagesfrage (der durch das Februar-Rescript veranlasste Conflict) wird darin meisterhaft behandelt. Ohne seinem Standpunkt auch nur im geringsten zu vergeben, sucht Vaszary den Minister durch die Erklärung zu decken, dass das Rescript vom 26. Februar in gutem Glauben erflossen, dass es weniger die Ursache als die Wirkung des Übels sei, welches von dem verhängnisvollen Gesetze vom Jahre 1868 ausgehe. Es sei also vor allem dieses Gesetz reformbedürftig und der katholische Gesichtspunkt ein vollkommen annehmbarer, und zwar selbst nach dem Geständnis liberaler Staatsmänner, wie Josef Eötvös u. s. w. Er habe bereits in dieser Richtung Verhandlungen sowohl mit der Regierung als dem Heiligen Stuhl eingeleitet und gebe sich der angenehmen Hoffnung hin, dass diese in doppelter Richtung gepflogenen Unterhandlungen zu einem befriedigenden Resultat führen werden.

Man kann sich denken, mit welcher Freude die katholische Bevölkerung diese Rede des neuen Fürstprimas aufnahm, der, wie das jedermann fühlte, in der Lage war, den Frieden zum Siege zu verhelfen, wenn die Regierung nur erst mit den Freimaurer-Logen brechen wollte. Auch bei der Seelsorge-Geistlichkeit kehrte allmählich eine ruhigere Stimmung ein und ein Wort der Erleichterung ertönte im ganzen Königreich: „Habemus pontificem“, „endlich haben wir einen Hohenpriester“.

Welch ein Unglück, dass die Regierung nicht auch ihrerseits dieselben friedlichen Absichten bekundete und die vom Primas in so edler Weise angebotenen Vorschläge nicht annahm! Aber gerade den Frieden fürchteten Czaky und seine hinter ihm stehenden Freunde am meisten, und sie setzten alles in Bewegung, um denselben zu vereiteln.

Weit entfernt, dem Primas beizustehen, vergrößerte der Cultusminister die Plackereien, ermuthigte alle radicalen Bewegungen — Reception der Juden, Freiheit und Gleichheit aller Culte u. s. w. — und erklärte in öffentlicher Kammersitzung, dass am Gesetze vom Jahre 1868 nicht gerüttelt werden dürfe. Vaszary musste also ebenso wie seine Vorgänger erkennen, dass der Minister jeder ernsten Versöhnung feindlich gegenüberstehe. Es blieb ihm also nichts übrig, als mit dieser traurigen Sachlage zu rechnen und die Kirche in die Lage zu setzen, ihre Rechte und Interessen wirksam zu vertheidigen.

Und dies geschah in der Bischof-Conferenz, die der Primas am 12. Mai 1892 einberufen hatte. Der Minister hatte, zum Schaden den Spott fügend, den folgenden Ausweg vorgeschlagen: Der katholische Pfarrer solle den Matrikel-Auszug einem Standesbeamten übergeben, der denselben an den protestantischen Pastor weiter befördern würde. Die Ofener Bischof-Conferenz verwarf diesen höhnischen Vorschlag, der an der eigentlichen Sachlage gar nichts änderte, denn das Kind blieb immer protestantisch, und deshalb wurde die Abänderung des Gesetzes vom Jahre 1868 verlangt. Am 4. Juni zeigte der Primas selbst den Weg eines Compromisses in der berühmten Rede, die er im Magnatenhause an jenem Tage hielt. Auf den herausfordernden Ton, den Czaky am 20. Mai in der Abgeordneten-Kammer angeschlagen hatte, erwiderte der Primas mit außerordentlicher Mäßigung, indem er bis an die weitesten Grenzen der Nachgiebigkeit gieng. Er verlangte nicht die sofortige Abschaffung des Gesetzes vom Jahre 1868, da diese immerhin schwierig erschien; er verlangte lediglich, man möge dem § 12 desselben einen bloß akademischen Wert beimessen. Nach dieser wohlbegründeten Auslegung würde

das Gesetz das Recht der confessionellen Erziehung des Kindes den Eltern einräumen. Demnach gebe das Gesetz nur einen Rath und nicht etwa einen Befehl, indem es den alten Grundsatz: sexus sequitur sexum (das Geschlecht folgt dem Geschlechte) in Erinnerung bringt.

Wenn also der Vorschlag des Primas keine endgiltige Lösung des Problems enthielt, so stellte derselbe wenigstens einen leidlichen Ausweg (und zwar einen solchen, der schon lange bestanden) auf und sowohl der Episkopat als die Mehrheit der Magnatentafel neigten sich dieser maßvollen Anschauung zu, die aber ein fruchtloser Versuch bleiben sollte. Denn der Minister verwarf diesen Vorschlag ebenso, wie er die früheren verworfen hatte, und es blieb keine Spur von dem „traditionellen Einvernehmen" zwischen Kirche und Staat, von welchem der König in der Thronrede vom 22. Februar gesprochen hatte. Den darauffolgenden Monat giengen die Kammern nach einer ungemein stürmischen Session auseinander, und die Lage spitzte sich obendrein noch zu einer Ministerkrise zu.

Dieser in großen Zügen hier geschilderte Feldzug gegen die Kirche war ausschließlich von Czaky selbst geführt worden, da der Ministerpräsident, von Hause aus der nöthigen Thatkraft und des Selbstvertrauens entrathend, sich immer mehr und mehr von seinem Cultusminister ins Schlepptau nehmen ließ. Persönlich allen vexatorischen Maßregeln abgeneigt, deckte er dieselben doch mit dem Mantel seiner Autorität, und so erlebte man die sonderbare Thatsache, dass der Clerus niemals solche Verfolgungen zu erleiden gehabt hatte, als unter der Regierung dieses gemäßigten Cabinetschefs. Hatte Szapary etwa gehofft, durch Schwäche seine sectiererischen Collegen zu ver-

söhnen und sein Portefeuille doch zu behalten? Wenn er so erbärmlich rechnete, so konnte er bald gewahren, dass die liberale Meute sich mit dem clericalen Knochen nicht begnüge, sondern dass die von Czaky vertretene „Tisza-Clique" die ungetheilte und unbeschränkte Macht verlange.

Hiefür wurde der Beweis am 5. und 6. September erbracht, als Koloman Tisza in Komorn sein Jubiläum als Obercurator der calvinischen Kirche feierte, indem dieses Familienfest sich zu einer wahren Schild-Erhebung gegen den Katholicismus gestaltete. Der calvinistische Bischof Gabriel Pap hielt eine Rede von unerhörter Heftigkeit, die er mit folgender Resolution schloss: „Bei gemischten Ehen sind die Eltern durch die Civilbehörde anzuhalten, ihre katholisch getauften Kinder in den protestantischen Religionsunterricht zu schicken."

Auch der Sohn Koloman Tiszas, ein junger Abgeordneter, rief nach dem Arm des Staates, um der reformierten Kirche zum Siege zu verhelfen, so dass eine große Zeitung diesen Standpunkt mit folgender treffender Bemerkung kennzeichnete: „In Komorn konnten wir lernen, dass der calvinische Ultramontanismus im Punkte der Unduldsamkeit dem römischen Ultramontanismus weit überlegen ist."

Diese öffentliche Beleidigung des Katholicismus war eine so schwerwiegende, dass selbst die vollständig Gleichgiltigen erklärten, Bischof Pap habe die gebotenen Grenzen überschritten, und gerade, weil der Fürstprimas diesen beleidigenden Herausforderungen gegenüber vollkommene Ruhe bewahrte, so mussten die Kundgebungen der Komorner Heißsporne in noch gehässigerem Lichte erscheinen.

Geistlichkeit und Volk waren in begreiflicher Aufregung, und um diese zu beschwichtigen, erließ Vaszary

am 8. September einen Hirtenbrief, in dem er den Frieden mit einer heitern Ruhe predigte, die selbst bei seinen Gegnern Bewunderung erregte. „Die Stärke," sagt er, „diese Cardinaltugend, zeigt sich nicht allein im Handeln, sondern auch im Dulden", und er schloss damit, dass im Interesse des Vaterlandes das Schwert in die Scheide gesteckt werden müsse.

Für die Anhänger Tiszas bildete das Scharmützel von Komorn eine Schlappe. Aber sie gaben sich den Anschein, dieselbe nicht zu bemerken, und erneuerten um so stärker ihre Angriffe, indem sie Szapary zu den äußersten Schritten drängten. Vergebens hatte er ihnen Concession auf Concession gemacht und alles, sogar versprochen, dass die Standesamts-Bücher durch weltliche Beamten geführt werden sollen; — man verlangte aber von ihm keine Opfer mehr, sondern die Aufopferung seiner selbst. Da man ihn immer zurückweichen sah, so beschloss man, mit ihm um jeden Preis ein Ende zu machen, und so wurde ihm eine Schlinge gelegt, aus der er sich nicht mehr loswinden konnte. Die Civilehe wurde also wieder aus der Waffenkammer, in der sie ein wenig vergessen ruhte, hervorgezogen, und plötzlich hörte man mit einigem Erstaunen, dass diese Frage den Hauptpunkt des liberalen Programmes bilde. Diesesmal gab es kein Entrinnen mehr, und das Cabinet Szapary gab endlich seine Entlassung, allerdings zu spät, wenigstens nach der Ansicht derjenigen, die eine höhere Ansicht von der Würde des Menschen und dem Ehrgefühle haben.

Viertes Capitel.

Miniſterium Wekerle. — Antireligiöſes Programm der Regierung. — Widerſtand der Biſchöfe. — Erwachen des katholiſchen Geiſtes. — Die obligatoriſche Civilehe wird von allen chriſtlichen Elementen gleichmäßig abgelehnt.

Szapary unterlag einer calviniſtiſchen Intrigue, einer geſchickt eingeleiteten Palaſt-Revolution. Trotz allen gegenſeitigen Anſcheines zürnte man weniger ſeinem politiſchen Programm, als ſeiner Perſon, und wenn die Liberalen ſeinen Sturz ſehnlichſt herbeiwünſchten, ſo geſchah es deshalb, weil ſie einen Miniſter nach ihrem Herzen an ſeine Stelle ſetzen wollten. In ihren Augen hatte Szapary einen Grundfehler, den nichts zu mildern oder zu verbeſſern im Stande war: er war ein gläubiger Katholik, der ſeinen Glauben mit den Grundſätzen des Liberalismus in Einklang zu ſetzen ſuchte. Ein Katholik als Miniſterpräſident unter der Herrſchaft des apoſtoliſchen Königs: von dieſer ungeheuren Ungereimtheit mochten die Juden jetzt nichts mehr wiſſen und man muſste um jeden Preis einen Vorwand finden, um ihn zu ſtürzen. War denn das Reich des heiligen Stephan nicht ſchon eine Herrſchaft des Calvinismus und Judäismus geworden? Die Katholiken allein zählen zehn Millionen, die Calviner, Proteſtanten und Juden zuſammen kaum drei Millionen; es iſt alſo nur recht und billig, daſs *letztere* die Nation beherrſchen. Kann es etwas Natürlicheres als dieſe liberale Logik geben? Es gab alſo kein langes Bedenken in den Kreiſen, in denen über die Geſchicke des Landes entſchieden wird, und noch waren die Spuren des frühern Cabinets nicht verwiſcht, ſo erſchien ſchon das neue.

Natürlich gelangte die „Tisza-Clique“ neuerdings zur Macht. Persönlich blieb der alte Koloman wohl im Hintergrunde, aber er hielt die Fäden der Drahtpuppen, die auf der Bühne erscheinen sollten, zur größten Befriedigung Israels in seiner Hand. Das neue Ministerium war sein Werk, seine Sache, es bestand aus Schülern, die sorgfältig durch sein Sieb hindurchgegangen waren.

Ungarn hatte nun endlich ein ganz calvinistisches Ministerium, dessen Präsident Wekerle dem liberalen und rationalistischen Protestantismus angehört, welcher mit dem ungläubigen Calvinerthum gemeinsame Sache macht. Drei seiner Collegen waren wirkliche Calvinisten, und zwar Szilagy, Graf Ludwig Tisza, der jüngere Bruder Kolomans und Graf Bethlen. Ohne selbst Calvinisten zu sein, waren die übrigen Minister Günstlinge Tiszas, dem sie ihre politische Carrière zu verdanken hatten. Die Gleichförmigkeit war also eine vollständige, und der Krieg gegen den Katholicismus und die andern christlichen Confessionen konnte also mit frischer Kraft wieder aufgenommen werden; unter einem Führer wie Wekerle konnte der Erfolg dieses Krieges nicht zweifelhaft sein.

Wekerle hat einen bedeutenden Vorzug gegen Tisza, und dieser besteht darin, dass er in seinem Adoptiv-Vaterlande ungemein populär ist. Ein feingebildeter Kopf ersten Ranges, von erstaunlicher Arbeitskraft und schlagfertiger Beredsamkeit, ist er auch im übrigen eine sympathische Persönlichkeit. Noch jung (im Jahre 1848 geboren), leutselig, lächelnd, einschmeichelnd und vorsichtig wie ein Schwabe (und Wekerle ist Schwabe), versteht er es, durch seine bestrickenden Manieren diejenigen zu gewinnen, die sich von seinen Talenten nicht gewinnen lassen. Diesen liebenswürdigen und soliden Eigenschaften verdankt er seine rasche

Beförderung. Nach Vollendung seiner Studien an der Pester Universität ins Finanzministerium tretend, zeichnete er sich daselbst durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten so sehr aus, dass ihn Tisza schon im Jahre 1886 zum Unterstaatssecretär in diesem Ministerium ernannte. Das war die Zeit, wo das ungarische Budget eine Krise mitmachte, die sich zur Katastrophe zuzuspitzen drohte. Während die Steuern in erschrecklichem Maße wuchsen, wurde der Fehlbetrag von Jahr zu Jahr größer. Durch Wekerles Hilfe hoffte Tisza einen Ausweg zu finden, um das Land zu retten, und diese Hoffnung blieb auch nicht unerfüllt, denn schon nach drei Jahren war der Fehlbetrag vollkommen beseitigt. Obwohl nun dieses Resultat ungeheure Opfer gekostet hatte, so bedeutete dasselbe doch einen glänzenden Erfolg, für den das Verdienst ausschließlich Wekerle gebürte. Daher die Freude in Ungarn groß war, als ihm im Jahre 1889 das Finanzportefeuille anvertraut wurde, und da man wusste, dass er der übertriebenen Steuersucht feindlich gegenüberstand und ihm das wirtschaftliche Gedeihen des Königreichs ebensosehr als das Gleichgewicht im Staatshaushalt am Herzen liege, so wurde seine Ernennung mit einstimmigem Beifall begrüßt.

Bis dahin war Wekerle nur wenig und nur mittelbar an der Religionspolitik der ungarischen Regierung betheiligt, da die Arbeit der Entchristlichung von anderen Händen besorgt wurde. Tisza, bei dem die religiöse Frage im Vordergrunde stand, bemühte sich nun, seinem protestantischen Collegen den Hass gegen den Katholicismus einzuflößen, von welchem er selber beseelt war, und das gelang ihm so gut, dass der Finanzminister sich nach und nach den gehässigen Standpunkt des unversöhnlichen Calvinisten aneignete. Statt sich auf sein Fach zu beschränken, machte Wekerle nunmehr

häufige Ausfälle auf das religiöse Gebiet und wurde ein glühender Anhänger der von den Juden und Freimaurern verlangten Kirchen-Verbesserung. Als solcher war er natürlich für die Ministerpräsidentschaft schon reif, und der Calvinerpapst, der schon alles gesponnen und bereit hielt, erachtete den Augenblick für gekommen, seinen Lehensmann auf die Zinne zu setzen. Im Handumdrehen wurde der naive Szapary beseitigt und Wekerle an dessen Stelle gesetzt. „Die Pester Judenpresse", schrieb einige Zeit darauf die Kreuzzeitung, „feiert wahre Freuden-Orgien."

Und der Jubel in Israel war ganz begreiflich, denn bald sollte man erfahren, dass die große, ja beinahe die einzige Aufgabe des Cabinets Wekerle in der Wiederaufnahme des Programmes Tiszas bestand. In dieser Richtung wurde bald jeder Zweifel beseitigt, denn schon am 22. November (also fünf Tage nach erfolgter Ernennung) entwickelte der neue Ministerpräsident sein Programm vor der Kammer: Verstaatlichung der Matrikel, Reception der Juden, freie Religionsübung, obligatorische Civilehe: mit einem Worte das ganze calvinistische Programm. Die im Convent zu Komorn von Bischof Pap geschleuderte Kriegserklärung hüllte sich jetzt in minder herausfordernde Formen, wurde aber umso deutlicher vorgebracht, indem man nicht mehr direct von Angriffen auf die Kirche sprach, dafür aber Gesetzesvorlagen ankündigte, die in Wirklichkeit Werkzeuge der Verfolgung bedeuteten.

Mit gemischten Gefühlen wurde im Reichstag das Programm Wekerles aufgenommen. Der „Pester Lloyd" meinte, Wekerle hätte sich auf eine stürmische See hinausgewagt: „Zahlreiche Blitze", fügte das Blatt hinzu, „durchzucken den Himmel, und von allen Himmelsgegenden entladen sich feindliche Wetter." Nur der linke Flügel der Regierungspartei

— die Kossuth-Revolutionäre — zollten rasenden Beifall, während die gemäßigten Elemente weder ihre Verwunderung, noch ihre Unzufriedenheit verbargen. Graf Apponyi, der Führer der Nationalpartei, machte Vorbehalte und erklärte, dass ihm die Reform der Ehegesetzgebung verfrüht scheine und er für die obligatorische Civilehe nicht eintreten könne. Die liberale Majorität selber murrte dagegen, dass die „Tisza-Clique" ihr einen Feldzug aufzudrängen suche, ohne vorher ihren Rath eingeholt zu haben.

Gegenüber dieser unerwarteten Opposition war der Minister genöthigt, den Rückzug anzutreten, und da die Unzufriedenheit sich zunächst gegen die Civilehe kehrte, musste er vor allem die in dieser Richtung wachgerufenen Empfindlichkeiten besänftigen. In einer am 27. Januar abgehaltenen Versammlung erklärte er, dass die verschiedenen Programmpunkte für die Mitglieder der Majorität erst nach erfolgter Gesetzesannahme eine Verpflichtung bildeten und dass bis dahin jedem die Freiheit seiner Meinung gewahrt bleibe.

Trotz dieser großen Nachgiebigkeit blieben einige unbotmäßig: die drei einflussreichsten Abgeordneten, unter andern der ehemalige Reichstagspräsident Pechy, eifriger Protestant und Curator der evangelischen Kirche in Ungarn, zogen sich von der Partei mit der Begründung zurück, dass sie die Civilehe für schädlich oder wenigstens unzeitgemäß erachten, und dieser Standpunkt wurde von vielen andern regierungsfreundlichen Abgeordneten getheilt.

Der Widerstand im Schoße des Parlaments war nur der Rückschlag eines noch lebhaftern Widerstandes im ganzen Lande. Die griechisch nicht unierten Serben und Rumänen wiesen die Civilehe mit Entrüstung zurück, und die Lutheraner schlossen sich Herrn v. Pechy an und verwarfen gleichfalls die Kirchen-Verbesserungen, mit denen sie die calvini-

stische Coterie beglücken wollte. Und auch die Sachsen, obwohl sie mit der Regierung noch unter Szapary Frieden geschlossen hatten, wollten ihre angestammte Ehegesetzgebung behalten. Man traute dem Danaer-Geschenk nicht, in dem man die räuberische Hand des Juden witterte.

Die Katholiken hatten natürlich das meiste Interesse, den Schlag Wekerles abzuwehren, weil dieser hauptsächlich gegen ihre Kirche gerichtet war, und die Bischöfe, durch traurige Erfahrung gewitzigt, bezogen diesmal ihre Ehrenposten. Der Sturz Szaparys und der Eintritt Wekerles zeigte ihnen deutlich, dass die Stunde des Entscheidungskampfes gekommen und nicht eine Stunde länger zu verlieren sei. Der Nachfolger des unvergesslichen Cardinal Simor lud also die Bischöfe ins Primatial-Palais, um daselbst die ernsten Aufgaben des Tages zu berathen. Die Conferenz trat am 15. December, also nicht ganz vier Wochen nach den Erklärungen Wekerles, zusammen und dauerte drei Tage; das liberale Programm wurde daselbst mit Mäßigung und ohne Vorurtheil erörtert. Betreffs der Reception der Juden erhoben die Bischöfe keinen Einwand, und auch der Verstaatlichung der Civilstands-Register setzten sie keinen grundsätzlichen Widerstand entgegen; sie gaben bloß der Furcht Ausdruck, dass man aus dieser Verstaatlichung eine Waffe gegen die Kirche schmieden wolle. Hingegen wurde die Verpflichtung zur Civilehe einstimmig als Verletzung des christlichen Dogmas und Entweihung des Sacraments verworfen und erklärt, man müsse unter allen Umständen verhindern, dass dieses neue Sacrilegium in die Hallen der ungarischen Gesetzgebung eindringe.

Die Bischöfe ließen es bei diesen Kundgebungen nicht bewenden, sondern die Conferenz beschloss, eine Denkschrift an den König und eine an die Regierung zu richten, um

sie auf die Gefahr der geplanten Reformen aufmerksam zu machen und den Protestkundgebungen der Kirche ein amtliches Ansehen zu verleihen. Auch wurde beschlossen, dem Papst nochmals über die religiöse Lage in Ungarn zu berichten. Endlich verpflichteten sich die Bischöfe, zur Herbeiführung eines ernstlichen Widerstandes Hirtenbriefe zu veröffentlichen, im Magnatenhaus die Politik Wekerles zu bekämpfen und die katholischen Hilfskräfte durch Berufung eines Congresses mobil zu machen.

Nun war das Programm des Feldzuges gefunden. Zum erstenmal zeigten sich die Bischöfe alle einig und willigten ein, die Vertheidigung der katholischen Interessen in die Hand zu nehmen. Zu lange hatten einige von ihnen den Schlaf der Sorglosigkeit geschlafen und den armen Pfarrern die Sorge überlassen, den Fallstricken des Freimaurerthums gegenüber sich selbst zu erwehren. Unter dem Vorwande der Friedensliebe hatten sie es zugelassen, dass die Schafe den Wölfen ausgeliefert wurden. Die immer feindlichere Haltung der Regierung sollte ihnen die Augen öffnen. Jetzt gab es kein Einlenken mehr: die Feinde der Kirche boten ihnen den Kampf an, und wenn sie nicht feige und meineidig erscheinen wollten, so mussten sie denselben annehmen. Und nun nahmen sie ihn in dieser December-Conferenz mit einer Wärme an, die einen merkwürdigen Gegensatz zu ihrer frühern Gleichgiltigkeit bildete, indem sie sich an die Spitze der katholischen Bewegung ohne Zaudern und ohne Hintergedanken stellten. Nach Hause zurückgekehrt, beeilte sich ein jeder, seinen Hirtenbrief vorzubereiten und die Entscheidungen der Ofener Conferenz zur Kenntnis des Clerus und des Volkes zu bringen.

Das Feuer wurde von dem alten Bischof von Rosenau, Msgr. Schopper, eröffnet. In einem am 20. December er-

schienenen Hirtenbrief kritisierte der wackere Prälat die Reformen der Regierung mit einer Heftigkeit, welche den Zorn der Liberalen erregte. Da Schopper die berühmten vaticanischen Decrete vom 7. Juli und 26. September 1890 veröffentlicht hatte, so forderte die jüdische Presse den Minister auf, ihn wegen Verletzung des jus placeti zu verurtheilen, und alle Geschosse der Justiz wurden auf das Haupt dieses rebellischen Bischofs gerichtet, der es gewagt hatte, wie ein Apostel zu sprechen.

Allein diese lärmenden Drohungen verfehlten den Erfolg insoferne, als die Regierung es nicht wagte, Hand an einen Kirchenfürsten zu legen, und auch die anderen Bischöfe erließen Hirtenbriefe, die, obwohl in der Form gemäßigt, im Grunde von gleicher Entschiedenheit waren.

Die Pfarrgeistlichkeit, die schon so viel ausgestanden hatte, war glücklich, sich nunmehr von ihren Vorgesetzten so wirksam unterstützt zu sehen, und beeilte sich, diese mit freudiger Dankbarkeit aufgenommenen Lehren den Gläubigen mitzutheilen. Von allen Kanzeln erscholl der von den Bischöfen ausgestoßene Schreckensruf und fand Gehör und Widerhall. Das war ein allgemeines Erwachen, und die andersgläubigen Machthaber konnten jetzt die Wahrnehmung machen, dass es nicht so leicht sei, den Glauben eines Volkes zu ersticken, wie sie wähnten. Das Opfer fieng an, sich gegen den Schimpf zu bäumen: — zahllose Petitionen bedeckten sich mit Unterschriften. Man flehte den König an, man beschwor die Kammer, man forderte die Abgeordneten auf, sogenannte Kirchenverbesserungen abzulehnen, die es darauf absähen, den Katholicismus zu knebeln. In den Dörfern selbst und in Städten, die von der Gewaltherrschaft der Juden freigeblieben waren, sprach sich die öffentliche Meinung energisch gegen das Programm Wekerles aus.

Wenn man gewisse ersprießliche Reformen in Hinsicht auf die Civilstandsregister und selbst auf das Eherecht gewünscht hatte, so war damit noch nicht das christenfeindliche Gepräge gemeint, das Tisza diesen Reformen zu verleihen suchte. In dieser Beziehung waren katholische Magyaren, protestantische Sachsen, orthodoxe Rumänen und Serben ganz eines Sinnes.

Fünftes Capitel.

Katholischer Congress in Komorn. — Die Civilehe im Herrenhaus. — Niederlage der Regierung.

Der Plan, den die Bischöfe in der letzten Conferenz zu Ofen entworfen hatten, wurde genau ausgeführt. Im Laufe des Monats Jänner hatte Wekerle zu wiederholten Malen erklärt, dass das Ministerium nicht ein Jota von seinem Programm opfern und sich eher zurückziehen als die geringste Concession machen würde. Obwohl nun diese Drohungen an die Kammer und an die Majorität gerichtet waren, so waren sie offenbar vor allem auf den Episkopat abgesehen, der schon so oft, sei es aus Ehrgeiz oder Furcht, sei es aus Gleigiltigkeit die Waffen gestreckt hatte, dass die Regierung ihm wohl eine neue Schwäche zutrauen zu dürfen glaubte. Wekerle hatte also die Tragweite seiner Worte wohl erwogen.

Allein zu seiner nicht geringen Überraschung beharrten die Bischöfe auf ihrem Widerstand. Nicht allein erließen sie geharnischte Kirchenbriefe an die Gläubigen, sondern es wurden in den ersten Tagen des März zwei ebenso energische Denkschriften an den apostolischen König sowohl als an dessen Regierung erlassen. In diesen Denkschriften wird das Regierungsprogramm Punkt für Punkt durch-

gegangen und widerlegt, wie es die Bischöfe in einem an den Heiligen Vater um dieselbe Zeit gerichteten Schreiben anzeigen. Da wird in freimüthiger und aufrichtiger Weise Stellung genommen und die Grenzlinie zwischen den nützlichen und zulässigen Reformen einerseits und solcher Reformen, die nur Angriffswaffen gegen die Kirche bilden, andererseits gezogen. Die Kirche schlug also einen Ausgleich vor, der gewisse Misbräuche wohl beseitigt, aber dabei die Lebens-Interessen des Christenthums wahrt.

Wenn die Bischöfe die Hoffnung hegten, das Ministerium auf bessere Wege zu führen, so hat er die Ansprüche der Logen nicht richtig beurtheilt, denn wir können es nicht genug wiederholen: das Freimaurerthum wollte weder den religiösen Frieden, noch die Versöhnung der Kirche mit dem Staat. Ob die Freimaurer es gestehen oder nicht: sie verfolgen nur das eine Ziel, das ungarische Laien-Element in den Vordergrund zu stellen, damit sie Ungarn umso leichter entchristlichen. Obwohl man das in kirchlichen Kreisen genau wusste, so wollten die Bischöfe doch ihre Pflicht bis zu Ende erfüllen und in loyaler Weise den Ölzweig den Irrgläubigen reichen, die ihn zurückwiesen. Sie wollten durch ihr versöhnliches Vorgehen dem Volke beweisen, dass, wenn Ungarn mit einem religiösen Krieg überzogen würde, nur der liberale Staat die Schuld daran trage.

In gleicher Weise sprach sich auch der katholische Congress aus, der am 23. April in Komorn zusammentrat. In der That behandelte der erste Redner, der junge Graf Ladislaus Szapary, von sehr hoher Warte aus das so zeitgemäße Thema des Friedens zwischen Kirche und Staat. „Wir haben keine Lust, den Staat zu bekriegen," rief er, „wir wollen aber auch nicht, dass der Staat die Kirche

bekriege! Pax! ist der Wahlspruch des neuen Primas von Ungarn, sowie der des ganzen ungarischen Volkes. Die Regierung hat aber diese friedliche Stimmung damit beantwortet, dass sie die Fackel der Zwietracht in das Land schleuderte." Ein zweiter Congress-Redner, Dr. Sinkó, führte diesen Gedanken in noch beredtern Worten aus: „Man hat", sagte er, „eine Fahne entfaltet, auf der in riesigen Buchstaben die unheilverkündenden Worte geschrieben sind: Obligatorische Civilehe." — „Nem kell, nem kell. Wir brauchen sie nicht", riefen sofort Tausende von Stimmen.

So unangenehm diese Kundgebungen des Volkes auch für die Regierung sein mochten, so ließ sie sich von denselben durchaus nicht beirren, sondern sie that, als ob sie dieselben nicht wahrnehme; — die Reptilienpresse schwieg sich entweder über dieselben gründlich aus oder bemühte sich, deren Bedeutung abzuschwächen. Dieses Spiel ließ sich aber nicht mehr fortsetzen, als die Frage vor das Herrenhaus kam. Denn am 9. und 10. Mai 1893 fanden die ungarischen Magnaten etwas von ihrer alten Tapferkeit wieder und unternahmen einen energischen Vorstoß gegen das calvinistische Ministerium. Sie erinnerten sich, dass ihre Vorfahren, diese unbezwingbaren Magyaren, ihr Blut für die Vertheidigung ihres katholischen Erbes hochherzig vergossen hatten. Und was durch heldenmüthigste Opfer gerettet worden war, durfte jetzt nicht leichtfertig preisgegeben werden, ohne gegen eine Handvoll, kaum seit gestern magyarisierter Juden einen Schlag zu führen. In dem rednerischen Handgemenge setzte es manchen scharfen Degenhieb ab. Ein judenliberaler Abgeordneter hatte sich zu der Bemerkung verstiegen, dass die Katholiken Ungarns nicht patriotisch seien. Sofort springt ein Bischof auf und schleudert dem Verleumder die niederdonnernden Worte zu: „Wir ungarischen Katholiken lieben

unser Vaterland und brauchen keine Belehrungen über Patriotismus von denjenigen anzunehmen, die nicht wie wir eine neunhundertjährige Vergangenheit haben."[1]

Mit einer sehr heftigen Rede wurde die Verhandlung vom ungarischen Oberstthofmeister Grafen Geza Szapary eröffnet. Er warf dem Cultusminister vor, das Land unnöthigerweise durch die obligatorische Civilehe, die Tisza selber als nicht zeitgemäß bezeichnet hatte, in Unruhe versetzt und die Frage der Civilstandsregister aufgeworfen zu haben, obwohl der Minister selber zugestanden hätte, dass dieselbe nicht durchführbar sei. Zum Schlusse schlug er eine Tagesordnung vor, die einen Tadel gegen die Regierung enthielt. Nach zwei Reden von geringerer Bedeutung erhob sich der Großwardeiner Bischof Schlauch mitten unter tiefem Schweigen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, denn Schlauch war der beredteste Führer der ungarischen Bischöfe, die durch ihn gewissermaßen alle zum Worte gelangten; daher das ganz besondere Interesse, das seine Rede erweckte.

In großen Zügen beleuchtete er die von der Regierung seit zwanzig Jahren befolgte Religions-Politik. Man müsse da zwei ganz verschiedene Zeiten unterscheiden: vor und nach dem Ministerial-Erlass vom 26. Februar 1890. Bis zum Jahre 1890 hatte eine principielle Entscheidung des Obersten Gerichtshofes als Grundsatz aufgestellt, dass der § 12 des Gesetzes vom Jahre 1868 im Sinne des canonischen Rechts interpretiert werden könne, d. h. dass Kinder beiderlei Geschlechts aus gemischten Ehen katholisch getauft und eingetragen werden können. Minister Trefort habe versucht, diesem Rescript eine katholikenfeindliche Deutung zu geben, habe aber auf die Vorstellungen der Bischöfe hin dar-

[1] Wekerle ist schwäbischer Abstammung und die meisten ungarischen Juden sind eingewandert.

auf verzichtet. Der Erlass vom 26. Februar habe die Lage plötzlich verändert. Dieser Erlass gebe dem Gesetze eine imperative Deutung und schließe den vom Cassationshofe zugelassenen rein erklärenden Sinn vollständig aus. Denn danach müssten die Kinder aus gemischten Ehen nothwendigerweise der Religion der Eltern folgen: die Knaben der Religion des Vaters, die Mädchen der der Mutter. Schlauch zeigte das Ungeheuerliche dieser Auffassung, der die Bischöfe, wenn deren Haltung auch anfangs eine schwankende war, jetzt einmüthig gegenüberständen. Der unfehlbare Papst habe sein: „Wir können nicht!" gesprochen und der ungarische Episkopat sich beeilt, sich den Worten des obersten Hirten anzupassen. Alle Bischöfe seien einig, alle verwerfen sie die Gesetzentwürfe, die im Volke gar keine Wurzel hätten. Möge die Regierung aufhören, mit Worten zu spielen; was sie als nothwendig darstelle, werde von der großen Masse des Volkes durchaus nicht gewünscht. Diese Reformen seien überdies ganz gefährlich, und man möge sich wohl hüten, das gesetzgeberische Gebäude niederzureißen, in welchem Ungarn während neun Jahrhunderten ein schützendes Obdach gefunden habe. Die vom Ministerium befürworteten Grundsätze hätten den moralischen und religiösen Verfall anderer Völker herbeigeführt; Ungarn habe kein Bedürfnis, sich in denselben Abgrund zu stürzen.

Schlauchs Rede fand lebhaften Beifall und machte sichtlich einen tiefen Eindruck. Superintendent Teutsch, der Führer der siebenbürgischen Protestanten, sprach in gleichem Sinne, und Graf Nikolaus Zay erklärte, dass, obwohl Protestant, er niemals beitragen würde, durch solche Maßregeln das Gewissen der Katholiken zu bedrücken.

Cultusminister Graf Czaky, der nach Teutsch das Wort nahm, versuchte, Schlauch zu widerlegen; da er aber die

schlagenden Beweise des katholischen Vorkämpfers nicht entkräften konnte, kämpfte er in feiger Weise mit vergifteten Waffen, indem er die Briefe einiger Bischöfe zur Verlesung brachte, die seine Auslegung angenommen hatten. Das war ein schmählicher Rückzug, und mit Recht bemerkte der protestantische Graf Zay, die Regierung sei in den Kampf gezogen mit „zerschlagenem Helm, stumpfer Lanze und durchbohrtem Schilde". Trefflicher konnten die ministeriellen Waffen nicht gekennzeichnet werden.

Der 10. Mai verlief noch stürmischer als der vorhergehende Tag, und es dauerte nicht lange, bis die Geister aufeinanderplatzten. Graf Szeczen sprach gegen das Regierungsprogramm; Superintendent Zelenka erklärte, die Protestanten brauchen weder die Civilehe noch die Civilmatrikel; im übrigen vertraue er der Weisheit der Regierung. Die Sitzung schloss mit der denkwürdigen und wohl bedeutsamsten Rede des Bischofs Hornig aus Veszprim.

Baron Hornig war, bevor er zur Mitra gelangte, Sectionschef im Cultusministerium gewesen und hatte in dieser Eigenschaft mit allen Conflicten der letzten Jahre Berührung. Er erzählte den Ursprung des Februar-Erlasses, der in seinen Augen eine der gehässigsten Maßregeln sei, die die Geschichte kenne. Die Haltung Treforts wäre viel versöhnlicher gewesen, seine Erlasse hätten auch solche Wirren nicht hervorgerufen. Hornig setzte seine Kritik fort, die sich immer beredter, einschneidender, unerbittlicher für den Minister gestaltete, so dass sich Czaky unter den Schlägen eines ehemaligen Beamten krümmte und aus Rache folgende pikante Enthüllung machte: „Ich begreife," sagte der Minister in bitterem Tone, „dass Bischof Hornig den Trefort'schen Erlass vertheidigt; — er hat ihn ja selbst entworfen und festgestellt." Der Hieb saß fest. Aber der Bischof ließ sich

nicht aus der Fassung bringen. „Ja wohl," erwiderte er, „ich bin der Verfasser dieses unseligen Erlasses; wenn ich aber damals eine Dummheit begieng, so kann mich niemand zwingen, dieselbe ein zweitesmal zu begehen. Die Erfahrung hat mich über meinen Irrthum belehrt, und daher protestiere ich gegen diese Unterstellungen des Herrn Ministers." Wekerle hielt die Schlussrede, wobei er sich den herausfordernden Ton seines Collegen aneignete. Da er einsah, dass die Majorität ihm feindlich gegenüberstehe, machte er die geschmacklose Bemerkung, dass er auf die Missbilligung des Oberhauses keinen Wert lege. Dieser Ausfall sollte ihm theuer zu stehen kommen; denn er zog ihm einige gepfefferte Gegenbemerkungen zu. Die Grafen Ferd. Zichy und Ant. Szeczen belehrten ihn, dass er nicht das Recht habe, mit solcher Anmaßung über eine politische Körperschaft zu sprechen, die „durch Tausende von Banden an Ungarn gekettet sei". Wohl oder übel musste er sich mit der Erklärung entschuldigen, er habe nicht die Absicht gehabt, das Haus zu beleidigen.

Der Ausgang war vorauszusehen: Der Antrag Szapary wurde mit einer Mehrheit von 25 Stimmen angenommen und das Ministerium stellte sich dem Lande mit einem Misstrauensvotum der Magnaten vor. So fieng also die Sachlage an, bestimmtere Umrisse anzunehmen.

Sechstes Capitel.

Nach diesem ersten oppositionellen Versuch wird der Episkopat wieder still. — Encyklica Leos XIII. an das ungarische Volk.

Nach den großen Maitagen war der Boden für den katholischen Feldzug wunderbar vorbereitet. Das Volk ver-

langte nichts sehnlicher, als vorwärts geführt zu werden; ein Theil des Seelsorge-Clerus war von glühendstem Eifer beseelt; wenn also der Episkopat fest blieb, so war der Sieg sicher. Leider wussten sich nicht alle die Bischöfe auf der früheren Höhe zu erhalten. Sie hatten auf der Ofener Conferenz einen schwungvollen Anlauf genommen, und ihre Hirtenbriefe, von denen einige großartig waren, schienen für die Kirche Ungarns bessere Tage anzukündigen. Allein das waren nur trügerische Hoffnungen. Ihr apostolischer Eifer war bald erloschen und alles wieder in den alten Schlaf verfallen. Unter ähnlichen Verhältnissen hätten die deutschen Katholiken in wenigen Monaten 500 Versammlungen einberufen und 3000 Reden gehalten; eine unaufhörliche Agitation hätte das Volk in Athem gehalten und eine jener unwiderstehlichen Strömungen hervorgerufen, durch welche Ministerien gestürzt werden. Die preußischen Bischöfe hätten da berathen und am Grabe des heiligen Bonifacius gebetet, und dieser Anstoß wäre dem ganzen Lande vermittelt worden. Auf diese Weise wurde der Culturkampf des eisernen Kanzlers siegreich abgewehrt. Die preußischen Katholiken zählten zehn Millionen, die protestantischen Kräfte waren doppelt so stark. Und trotz dieser geringen Zahl gelang es dem Windthorst'schen Heere, durch seine mächtige Organisation und durch seinen Heldenmuth sich die Achtung des Gegners zu erringen.

Um wieviel leichter hätte also der Sieg im Reiche des heiligen Stephan sein müssen, wo der Monarch, das Herrenhaus und die Mehrheit des Volkes katholisch sind. Aber man wollte es mit niemand verderben und deshalb fürchtete man, zu handeln. Wenn die Gegner der Kirche stark sind, so rührt diese Stärke von der Schwäche und Verzweiflung der Katholiken her. Es machte fast den Ein-

druck, als hätten die letzteren die dreifache Verschwörung des Stillschweigens, der allgemeinen Trägheit und Plattheit organisiert. Der apostolische König — im übrigen ein ausgezeichneter Christ — der vor allem die Ruhe liebt, machte den Bischöfen begreiflich, dass er die Conflicte verabscheue, und diese, stets geneigt, sich zu decken, empfahlen dem Clerus, sich ruhig zu verhalten und alles zu vermeiden, was das Missfallen der Regierung erregen könne. Innerhalb des Clerus selber waren die Canonici und Pfarrer, die nach dem Bischofssitze strebten, sowie die Beneficiaten, die in ihren fetten Pfründen gestört zu werden fürchteten, darauf bedacht, auf gutem Fuß mit den weltlichen Behörden zu bleiben. Nichts konnte diesen erwünschter sein, als zur Vorsicht gemahnt zu werden, da sie schon ohnehin von vorneherein entschlossen waren, dem Staate zu gehorchen und es ihren Amtsbrüdern übel nahmen, wenn diese in der Einfalt ihres Herzens die Interessen der Religion höher als ihre eigenen stellten.

Diese Sachlage muss man sich vor Augen halten, um sich die tiefe Ruhe zu erklären, die den stürmischen Verhandlungen des Oberhauses vom 9. und 10. Mai folgte. Anstatt dass die Reden Schlauchs und Hornigs tausendfach in unzähligen katholischen Versammlungen vervielfältigt worden wären, wurde plötzlich alles stille in dieser ungarischen Hölle, die mit so vielen guten Vorsätzen gepflastert war. Im ganzen Sommer fanden nicht einmal zwei Versammlungen statt. Die Bischöfe suchten ihre Gewissensbisse damit zu beruhigen, dass der König dem Minister niemals gestatten werde, die Gesetzesvorlage über die obligatorische Civilehe einzubringen; solchen unseligen Täuschungen gab man sich damals hin.

Die gutgesinnten Männer waren hierüber tief betrübt,

und ein junger ungarischer Priester[1] schrieb mir anfangs August: „Was haben wir nicht alles von der letzten Conferenz zu Ofen erwartet! Wir glaubten am Horizont die Morgenröthe einer wirklichen katholischen Wiedergeburt zu erblicken. Jetzt ist dieses ganze Zauberbild leider verschwunden, und wir stecken wieder bis an den Hals im Sumpfe. Unsere Bischöfe hätten eine großartige Rolle spielen können, da sie Clerus und Volk hinter sich hatten; aber man kann nicht urplötzlich mit einer schlechten Vergangenheit brechen . . . Cardinal Haynald ist nicht der einzige, der mit den Freimaurern verbandelt war . . . Ist es unter solchen Umständen zu wundern, dass wir so weit gekommen sind, und haben die Feinde der Kirche nicht recht, alles zu wagen, da sie auf die Nachgiebigkeit eines Theiles der Bischöfe rechnen können? Woher wird uns der Erretter kommen? Ach, wenn doch ein Prophet in meinem Lande erstünde! Wenn das Flammenwort eines Gottesmannes in unsere Bischofskanzeleien dringen würde, dann würden gewiss bessere Tage für das Reich des heiligen Stephan anbrechen!“

Dieses erlösende Wort, dessen die junge Geistlichkeit harrte, wurde vom — Heiligen Stuhl gesprochen. Wenn die meisten ungarischen Bischöfe wieder eingeschlafen waren, so wachte Leo XIII. im Vatican umso besser. Der große Papst liebt Ungarn, sowie er alle christlichen Nationen liebt, deren Ruhm verdunkelt ist. Er liebt Ungarn wegen seiner wunderbaren Vergangenheit, weil er genau weiß, dass es jahrhundertelang Europa gegen die furchtbaren Einfälle des Islam geschützt hat. Er liebt Ungarn, weil es ein edles und stolzes Volk ist, welches mehr als andere

[1] Pater X..., Redacteur des Pester Katholicus Szemle.

Völker dem politischen Rationalismus zu widerstehen wusste, an dem ein Theil unseres Abendlandes zugrunde zu gehen droht. Schon im Jahre 1886 richtete er eine Encyklica an dasselbe, welche wie der erste Schlag einer Sturmglocke und ein erster Alarmruf erklang. Im December 1892 schrieb er den ungarischen Bischöfen wieder, um ihnen die religiösen Interessen ihres Landes zu empfehlen. Obgleich diese Schritte nicht gerade unfruchtbar waren, hatten sie doch nicht die gewünschten Resultate ergeben. Man erfuhr im Vatican, dass der Episkopat der fieberhaften Thätigkeit des antichristlichen Liberalismus nur einen schwachen Widerstand entgegensetze. Trotz aller Aufmerksamkeit, die sich also auf Ungarn lenkte, sah man im katholischen Lager nichts als Nacht, hörte man nichts als Stillschweigen.

Das Herz Leos XIII. war bei diesem Schauspiel lebhaft bewegt, und er beschloss, zu einem großen Schlage auszuholen. Mitten in die öde Stille des Sommers 1893 fiel plötzlich die Encyklica Constanti Hungarorum hinein. Diese Encyklica erschien aus besonderer Aufmerksamkeit am 2. September, am Jahrestage der Schlacht, in der vor 200 Jahren ein christliches Heer Ofen von dem Türkenjoch befreit hatte.

Man weiß nicht, was in diesem päpstlichen Schriftstück größere Bewunderung verdient, der mäßige und vornehme Ton oder die tiefe Kenntnis der Menschen und Dinge. In wenigen Absätzen schildert der Papst die religiöse Lage Ungarns meisterhaft, indem er dasjenige hervorhebt, was hervorgehoben werden muss, und mit zartem Takt über das hinweggeht, was lieber verschwiegen werden soll. Hiebei zeigte sich Leo XIII. nochmals als ebenso großer Diplomat, wie als ausgezeichneter Theologe. Leicht ist es durchaus nicht, dieses Labyrinth, in dem die innere Politik

des Landes mit den feinsten religiösen Fragen verquickt ist, zu erhellen. Außerdem ist der Ungar stolz auf seinen Charakter und auf seine Eigenart, und er liebt es nicht, dass fremde Einflüsse sich in Angelegenheiten, die ihm nahe gehen, geltend machen. Es handelte sich also, begründete Empfindlichkeiten zu schonen und jede verletzende Anspielung zu vermeiden. Andererseits musste der Papst, der zu einem Episkopate sprach, welcher gewohnt war, fast immer hinter dem Berge zu halten, so klar sprechen, dass es dem letzteren von nun ab unmöglich gemacht werde, sich seiner Pflicht zu entziehen. Da die Hüter des Tempels schliefen, so galt es, ihnen zu zeigen, dass das Feuer an allen Orten brenne und dass ihr Schlaf einem Verrath gleichäme. Die Encyklica Constanti Hungarorum brachte dieses Meisterwerk der Strategie zustande. Diese Bulle war zugleich entschieden und doch nicht im Tone verletzend, und während sie den Liberalen nicht den geringsten Anlass zu Angriffen bot, war sie dennoch geeignet, den Bischöfen auf einmal die Augen zu öffnen.

Vor allem betont da Leo XIII. die Größe und Unmittelbarkeit der Gefahr, welche Ungarn bedroht. Wenngleich die christlichen Einrichtungen überall den Angriffen der Ungläubigen ausgesetzt sind, so ist doch der Angriff nirgends ein so heftiger, wie in Ungarn. „Wir haben mit Schmerz vernommen, dass zu den schon früher (Encyklica von 1886) gekennzeichneten katholikenfeindlichen Gesetzen, welche die Freiheit der Kirche beeinträchtigen, noch andere der Religion nicht minder schädliche Maßregeln in der letztern Zeit hinzugekommen sind. Und um allen sophistischen Deutungen die Spitze abzubrechen und damit man sich über die Tragweite seiner Worte keinen Täuschungen hingebe, führt Leo XIII. diesen Gedanken mit besonderer Betonung

aus und fügt nach einigen Worten über die gemischten Ehen hinzu: „Der Religion unserer Väter drohen noch größere Übel. In Ungarn verhehlen die Feinde des Christenthums ihre Absichten nicht mehr: denn sie bemühen sich mit allen Mitteln, Kirche und Katholicismus auf eine immer tiefere Stufe herabzubringen."

Schärfer könnte nicht gesprochen werden, als in diesen Winken an diejenigen Bischöfe und Priester, die unter dem Vorwande, dass die Religion nicht in Frage komme, insgeheim mit der Regierung verhandelten! Ein Wink an die Schwachen, an die Feigen, an die Egoisten, die, aus „menschlicher Klugheit" verstummend, ihre Pflichten als Hüter des Tempels nicht mehr erfüllten und denen jetzt das Recht benommen war, still und thatenlos dem Kampfe des Liberalismus gegen die Kirche zuzusehen. Wenn der Papst erklärt, dass die Kirche verfolgt wird, so können die Bischöfe den Verfolgern nicht mehr die Hände reichen, während die armen Pfarrer vor die Gerichte gezerrt werden, sondern sie müssen aus ihrer strafbaren Gleichgiltigkeit heraustreten, die Fahne der Kirche aufpflanzen und die Gläubigen um sich scharen.

„Wir ermahnen Euch, meine lieben Brüder", fährt Leo XIII. mit besonderer Eindringlichkeit fort, „keine Mühe zu sparen, um eine so große Gefahr von Eurer Herde und Eurem Vaterlande abzuwenden. Handelt so, dass alle, durch Euer Beispiel und Eure Autorität ermuthigt, die Sache der Religion tapfer in die Hand nehmen."

Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser letzte Passus einen der Hauptpunkte der Encyklica bildet, mit welchem der Papst die Bischöfe besonders anfeuern wollte, da er überzeugt war, dass von ihrer Haltung der Ausgang des Kampfes abhänge. Da er Europa vorzüglich kennt, so weiß

er, dass eine wirkliche katholische Action unmöglich ist, wenn sich die Bischöfe nicht in die vorderste Reihe stellen. Wenn die belgischen Conservativen über Frère-Orban Herr werden, wenn in Deutschland das Centrum die Prüfung des Culturkampfes siegreich überstanden, wenn in den Vereinigten Staaten die katholische Kirche ein sehr großes Ansehen genießt, so ist das nur dadurch möglich geworden, dass es in allen Ländern einen Episkopat gab und gibt, welcher der religiösen Bewegung Ziel und Richtung gibt. Die ungarischen Katholiken hingegen entbehren solcher Leitung, weil ihre Bischöfe nicht sofort die Größe ihrer Pflicht erfasst haben. Und das betont Leo XIII., obwohl er voller Güte und Erbarmen die Lection in das Gewand eines Rathschlags kleidet, um nicht ihnen ihre Lauheit direct vorzuwerfen. Indem er ihnen bedeutet, was sie thun sollen, zeigt er ihnen auch an, was sie unterlassen haben. Diese Unterlassungssünde würde in Hinkunft nicht mehr begangen werden können; — sie werden zur Action in ihren verschiedenen Formen angetrieben. Leo XIII. macht einige solcher Formen namhaft: Volksversammlungen, Vereine, Zeitungen, Propaganda-Bücher, Unterricht, mit einem Worte das ganze Programm des deutschen Centrums.

Freunde und Feinde mussten gestehen, dass die Encyklica von eben so hohen Gesichtspunkten aus entworfen als mit ungewöhnlicher Geschicktheit abgefasst sei. Sie brachte das Ministerium außer Fassung, flößte der streitenden Kirche Muth ein und machte den beklagenswerten Verwirrungen ein Ende, welche die liberale Presse in der großen Menge nährte. Man hatte lange genug wiederholt, dass die geplanten Kirchengesetze nicht gegen die Glaubenslehre verstoßen, dass man die volle dogmatische Freiheit bewahre, dass die Bischöfe selber die Dinge nicht für gefährlich halten.

Leo XIII. beleuchtete die Lage von einem neuen Gesichtspunkt. Er behauptete, daß die Wekerle'schen Vorlagen den Grundsätzen der Kirche widersprechen und beauftragte den Episkopat, dieselben mit aller Energie zu bekämpfen. Die Frage war also mit vollkommener Klarheit gestellt, und das war der providentielle Zug dieser Angelegenheit, denn schon wenige Wochen nach der Veröffentlichung der Encyklica sollten die Liberalen einen großen Vorstoß führen.

Siebentes Capitel.

Der König ermächtigt den Minister, die Vorlage über die Civilehe einzubringen. — Verzweiflung der Katholiken. — Conferenz zu Ofen. — Collectivschreiben der Bischöfe.

Der Gang der Ereignisse sollte nur zu bald das befreiende Einschreiten des obersten Hirten rechtfertigen. Denn die Gefahr, welche die Kirche Ungarns bedrohte, war im Grunde eine viel nähere, als gewisse Prälaten glaubten. Zu diesem Glauben gehörte in der That der starke und blinde Optimismus des ministeriell gesinnten Clerus, welcher die Gefahr noch immer nicht sehen wollte. — „Wekerle wird im letzten Augenblick zurückweichen", sagten die einen. — „Niemals", fügten die andern hinzu, „wird der apostolische König seinen Minister ermächtigen, die Gesetzesvorlage über die obligatorische Civilehe einzubringen." — „Lasst es gut sein," so schmeichelten sich viele, „der Sturm wird bald vorüber sein." — In solche eitle Hoffnungen gewiegt, legte man ruhig die Hände in den Schoß, während die Feinde der Kirche ihre Thätigkeit verdoppelten und von allen Seiten Intriguen einfädelten. Der Tag rückte näher, an dem der Cabinetschef dem Könige seine vorhergängige Zustimmung

zum Gesetze über die Ehereform entwinden sollte. Anfangs hatte die Encyklica die Liberalen ein wenig erschreckt, weil sie die aufrichtige Frömmigkeit Franz Josefs kannten und daher die Verweigerung der so heiß ersehnten Zustimmung befürchteten. Würde dieser Fall eintreten, so war ihre ganze Minierarbeit an der Kirche vergebens und alles musste wieder von vorne angefangen werden.

Daher nahmen sie zu ihrer gewohnten Einschüchterungs-Taktik Zuflucht. Die ministeriellen Organe griffen mit unerhörter Heftigkeit die Encyclika an, die gegen die Pfarrgeistlichkeit gerichteten Verfolgungen mehrten sich und es lag etwas wie Pulvergeruch in der Luft. Anderswo hätten solche Mittel freilich die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Aber Wekerle wusste, dass er es mit schwachen Charakteren zu thun habe, und er ließ die Federn springen, die ihm schon so oft den Erfolg gebracht hatten. Er hatte mehrere Audienzen beim Kaiser, und nach denselben erfuhr man, dass die Sache der Civilehe an höchster Stelle gesichert sei.

Die Kammer war Ende September zusammengetreten. Man war auf die Haltung der Regierung neugierig, und schon in den ersten Sitzungen wurde Minister Wekerle vom Abgeordneten Polonyi betreffs der Ehe-Gesetzesvorlage angefragt.

Herr Wekerle erwiderte, er habe allen Grund, auf die vorgängige Zustimmung der Krone zu hoffen und im entgegengesetzten Falle werde er sein Amt niederlegen. Dieser Drohung gab der unglückliche Monarch nach und ermächtigte endlich im Monat November den Minister, seine berüchtigte Gesetzesvorlage einzubringen. Freilich war das ein Nachgeben mit dem Tod im Herzen. Denn einige Tage nachher wurden die Cardinäle Vaszary und Schlauch in

der Ofener Burg von der Kaiserin empfangen. Ihre Majestät frug den Fürstprimas nach seinem Befinden. Seine Eminenz erwiderte, dass er sich körperlich wohl befinde, dass aber die religiös-politische Lage ihm schwere Sorgen verursache. „Und erst dem armen Kaiser!“ rief Ihre Majestät, der auf diese Weise das Geständnis entschlüpfte, dass man dem Kaiser Franz Josef eine Unterschrift gegen sein Gewissen abgepresst hatte.

Nun war der Kampf begonnen, und die Nachricht vom liberalen Triumph verursachte unter den ungarischen Katholiken eine wahre Verzweiflung. Der Culturkampf war in ein entscheidendes Stadium getreten und zwischen Christenthum und jüdisch-calvinistischem Unglauben entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Vor allem handelte es sich darum, mit Ordnung und Consequenz zu kämpfen und jede Zersplitterung zu vermeiden. Glücklicherweise hatte Leo XIII. gesprochen und die Encyklica zur rechten Zeit erscheinen lassen. Und diese war der Kitt, welcher in einer gemeinsamen Action Adel und Bürgerstand, Bischöfe, Geistliche und Laien, mit einem Wort das ganze katholische Volk vereinigen sollte. Zu oft waren bis jetzt die Truppen getheilt und, was noch schlimmer, von ihren natürlichen Führern verlassen worden. Diesem Zustande der Anarchie machte die Encyklica ein Ende, indem sie die Bischöfe zwang, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen.

Der Papst hatte große katholische Congresse empfohlen, und eine solche Versammlung wurde sofort nach Theresiopel berufen. Eine derartige Kundgebung in diesem Augenblicke hätte jetzt der Ausgangspunkt eines energischen Feldzuges gegen die Civilehe werden können. Das fürchtete die Regierung, und der Minister des Innern, Hieronymi, beeilte

sich, den Congress zu verbieten und zwar unter dem Vorwand, dass jede Menschenanhäufung in dieser Cholerazeit eine Gefahr für die öffentliche Gesundheit bilde. Nun war das allerdings bloße Chicane, denn zu derselben Zeit fand in Szegedin ein Congress der Advocaten und in Theresiopel selber ein großer Jahrmarkt statt, der zwei Tage dauerte, ohne dass der Minister irgend welche Vorkehrungen für die Gesundheit getroffen hätte.

Hoffte der Minister, die katholische, von Leo XIII. angefachte Bewegung im Keime zu ersticken? Vielleicht war dies der Fall, da das Einschüchterungs-System seine Wirkung fast niemals verfehlte und man sich gewöhnt hatte, dass Bischöfe und Geistliche vor dem geringsten Hindernis zurückweichen; darum hatte die Regierung Ursache, zu glauben, sie würden auch diesmal zurückweichen. Glücklicherweise sollten sich die Liberalen diesmal verrechnen. Sobald der Primas erfahren hatte, dass der Kaiser seine Zustimmung zur ministeriellen Vorlage gegeben hatte, berief er seine Collegen zur gewohnten Conferenz nach Ofen. Dieselbe fand Ende November 1893 statt. Mit Ausnahme zweier kranker Bischöfe, des siebenbürgischen Bischofs Lohnhart und des griechischen Bischofs von Großwardein, Pavel, hatten alle Kirchenfürsten der Einladung Folge geleistet. Der Congress beschloss, einen gemeinsamen Hirtenbrief an das ungarische Volk zu richten, um demselben sein Verhalten in diesen schwierigen Verhältnissen vorzuzeichnen. Eine dreigliedrige Commission, bestehend aus Cardinal Schlauch, den Bischöfen Steiner und Hornig, nach der „Kreuzzeitung“ den drei unversöhnlichsten Prälaten, wurde mit der Abfassung dieses Documentes betraut. Hierauf genehmigte die Versammlung freudig den Vorschlag eines großen ungarischen Nationalcongresses und bestimmte, dass

man in Pest um die Mitte des Monates Jänner 1894 und zwar unter gleichzeitiger Anwesenheit aller Bischöfe zusammentreten werde.

Nie noch hatte der ungarische Episkopat eine solche Sprache geführt, noch jemals so viel Thatkraft und Einigkeit bekundet. Die Zeit war sichtlich eine andere geworden und die Liberalen zeigten sich über die Ergebnisse der Ofener Berathung ziemlich überrascht und niedergeschmettert. Sie suchten sich in ihrer Presse damit zu trösten, dass die angebliche Einigkeit der Bischöfe in Wirklichkeit nicht bestehe, dass es innerhalb des ungarischen Episkopats zwei getrennte Lager gebe und dass das Collectivschreiben erst unter Anbringung wichtiger Milderungen zustande gekommen sei. Nur war dieses schlaue Spiel zu durchsichtig und wurde deshalb von einer amtlichen Erklärung des (katholischen) „Magyar Allam" sofort aufgedeckt: „Wir sind", sagte das genannte Blatt, „zu der Erklärung ermächtigt, dass der Episkopat einstimmig den von der Dreier-Commission vorgelegten Entwurf genehmigt hat. Die Nachricht, dass gewisse Prälaten der Regierungspolitik nur eine scheinbare Opposition machen, ist eine niederträchtige Verleumdung, welche eine grobe Beleidigung der betreffenden Bischöfe in sich schließt. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, dass ein Kirchenfürst, welcher fähig wäre, gegen die Dogmen des katholischen Glaubens zu arbeiten, ein offener Verräther der Kirche wäre." Diese offenbar von der Ofener Conferenz veranlasste ziemlich scharfe Richtigstellung konnte den Liberalen beweisen, dass ihre Uhr um einige Monate sich verspätet habe. Auch der Erlauer Erzbischof wurde von der katholischen Strömung fortgerissen und er vermochte nicht länger seine eigenen Wege zu wandeln. „Magyar Allam" hatte recht, jede Abweichung als Verrath zu brandmarken. Wenn

auch gewisse Bischöfe schwach oder schwankend waren, so hätte doch niemand seine Kirche verrathen, und wo es sich um eine Wahl zwischen dem Heiligen Stuhl und der liberalen Regierung handelte, war es ja nur natürlich, dass sie sich um den Papst scharten.

Der im vorhinein berechnete Abfall war also diesmal nicht eingetreten. Im Gegentheil hatte die Conferenz von Ofen alle ihre Versprechungen gehalten und theilweise sogar überschritten, wie man dies nach der Rückkehr der Bischöfe in ihre Diöcesen gewahren konnte. Gewiss waren auch noch jetzt nicht alle sofort in heroische Märtyrer verwandelt, — denn die Änderung in der Gesinnung hat nicht sofort auch eine Änderung in der Thatenlust zur Folge. Menschen, denen Nachgiebigkeit zur Gewohnheit geworden, brauchen längere Zeit, um aus sich selbst herauszutreten und sich den Unannehmlichkeiten und Mühseligkeiten großer Kämpfe auszusetzen. Wenn aber auch der ungarische Episkopat nicht sofort in seiner Gesammtheit die moralische Kraft des preußischen Episkopats bekundete, so hat er doch nicht an schönen Beispielen fehlen lassen. Der Bischof von Raab, Zalka, derselbe, welcher gelegentlich der Günser Manöver eine Ansprache an den Kaiser gehalten hatte, schickte am 7. December an alle seine Pfarrer folgendes Rundschreiben: „Fordert den Abgeordneten eures Bezirkes auf, er möge gegen die Kirchenpolitik der Regierung Stellung nehmen. Machet ihm begreiflich, dass die neuen Gesetze noch viel ernstere Übelstände nach sich ziehen würden, als diejenigen sind, denen die Regierung zu entgehen sucht. Wir werden die Grundsätze der Kirche des heiligen Stephan nie preisgeben und nicht dulden, dass das protestantische Kirchenrecht einer Bevölkerung von neun Millionen Katholiken aufgenöthigt werde. Die Ehe ist ein Sacrament, die Ehe ist unauflös-

lich, und nur der Kirche steht das Recht zu, über die Ungiltigkeits-Gründe zu entscheiden, ihr allein kommt die Rechtsprechung in Ehesachen zu."

Dieser Brief ist umso bezeichnender, als der Raaber Bischof für einen sehr gewandten Prälaten gilt und seine Günser Rede nach dem Geständnisse der „Neuen Freien Presse" ein diplomatisches Meisterstück war. Hier aber spricht kein Diplomat mehr, sondern ein Apostel, welcher die Rechte der Kirche in stolzer und männlicher Sprache verkündet, und man kann nur bedauern, dass die andern Bischöfe nicht auch ein solches Circular an ihren Clerus versandten. Immerhin versuchte es aber der Episkopat, die große religiöse Strömung, die von der Encyklica hervorgerufen ward, noch zu verstärken. Ende December 1893 wurde der gemeinsame Hirtenbrief an alle Pfarrer des Königreichs abgeschickt und am 1. Januar, also wenige Tage nachher, wurde er von allen Kanzeln verlesen und erklärt.

Diese Verfügung war, wie wir oben sagten, vor allem das Werk des Cardinals Schlauch. Mit Recht gilt der Bischof von Großwardein als ein zweiter Simor. Seine Rednergabe, sein tiefes theologisches und juristisches Wissen, seine unbeugsame Kraft, seine Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl hatten ihn im Sturmschritt an die Spitze des ungarischen Episkopates gestellt. Im Oberhaus, in den Conferenzen, überall war er der unerschrockene Kämpe der Kirche. Er besitzt zugleich das Vertrauen des Papstes und des Königs, und er ist dieses doppelten Vertrauens vollkommen würdig. Er ward nun mit der Abfassung einer Denkschrift an den Kaiser und an die Regierung betraut, in welcher die Frage der Civilehe gründlich behandelt wurde. Diese Denkschrift erschien im Laufe des Monats November und überraschte durch die Klarheit, Gelehrsamkeit und logische

Schärfe, mit denen die verwickelte Frage auseinandergelegt wurde. In der Form sowohl als in der Sache ist diese Schrift weitaus der Begründung überlegen, die Szilagyi zur selben Zeit dem Gesetzentwurf betreffend die Regelung des Eherechtes beilegte. Da wir die Denkschrift des Cardinals nicht vollständig und nicht einmal im Auszug hier wiedergeben können, so beschränken wir uns auf eine Wiedergabe des Schlusses derselben, welcher vorzüglich schildert, was das Land von dem Gesetze über die Civilehe denkt. „Die öffentliche Meinung", sagt der Cardinal, „hat nicht lange mit ihrer Kundgebung gewartet. Bischöfe und Geistliche haben energisch gegen die Civilehe protestiert. Die Magnatentafel hat der Regierung ihr Misstrauen ausgesprochen und der serbische Patriarch Brancovics hat sich, im Namen der Serben, dem katholischen Episkopat angeschlossen. Die griechisch-katholischen Rumänen haben erklärt, dass das Programm der Regierung ihre Religion verletze. Der Superintendent Teutsch hat sich im Namen der sächsischen Protestanten gegen das Gesetz ausgesprochen. Endlich sind auch die evangelischen Protestanten des Banats und der Bacska, sowie mehrere evangelische Magnaten dem Beispiel von Teutsch und Brancovics gefolgt ... Alle in Ungarn lebenden Confessionen weisen schaudernd die Civilehe als eine Maßregel zurück, die ihr Gewissen verletzt, das religiöse Gefühl untergräbt und die Grundlage der Moral erschüttert."

Der gemeinsame Hirtenbrief der Bischöfe athmet die gleiche Ruhe und Selbstbeherrschung wie die Denkschrift. Da derselbe den genauesten Ausdruck der Gesinnung des ungarischen Episkopates bildet, so geben wir hier einen gedrängten Auszug aus demselben wieder.

„Angesichts der unsere Diöcesanen bedrohenden Gefahr haben wir uns an den erhabenen Reliquien unseres heiligen

Königs Stephan versammelt, um die Mittel zu deren Abwehr zu berathen. Seit langem währt schon der der Kirche aufgezwungene Kampf gegen eine Gesetzgebung, welche die Rechte der Eltern auf die Seelen ihrer Kinder verkennt. Auf unsere Klagen und berechtigten Proteste findet man keine andere Antwort, als neue Maßregeln, um die katholischen Gewissen in noch schwerere Fesseln zu schlagen. Der Reichstag plant Gesetzesvorlagen, welche das katholische Dogma untergraben, mit den Grundsätzen des Christenthums in Widerspruch stehen, allen falschen Lehren Thür und Thor öffnen, das Sacrament der Ehe zerstören, die Jurisdiction der Kirche in Ehesachen leugnen, um dieselbe ausschließlich für den Staat in Anspruch zu nehmen. Wir ungarischen Bischöfe sind mit unserer Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit gegangen; jetzt können wir, von der Nothwendigkeit gedrängt, die Rechte der Kirche zu vertheidigen, nicht weiter auf dem früheren Wege gehen. Getreu unserer Pflicht, abseits von jeder menschlichen Rücksicht lediglich den Gesetzen Gottes gehorchend und im vollen Bewusstsein unserer schweren Verantwortlichkeit, zu jedem Opfer für Eure Seelen bereit, erheben wir, unbeschadet unserer Liebe zum apostolischen König und zu unserem theuern Vaterlande, unbeschadet unserer Achtung für die weltliche Gewalt, endlich offen und laut unsere Stimme gegen die Vorlagen des Ministeriums, die unsere Glaubenslehre, die Freiheit unserer Gewissen, den Gottesdienst, ebenso wie das wohlverstandene Interesse unseres Landes gefährden.

„Wir laden Euch also durch diesen bischöflichen Ruf ein, Euch mit uns zu verbinden. Scharet Euch um Eure Bischöfe, damit wir einig seien im Glauben, und damit wir mit gleichem Eifer dasjenige vertheidigen, was unseren Herzen am theuersten ist.

„Die Gläubigen haben die Pflicht, für die Kirche zu kämpfen. Sich dieser Pflicht entziehen, wäre ein Beweis der Gleichgiltigkeit oder der Feigheit. Die größte Gefahr für die Kirche liegt in der Gleichgiltigkeit ihrer Kinder, denn diese ist es, welche die Kraft unserer Feinde bildet. Ohne Zweifel werden ‚die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen', aber der Fehler der Katholiken könnte zur Folge haben, dass ganze Völker sich von der Kirche loslösen. Lernet also, Euch des Evangeliums nicht zu schämen. Rüstet Euch für die Freiheit Eurer Religion, leget laut Zeugnis von Eurem Glauben ab, kämpfet mit Muth und Ausdauer, ohne jedoch die der weltlichen Gewalt schuldige Achtung und Mäßigung außeracht zu lassen. Protestiert mit Euren Bischöfen und Führern, leget Verwahrung ein gegen die geplanten Gesetze, damit Eure Abgeordneten Euch hören und ihre Pflicht erfüllen.

„Es ist das ein Vertheidigungs- und kein Angriffskrieg, denn wenn wir Achtung für unseren Glauben verlangen, so thun wir nichts als uns vertheidigen. Es ist uns unmöglich, nicht den Glauben unserer Väter zu bekennen, nicht unsere Anhänglichkeit an die Kirche zu betonen, an diese Kirche, die vor nahezu zehn Jahrhunderten Ungarn geschaffen hat, seine Wohlthäterin, seine Erzieherin, seine Mutter gewesen ist, die wir nicht ungestraft verleugnen können. Wir greifen die weltliche Gewalt nicht an, aber diese Gewalt findet ihre Grenze im göttlichen Recht, und wir können nicht zugeben, dass diese Grenze überschritten werde. Was gegen die Kirche unternommen wird, ist kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt. Man kann keinen Staat auf den Trümmern des christlichen Gedankens gründen.

„Die Zeit ist gekommen, wo wir sprechen müssen. Wir müssen Euch unsere Herzen erschließen und Euch ermahnen,

die Sache unſerer heiligen Religion zu vertheidigen. Thut alſo auch Euererſeits Eure Pflicht. Glaubt nicht, es ſei genug, ſeinen Glauben im Privatleben zu bekennen. Euer Glaube muſs ſich nach außen in der Erfüllung Eurer Pflichten und in der Ausübung Eurer bürgerlichen Rechte bekunden. Ahmet das Beiſpiel Eurer Vorfahren nach. Betet vor allem, daſs der Geiſt Gottes unſere Geſetzgeber erfülle und ihnen die nöthigen Gnaden — das Licht und die Kraft — in dieſen ſchweren Zeiten verleihe. Flehet den Beiſtand der heiligen Jungfrau und des heiligen Königs Stephan an, damit ſie von dieſem Königreich die Gefahren abwenden, von denen dasſelbe allerſeits bedroht wird."

Das war, wie man ſieht, ein beredtes sursum corda! Es wurde auch in ganz Ungarn gehört und das katholiſche Volk beantwortete den Ruf ſeiner Biſchöfe mit einer unbeſchreiblichen Begeiſterung, deren ſtolzeſte Kundgebung im Budapeſter Katholiken-Congreſs zum Ausdruck gelangen ſollte.

Achtes Capitel.

Großer Katholiken-Congreſs in Peſt. — Liberale Kundgebungen.

Nichts war geeigneter, den Muth wieder neu zu beleben, als ein großer National-Congreſs. Aus ſolchen Verſammlungen werden jene undefinierbaren Ströme entfeſſelt, welche die wohlthätige Wirkung ihrer elektriſchen Erſchütterungen in die Ferne tragen. Man hat auch in Deutſchland bemerkt, daſs nach jeder General-Verſammlung der Katholiken der ewig ſproſſende Baum des Chriſtenthums neue Schöſslinge anſetzt und eine neue Blüte religiöſer und ſocialer Werke entfaltet.

Es war alſo ein glücklicher Gedanke der Biſchöfe, in

der Hauptstadt selbst ein Protest-Meeting gegen die Regierungs-Vorlage zu organisieren, und es handelte sich darum, es so imposant als nur möglich zu gestalten. Eigentlich war der Zeitpunkt hiefür nicht sonderlich günstig und es gehörte einige Kühnheit dazu, die Leute mitten im Winter, im vollen Januar einzuberufen. Aber die Umstände selbst drängten zur Wahl dieses Tages; wenn der Feind den Boden des Vaterlandes überschwemmt hat, wartet man eben nicht die schöne Jahreszeit ab, um ihn zurückzuschlagen. Das Gesetz über die obligatorische Civilehe stand im Begriffe, auf die Tagesordnung der Kammer gesetzt zu werden, und da galt es, sich nicht überraschen zu lassen.

Am 16. Januar versammelten sich die Katholiken in Pest unter der hohen Führung der Bischöfe. Schon in der Ofener Conferenz war beschlossen worden, dass alle ungarischen Bischöfe sich da zu treffen hätten. Das Losungswort wurde genau eingehalten, und am Tage der Congress-Eröffnung konnte sich der Fürstprimas dem Volke mit einem förmlichen Concil als Begleitung vorstellen. Das katholische Heer war seines Generalstabs würdig. Die Regional-Comités desselben hatten ungeheure Massen nach Budapest gesendet, und am festgesetzten Tage nahmen 30 bis 40.000 Ungarn an dieser feierlichen Kundgebung statt. Budapest hatte einen Augenblick das Aussehen einer jüdischen Stadt eingebüßt und hämisch bemerkten die liberalen Blätter: „Die Straßen waren von einer ungeheuren Masse katholischer Bauern im Sonntagskleide sowie von Priestern und Magnaten gefüllt, welche die Bauern anführten."

Der 16. Januar kündete sich als ein unvergleichlicher Festtag an. In allen Kirchen Ofens, Pests, der Theresienstadt, der Leopoldstadt, der Josefsstadt und der Franzensstadt fand eine feierliche Messe vom heiligen Geiste statt.

Nachdem man den Congreſs unter den Schutz Gottes geſtellt hatte, verſammelte man ſich im großen Redoutenſaal. Das Comité unter dem Vorſitz des Grafen Nik. Mor. Eſterhazy und Ferd. Zichy hatte alles glücklich angeordnet, und ungeachtet der rieſigen Menge war nicht ein einziger Unfall zu beklagen. Der Saal war ſchon voll, bevor er noch den vierten Theil der Congreſs-Mitglieder aufgenommen hatte, und er gewährte einen großartigen, wahrhaft imponierenden Anblick. Der Präſidenten-Stuhl wurde vom Cardinal-Primas eingenommen, und um ihn herum reihten ſich die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere Prälaten, ſowie die erlauchteſten Magnaten des Königreichs: die Hunyady, die Zichy, die Almaſy, die Pejacſevics, die Eſterhazy, die Szechenyi, Szapary, kurz all diejenigen, deren Vorfahren die Größe des Landes mit ihrem Blute beſiegelt hatten. Auf den Gallerien erkannte man die edelſten Damen des Königreichs; im Mittelpunkt drängten ſich die geſchloſſenen Maſſen der Volks-Phalanx zuſammen, welche mit Ungeduld die Eröffnung der Sitzung erwarteten. Cardinal Vaszary nahm das Wort und hielt eine glänzende, feſte und doch gemäßigte Rede.

„Geehrte Mitbürger", ſagte er; „obwohl wir nicht aus dem Rahmen des conſtitutionellen Rechtes heraustreten, das jedem Bürger eines freien Staates zuſteht, ſo könnte doch dieſe erſte Verſammlung der Katholiken ganz Ungarns um das neunte Jahrhundert unſerer nationalen Exiſtenz ein gewiſſes Erſtaunen verurſachen, da wir ja in der Vergangenheit nicht nöthig hatten, unſere religiöſen Rechte und unſere Gewiſſensfreiheit zu vertheidigen. Im Jahre 1790 wurde ein Geſetz proclamiert, welches beſagte: die Proteſtanten, welches auch immer ihr Stand und Rang ſei, dürfen nicht zu Handlungen gezwungen werden, die ihren

religiösen Grundsätzen widerstreiten. Wir verlangen nicht mehr Rechte, als wir den Protestanten eingeräumt haben ... Vor einem Jahrhundert haben die Katholiken, deren Kirche damals die Oberherrschaft besaß, den Protestanten diese Freiheit zugestanden. Wir wünschen heute vom Staate dieselbe Freiheit; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Wir wünschen dieselbe und haben in der That ein Recht, nicht allein sie zu wünschen, sondern auch sie zu verlangen, da dieses Ungarland das unsrige ist, da wir auch Bürger dieses Landes sind; — sind wir doch die Nachfolger unserer Vorfahren, welche dieses Vaterland durch ihre Weisheit begründet, die es durch ihre Tapferkeit erhalten und mit ihrem Blute besiegelt haben.

„In den moralischen Kämpfen, die sich zwischen dem Christenthum und der stets wachsenden Macht des Staates abgespielt haben, hat die katholische Kirche Ungarns stets das Beispiel der größten Geduld geliefert. Bei all dieser Mäßigung darf aber nicht einen Augenblick an die kirchlichen Einrichtungen vergessen werden, denn diese dürfen niemals geopfert werden.

„Wir Katholiken, wir verstehen es vollkommen, uns den Veränderungen anzupassen, die sich um uns herum vollziehen; aber auf dem Gebiete des Glaubens und der Moral können wir uns weder dem Willen eines Menschen, noch den volksthümlichen Bewegungen, noch dem Zeitgeist beugen; denn die menschlichen Gesetze sind veränderlich und vorübergehend, während die göttlichen Wahrheiten unabänderlich sind. Wir sind bereit, alles zu opfern, was vergänglich ist; unser Vermögen, selbst unser Leben opfern wir unserm König und unserm irdischen Vaterland; aber unsere Seele kann nicht auf gleiche Weise hingegeben werden, sie ist Gottes, sie gehört dem himmlischen Vaterlande."

Ein Donner von Beifall und enthuſiaſtiſchen Eljens begleitete dieſe in ihrer Einfachheit ſo wunderbar ſchönen Worte.

Der nächſte Redner, Graf Nikol. Eſterhazy, Sohn des ehemaligen Botſchafters beim Heiligen Stuhl, erzielte nicht weniger Beifall als der Cardinal. Er ſprach von der engen Verbindung des Volkes und des Epiſkopates, von der unbedingten Unterwerfung der Katholiken unter die Lehren der Kirche. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auch nur einen ganz kurzen Auszug dieſer Rede geben oder der Rede des Pater Hoders über das Weſen der Kirche, des Biſchofs Rainer über die Pflichten der Katholiken, des Dr. Haydin über die Selbſtändigkeit der Kirche; des Herrn Otocska über die chriſtliche Ehe, des jungen Grafen Johann Zichy über Schule und Univerſitätsſtudium. Um zu ſchließen, werde ich eine Stelle aus der vortrefflichen Schlußrede des Grafen Ferd. Zichy citieren. Der Redner theilte zunächſt mit, daſs das Comité 475 Adreſſen mit mehr als 120.000 Unterſchriften ungariſcher Katholiken erhalten habe, die allen Beſchlüſſen des Congreſſes zuſtimmen. Nachdem er dann die Arbeiten des Congreſſes aufgezählt hatte, fuhr er im Tone eines Glaubensbekenners fort: „Heute fühlt ſich der Katholicismus in Ungarn bedroht, und darum ſchließen wir uns um ſo inniger an die Kirche eingedenk des Grundſatzes, daſs man den Geſetzen Gottes mehr gehorchen müſſe, als denen der Menſchen. Aber zugleich haben wir auch alle das Bewuſstſein, daſs wir unſer Vaterland lieben, daſs wir treue und loyale Unterthanen unſeres Herrſchers ſind; wir vertrauen unſerm apoſtoliſchen König, und alle ungariſchen Herzen ſchlagen ihm in der Liebe entgegen, die er ſo reichlich verdient hat . . . Ich habe nicht die geringſte Furcht weder für meinen Glauben, noch für meine Religion, noch

für die katholische Kirche. Gott hat seine Kirche für die Ewigkeit errichtet und ihr ein Unterpfand seines göttlichen Beistandes gegeben; — denn er ist immer bei uns im Sacrament des Altars. Aus dieser Verbindung schöpfen wir unsere Kraft, und der Episkopat hat nicht umsonst die Aussetzung des heil. Sacramentes an diesen kritischen Tagen anbefohlen . . . Endlich kommt Graf Zichy auf den Hauptgegenstand, die Civilehe, zu sprechen: „Wir wollen nicht", sagte er — und brausender Beifall unterbrach ihn bei jedem Satze —, „wir wollen nicht eine Ehe, die nicht in der Kirche geschlossen ist. Wir wollen dem Vaterlande diese religiöse Grundlage wahren, die zugleich die Grundlage der Freiheit ist. Wir sind voller Sorge für unsere kostbaren Schätze und wir gehen mit dem festen Entschlusse auseinander, unser Land gegen diejenigen zu vertheidigen, die ihm seinen Glauben zu rauben suchen."

Der Congress begnügte sich nicht damit, diesen beredten Kundgebungen des christlichen Glaubens Beifall zu zollen, er genehmigte auch unter unbeschreiblichem Jubel vier Resolutionen, welche die Pflichten der Katholiken in der Gegenwart zusammenfassen. Diese Resolutionen bezogen sich auf die religiöse und confessionelle Erziehung der Kinder, auf die Theilnahme der Gläubigen an den socialen und wohlthätigen Vereinen, auf die Selbstständigkeit der Kirche, auf die formelle Zurückweisung des § 12 des Art. 53 des Gesetzes vom Jahre 1868 über die Taufe von Kindern aus gemischter Ehe. Die letzte und wichtigste Resolution besagte, dass die Katholiken mit allen Kräften die Civilehe bekämpfen würden, und dass sie, wenn dieses Gesetz dennoch erlassen werden sollte, den Kampf mit allen gesetzlichen constitutionellen Mitteln fortsetzen würden.

Nach der letzten Rede ernannte der Congress einen

Ausſchuſs von hundert Edelleuten, der beauftragt wurde, alle allfällig für nöthig erachteten Vorkehrungen zu treffen. Sodann ſprach Erzbiſchof Czaszka den päpſtlichen Segen, und langſam zerſtreute ſich durch alle Ausgänge die Menge, welche die benachbarten Straßen und Plätze überſchwemmte und aus dieſer Verſammlung unvergeſsliche Erinnerungen mitnahm.

Und nun hatte ſich eine Thatſache von unleugbarer Wichtigkeit vollzogen. Das katholiſche Ungarn hatte ſich und ſeine Fahne ſtolz in Budapeſt erhoben, in dieſer Stadt, welche die Juden und Calviner zu einem Mittelpunkt des Unglaubens gemacht hatten. Dieſer denkwürdige Tag wird in den Jahrbüchern des ungariſchen Volkes einen entſcheidenden Wendepunkt bedeuten: denn der Zauber des Liberalismus war gebrochen.[1]

Der Nachhall des Congreſſes war ein ungeheurer in ganz Öſterreich-Ungarn und weit darüber hinaus. Es gab jetzt keine Unklarheiten mehr, das Volk weigerte ſich, den Neuerungen der Regierung zu folgen, denen Katholiken und Proteſtanten den gleichen Widerwillen entgegenbrachten.

„Die öffentliche Meinung", ſchrieb ein Peſter Blatt einige Tage nachher, „ſcheint ſich vollſtändig geändert zu haben. In den Städten, Marktflecken und bis in die kleinſten Dörfer hört man nichts mehr, als bittere Kritiken und Verwünſchungen über das neue Ehegeſetz." Der Frontwechſel hatte die Reihen der Majorität ſelbſt ergriffen.

[1] „Dieſer Tag", ſagte der „Temps" in der Nummer vom 18. Januar, „war ein Kriegsrath, eine allgemeine Heerſchau, und die gehaltenen Reden und gefaſsten Entſchlüſſe laſſen keinen Zweifel mehr darüber zu, daſs die katholiſchen Volksmaſſen einig ſind."

für
Ewi
Beist
Sacra
wir u
die Au
Tagen
den Hau
nicht", sa
bei jedem
in der Kir
diese religi
lage der F
kostbaren Sc
auseinander,
die ihm seine
Der Con
redten Kungeb
zollen, er gene
vier Resolutione
Gegenwart zusam
auf die religiöse u
die Theilnahme d
thätigen Vereinen,
die formelle Zurück
setzes vom Jahre 1
gemischter Ehe. Die
dass die Katholiken
kämpfen würden, un
erlassen werden sollt
constitutionellen Mitt
Nach der letzten

Locomotive zum Platzen zu bringen. Wenn man da nicht achtgibt, so werden Parlament und Nation in seiner Hand platzen. Wie lange wird dieses Unglücks-Ministerium seine Zerstörung fortsetzen?"

Wenn also eines der hervorragendsten Organe der beralen Mehrheit diesen Ton anschlug, mußte schon wirkch etwas faul im Staate sein.

In der That wurde die Lage eine sehr kritische. Von 3 liberalen Abgeordneten im Stich gelassen, vom „Hirlap" rleugnet, von dem immer wachsenden Heer der Katholen verhöhnt, wußte Wekerle keinen Ausweg mehr, und er, schon zu weit vorgewagt, weder innehalten noch ückweichen konnte, überließ er sich mehr als jemals den ischen und revolutionären Elementen, mit denen er einen östlichen Bund eingieng. Die radicale Strömung hatte jetzt des Ministeriums bemächtigt und wartete nur Augenblick ab, um dasselbe ganz fortzureißen.

Diese neue Verbrüderung zeigte sich zunächst in aller- Störungen der Ordnung. Hatten die Katholiken im e ihre Überzeugung kundgegeben, so stiegen jetzt die calen auf die Gasse, um ihrerseits mit lärmenden Demonnen die Politik des Ministeriums zu unterstützen. Die Demonstranten waren die Zöglinge der Alma mater. Jester Schulen, angefangen von der Universität, sind der Zügellosigkeit. Man kennt dieselben in ganz a wegen ihrer verdorbenen Sitten, ihres unbotmäßigen s, ihres Hanges zur Unordnung. Juden[1] und Calvihaben da die Oberhand, und die Loge dictiert da ihre

[1] Im ersten Semester des Jahres 1888 gab es z. B. an der niversität: 1491 Katholiken, 1155 Juden, 409 Calvinisten, geraner. Nun machen aber die Juden nur 5 Procent der bevölkerung aus.

„Wenn die Einigkeit der Katholiken", bemerkte der „Temps", „sich von Tag zu Tag mehr ausprägt, so ist die Stimmung auf der Linken in sichtlicher Veränderung begriffen. Wenn auch diese Meinungsverschiedenheit sich zunächst nur bei einzelnen Personen und nicht bei ganzen Gruppen äußert, die geschlossenen Reihen der Linken sind doch durch diese Bewegung unleugbar durchbrochen." Gewisse Mitglieder der Unabhängigkeitspartei, Graf Apponyi und seine Freunde von der Nationalpartei, hatten eine gewisse Zurückgezogenheit bewahrt, welche über ihre geheimen Gefühle und ihre endgiltige Haltung begründetem Zweifel Raum gab. Zu diesen Schwankungen traten noch offene Abfälle hinzu, indem 18 Liberale ihre Partei verließen und als Grund offen die Kirchengesetze angaben. Diese Abgeordneten zogen sich am Ende einer Generalversammlung der Partei von dieser zurück, nachdem in der besagten Versammlung das politische Verhalten in der religiösen Frage nochmals von den genannten Rednern der Majorität und vom Ministerpräsidenten selbst bekräftigt worden war. Eine derartige Trennung musste einen umso tiefern Eindruck machen, als es unter den 18 Secessionisten tüchtige Männer gab, vor allem Szapary, den früheren Cabinetschef, dem andere, nicht minder berühmte, folgten; und, was hier das Bedeutsamste war, protestantische Abgeordnete verließen den Club, so Geheimrath Thomas v. Pechy und Graf Albert Zay, von denen schon oben die Rede war. In dieser Verwirrung scheute sich der „Hirlap", das Organ Tiszas, nicht, die Spaltung des Clubs der ministeriellen Ungeschicklichkeit aufs Kerbholz zu schreiben. „Das Cabinet Wekerle", schrieb dieses Blatt anfangs Februar, „hat alle Federn der Verwaltung verdreht, wie ein unwissender Maschinist, der mit vollem Dampf vorwärts rast, auf die Gefahr hin, seine

Locomotive zum Platzen zu bringen. Wenn man da nicht achtgibt, ſo werden Parlament und Nation in ſeiner Hand platzen. Wie lange wird dieſes Unglücks-Miniſterium ſeine Zerſtörung fortſetzen?“

Wenn alſo eines der hervorragendſten Organe der liberalen Mehrheit dieſen Ton anſchlug, muſste ſchon wirklich etwas faul im Staate ſein.

In der That wurde die Lage eine ſehr kritiſche. Von 18 liberalen Abgeordneten im Stich gelaſſen, vom „Hirlap“ verleugnet, von dem immer wachſenden Heer der Katholiken verhöhnt, wuſste Wekerle keinen Ausweg mehr, und da er, ſchon zu weit vorgewagt, weder innehalten noch zurückweichen konnte, überließ er ſich mehr als jemals den jüdiſchen und revolutionären Elementen, mit denen er einen unlöslichen Bund eingieng. Die radicale Strömung hatte ſich jetzt des Miniſteriums bemächtigt und wartete nur den Augenblick ab, um dasſelbe ganz fortzureißen.

Dieſe neue Verbrüderung zeigte ſich zunächſt in allerhand Störungen der Ordnung. Hatten die Katholiken im Saale ihre Überzeugung kundgegeben, ſo ſtiegen jetzt die Radicalen auf die Gaſſe, um ihrerſeits mit lärmenden Demonſtrationen die Politik des Miniſteriums zu unterſtützen. Die erſten Demonſtranten waren die Zöglinge der Alma mater. Die Peſter Schulen, angefangen von der Univerſität, ſind Herde der Zügelloſigkeit. Man kennt dieſelben in ganz Europa wegen ihrer verdorbenen Sitten, ihres unbotmäßigen Geiſtes, ihres Hanges zur Unordnung. Juden[1] und Calviniſten haben da die Oberhand, und die Loge dictiert da ihre

[1] Im erſten Semeſter des Jahres 1888 gab es z. B. an der Peſter Univerſität: 1491 Katholiken, 1155 Juden, 409 Calviniſten, 324 Lutheraner. Nun machen aber die Juden nur 5 Procent der Geſammtbevölkerung aus.

Gesetze. Wenn nun diesen Studenten von der Ministerpartei eine sozusagen officielle Beschimpfung der katholischen Religion vorgeschlagen wurde, so kann man sich denken, mit welcher Begeisterung sie zugriffen. In den ersten Märztagen ergoss sich die Schuljugend, zu der sich Scharen von Zuhältern[1] gesellten, in den Straßen der Hauptstadt und stießen Eljen-Rufe zu Ehren der Civilehe aus, indem sie gegen die ultramontanen Finsterlinge donnerten. Und da das Vergnügen kein vollständiges ist, Beschimpfungen ohne eine bestimmte Adresse auszustoßen, so beschlossen diese unerschrockenen Vertheidiger der Civilehe, zu persönlichen Beleidigungen zu schreiten. Am Abende des 2. März scharten sie sich vor dem Hause des Grafen Apponyi zusammen und brüllten da ihre unsittlichen und gotteslästerischen Lieder. Der junge und glänzende Redner theilte die Anschauung der Straßenredner nicht; es war also nur recht und billig, dass die Straße ihn bestrafe! Von der Wohnung des Grafen Apponyi begaben sich die Lärmmacher zur Redaction des „Pesti Napló" und verbrannten unter wildem Geschrei ein Exemplar der Zeitung, die das Unrecht hatte, die Politik Wekerles zu bekämpfen. Die Polizei hütete sich wohl, einzuschreiten, denn es war ja die Regierung selbst, die diese Demonstration aufführen ließ. Das war so erwiesen, dass es niemanden wunderte, als die kläffende Menge sich zum Hause des liberalen Clubs begab, um dem Justizminister Szilagyi und den Kammerpräsidenden Podmaniczky Beifall zu spenden. Anderswo hätte sich ein Minister geschämt, von verwilderten Studenten und berauschten Zuhältern Ehrenbezeugungen anzunehmen; Szilagyi aber kannte keine solchen Scrupel, — er zeigte sich vielmehr sehr gerührt

[1] Diese Art von Leuten sind leider nicht allein eine Specialität Ungarns.

und geſchmeichelt und hielt eine beglückwünſchende Anſprache an das junge Ungarn. „Wir werden", rief er, „trotz der Feindſeligkeiten, denen wir ausgeſetzt ſind, tapfer für die Kirchenreformen kämpfen. Ich ſchließe mit einem Eljen auf unſern nächſten Sieg."

Dieſe Verbindung der Gaſſe und der Regierung war ein ebenſo lächerliches als betrübendes Schauſpiel.

Aber alle dieſe Späſſe ſollten nur als Vorſpiel zur großen Komödie dienen, welche die miniſteriellen Marktſchreier vorbereitet hatten. Der unbeſtreitbare Erfolg des Katholiken-Congreſſes in Peſt ließ Herrn Wekerle nicht ſchlafen, und um den Eindruck desſelben zu verwiſchen, brauchte er um jeden Preis eine lärmende Gegenpartie, eine großartige Verſammlung, etwas wie eine Mobilmachung des ungariſchen Liberalismus. Nur eine ſolche Demonſtration konnte der Kammer ihren Muth zurückgeben, und es war nicht beſonders ſchwer, eine kirchenfeindliche Schauſtellung zu veranlaſſen. Es fehlte auch nicht an Leuten, die da guten Willens waren, und da dem Miniſter Beamtenthum und Eiſenbahn zur Verfügung ſtanden, ſo konnte er dieſelben leicht in die Hauptſtadt ſchaffen.[1]

Das Programm lautete, daſs am 4. März eine große liberale Kundgebung in den Straßen von Peſt ſtattfinden werde. So geſchah es auch, und am feſtgeſetzten Tage ſtellten ſich angeblich 100.000[2] Mann zur Verfügung der Regierung. Das Heer war ein ungeheures, aber was für

[1] Die „Kreuzzeitung" meldete am 26. Januar, „daſs die Peſter Freimaurer-Logen, die faſt alle von Juden geleitet werden, in einer Conferenz beſchloſſen hätten, zu Gunſten der Kirchengeſetze zu agitieren. Die Koſten dieſes Feldzuges werden theilweiſe von der Regierung und theilweiſe von der jüdiſchen Hochfinanz aufgebracht."

[2] Dieſe Ziffer rührt von den liberalen Zeitungen her, die wir, wie ſie iſt, hier herübernehmen.

ein Heer! In allen Reihen gaben zunächst die zwölf Stämme den Ton an. Von dem eleganten jüdischen Stutzer, der sich in den Salons breit macht und im historischen Schlosse des zugrunde gerichteten Magyaren einherstolziert, bis zum schäbigen Juden, der in der Vorstadt eine Winkelschenke betreibt oder den ungarischen Bauern im Dorfe ausbeutet: alle waren sie auf ihrem Posten. Man sah sie mit ihren berühmten Nasen, ihren mehr oder minder schmutzigen Bärten, ihrem falschen und hasserfüllten Blick und der sichern Miene eines Raubthiers, das seine Beute festhält; man sah sie alle sich in unendlichen Bataillonen aufstellen und näher rücken. „Seit der Belagerung Jerusalems", bemerkte scherzhaft „Magyar Allam", „hat man nicht eine solche Menge von Krummnasen beisammengesehen!" Und neben den Juden aller Sorten schritten die unvermeidlichen Studenten. Dann kamen die slavischen und schwäbischen Abordnungen, welche „Magyar Allam" der Beerdigungs-Gesellschaft empfahl, so traurig und langweilig sahen dieselben aus. Endlich oder richtiger vor allem die vorgeschrittensten Elemente, die Revolutionäre mit ihrem „Eljen Kossuth!", diejenigen, welche die Befreiung Ungarns, d. h. die Trennung von Österreich, träumen und verlangen; ferner die Arbeiter-Abordnungen, welche die socialistischen Kerntruppen bilden, dieselben Abordnungen, die man auf allen Umsturzversammlungen erscheinen sieht, und die am 1. Mai die achtstündige Arbeitszeit und die Beraubung der Hochfinanz verlangen. Die Anhänger Kossuths und die socialistischen Arbeiter gaben dem Feste das richtige Gepräge, und „Magyar Allam" fand das richtige Wort zur Verherrlichung Kossuths und der Revolution.

Dieselben Truppen, die man am 4. März vorbeiziehen sah, würden auch in dem Leichenzug der ungari-

ſchen Monarchie figurieren, wenn das Programm Koſſuths zur Wirklichkeit werden könnte. Radicale, Socialiſten, Juden, Freimaurer, Calviniſten, man würde ſie dort alle wieder finden, mit Ausnahme vielleicht von einigen Magnaten, wie Baron Orczy, Theodor Andraſſy, Joh. Palffy, Steph, Eſterhazy, Karolyi, denen die zweifelhafte Ehre zutheil wurde, an der Spitze des liberalen Aufzuges einherzuſchreiten. Man muſste ſich fragen, wie dieſe vornehmen katholiſchen Namen ſich unter Leute verirren konnten, welche „Hoch Koſſuth, hoch die Revolution!“ riefen. Hätte man aber in der Seele gewiſſer Juden leſen können, im Augenblick, als ſie vor dieſen edlen Herren einhermarſchierten, und hätte man alsdann das Hypotheken-Grundbuch zurathe gezogen, ſo wäre vielleicht der Schlüſſel zu einem ſolchen Räthſel bald gefunden worden. Ein Theil der adeligen Güter gehört unglücklicherweiſe den Juden, und ſo erklärt ſich, warum man am 4. März Magnaten Arm in Arm mit denen einherſchreiten ſah, welche die ſtolzen Ahnen derſelben kaum hätten anſehen wollen. Gewiſs haben ſie nicht einen ſolchen ſchmerzlichen Verfall vorhergeſehen, die Tapfern, die ihr Blut bei Varna, bei Mohacs, bei St. Gotthard vergoſſen, um das Königreich des heiligen Stephan vom mohammedaniſchen Joch zu befreien![1]

[1] Die Juden, die kaum 5 Procent der Geſammtbevölkerung Ungarns bilden, beſitzen wenigſtens die Hälfte des ungariſchen Bodens. Von 3192 ſtatiſtiſch nachgewieſenen Großgrundbeſitzern ſind 1081 Juden. Der ungariſche Staat beſitzt ungeheure Güter, die er an Private verpachtet, $^{67}/_{100}$ dieſer Pächter ſind Juden. Auch die kleinen Grundſtücke gehören meiſt, unter einer oder andern Form, den Juden. Die Hochfinanz, der Handel und die Induſtrie, und natürlich die Preſſe, ſind in den Händen der Juden. Ungarn iſt das gelobte Land Iſraels. In wenigen Jahren hat ſich die Anzahl der Juden mehr als verdreifacht. In der Erlauer Diöceſe haben

Neuntes Capitel.

Vorlage über die Civilehe vor den beiden Kammern. — Ablehnung durch die Magnatentafel. — Vorläufiger Rücktritt Wekerles.

Nun hatte die Schaustellung vom 4. März ihren psychologischen Höhepunkt erreicht. Im Abgeordnetenhause hatte die Verhandlung der Vorlage am 19. Februar begonnen; und die große liberale Kundgebung hatte die Aufgabe, einen doppelten Druck auf das Parlament auszuüben. Es handelte sich einerseits darum, die Gemäßigten fortzureißen, indem man ihnen „ganz Ungarn" zeigte, wie es die Civilehe verlangt, andererseits galt es, die äußerste Linke durch eine begeisterte Verherrlichung Kossuths an sich zu fesseln. Der Aufzug vom 4. März, bei welchem die Rufe: „Hoch Kossuth!" mit den Rufen: „Hoch Wekerle!" angenehm abwechselten, brachte diese gewünschte Vereinigung zustande. Was nützte die glänzende Beredsamkeit, mit welcher die Gegner der obligatorischen Civilehe ihren Standpunkt vertheidigten, wenn man im vorhinein des Sieges der Regierung in der Kammer gewiss war. Die Radicalen, die Österreich und die Dynastie offen angriffen, liehen dem Ministerium ihren zweifelhaftesten Beistand, und von den Gemäßigten traten die meisten, weil von Juden abhängig, in die buntscheckige Allianz, deren einziger Kitt eben die Civilehe war.

Die Berathung währte mehrere Wochen und wurde

sich die Juden von 1842—1888 im Verhältnis von 100 : 147 vermehrt; aus allen Richtungen der Windrose kommen sie einhergezogen. Mit ihrer Zahl ist ihre Macht und ihre Anmaßung gestiegen. Ein Erlass des Ministers Czaky verbietet sogar, sie bei ihrem richtigen Namen zu nennen: sie müssen Israeliten genannt werden.

durch den inzwischen eingetretenen Tod Kossuths unterbrochen. Wir werden die Reden für und gegen das Gesetz nicht zergliedern; — es wäre das eine zu lange und unnütze Arbeit, denn Neues wurde nicht mehr vorgebracht. Zwei Ministerreden jedoch wollen wir hervorheben: die des Grafen Szapary und des Grafen Apponyi. Die Rede des letzteren war unstreitig eine der schönsten und wichtigsten, die in Ungarn seit zwanzig Jahren gehört worden waren. Der junge Abgeordnete hatte mehr als drei Stunden gesprochen, und obwohl er schon früher glänzende Proben seiner Beredsamkeit geliefert hatte, so hatte er doch noch niemals eine solche Summe glänzender Fähigkeiten entwickelt, als bei diesem Anlass. Man kennt die bestrickende Erscheinung dieses „Jesuitenzöglings". Jung, schön, elegant, geschmeidig, besitzt er eine bezaubernde Stimme und führt eine reiche, weiche und bilderreiche Sprache, wie sie die Ungarn lieben. Seine Popularität war eine ungeheure bis zum Tage, an dem die Hefe der Pester Bevölkerung von den Juden und Freimaurern gegen ihn ins Treffen geführt wurde. Glücklicherweise ist der „schwarze Graf" nicht allein mit glänzenden Gaben, sondern auch mit großem Bürgermuth ausgestattet. Er ließ sich von der Pöbelhetze nicht ins Bockshorn jagen, und allen Drohungen der Gasse setzte er eine glänzende Beredsamkeit entgegen, mit welcher er seine politischen Gegner in Schach hielt.

Wie man sich denken kann, hat Albert Apponyi die Gefahren und die Nachtheile der obligatorischen Civilehe in trefflicher Weise geschildert und das vom Ministerium vorgeschlagene Gesetz lebhaft verurtheilt. Nicht, dass er im Princip der Civilehe feindlich gegenüberstände, lediglich der obligatorische Charakter derselben sei verwerflich. Schließlich beantragt er eine Verbesserung folgenden Inhalts: „Die Ehe

wird in einer der anerkannten Kirchen vollzogen, und die gemischte Ehe kann beliebig nach dem Ritus des Mannes oder der Frau vollzogen werden. Weigern sich die Kirchen aus welchem Grunde immer, die Trauung vorzunehmen, so können die Gatten vom Standesbeamten getraut werden, und das gleiche gilt von den Brautleuten, die zu keiner staatlich anerkannten Confession gehören." Mit andern Worten, Apponyi befürwortete die Civilehe nach österreichischem Muster, die unter dem Namen der Noth-Civilehe bekannt ist.

Auf den Gallerien ertönte ein solch dröhnender Beifall, dass der erzürnte Präsident mit der Räumung drohte. Um sich dafür zu rächen, empfiengen die vom Ministerium aufgestachelten studentischen Schreier den Grafen Apponyi mit Pfuirufen, als dieser sich nach Hause begab. Es gibt Beschimpfungen, welche denjenigen zur Ehre gereichen, welche ihnen zum Opfer fallen, ebenso wie es Beifallsbezeugungen gibt, die diejenigen schänden, denen sie gelten. Unstreitig hat Apponyi bei diesen Debatten ungemein viel gewonnen; denn entweder wird Ungarn in Blut und Koth ersticken, oder dieser junge Führer wird einer der künftigen Minister werden.

Graf Jul. Szapary aber begnügte sich nicht damit, die obligatorische Civilehe anzugreifen; er warf der gesammten Religionspolitik der Regierung den Handschuh hin und seine unerbittliche Logik reizte Ministerium und Majorität in schrecklicher Weise. Es war ihnen peinlich, sich so bittere Wahrheiten von demjenigen sagen lassen zu müssen, der noch vor kurzem zu ihren Verbündeten zählte. Ihre Wuth war deshalb auch eine außerordentliche und sie unterbrachen ihn jedesmal mit wildem Geschrei. Aber der Exminister bewahrte seine volle Ruhe, gleich einem Thier-

bändiger in einem Tigerkäfig und die Peitschenhiebe knatterten nur so um die Köpfe der Minister, dass es eine Freude war. Auch Szapary erklärte sich für eine gewisse Form der facultativen Civilehe. Aber jede Beredsamkeit war verloren.

Interessant ist es, dass die Gegner der Ehereform einen unerwarteten Bundesgenossen auf einer Seite fanden, wo sie es am allerwenigsten erwartet hatten. Am 21. März hielt Dr. Heinr. Dernburg, Professor an der Berliner Universität und einer der größten Rechtsgelehrten Deutschlands, in einer gelehrten Gesellschaft zu Wien einen Vortrag, in welchem er rückhaltslos über die Civilehe den Stab brach. Nach einer Schutzrede auf die christliche Ehe trug der Protestant Dernburg kein Bedenken, folgende ernste Worte hinzuzufügen: „Wenn die Evolution des modernen Gedankens einen größeren Einfluss des Staates auf die Ehebündnisse nothwendig gemacht hat, so folgt daraus durchaus nicht, dass die Civilehe unentbehrlich sei. Es genügt, dass die kirchlichen Organe der Behörde die betreffenden Register zur Verfügung stellen . . . Man hat die obligatorische Civilehe im Namen der Gewissensfreiheit verlangt; aber vom Standpunkt dieser Freiheit gelangt man höchstens zur facultativen Civilehe, während die obligatorische viel eher einen Eingriff in diese Freiheit darstellt. Nehmen wir an, dass nach der Civiltrauung der Gatte trotz der übernommenen Verpflichtung in die Kirche zu gehen sich weigert: was wird da geschehen? In den Augen des Staates ist die Ehe vollkommen giltig und der Mann kann die Frau zwingen, mit ihm zu leben. Ist das nicht eine wirkliche Verletzung der Gewissensfreiheit?“ Der Berliner Professor (nebenbei auch Mitglied des preußischen Herrenhauses) entwickelte diese These mit großer Schärfe

und um zu zeigen, dass es sich nicht um eine flüchtige Redensart, sondern um eine wohldurchdachte Überzeugung handelt, veröffentlichte er seinen Vortrag in Form einer Broschüre.

Dieser Vortrag, welcher das ganze Gebäude sophistischer Beweisführung der Budapester Minister und ihrer Majorität über den Haufen warf, verfehlte nicht, den hellen Zorn dieser Kreise zu erregen. Zuerst suchte man, diesen Vortrag todt zu schweigen. Da aber dieses Mittel auf die Dauer nicht verfangen wollte, nahm man zu den bekannten Waffen der jüdischen Presse seine Zuflucht, nämlich zur Verleumdung; denn es ist eben leichter, einen Gegner zu beschimpfen, als ihn zu widerlegen. Die ungarischen Liberalen versuchten es nicht einmal, die Gedanken Dernburgs zu erörtern; denn hier konnte man eben nicht von ultramontaner Unduldsamkeit sprechen, wenn Protestanten, wie Professor Dernburg und Baron Haas, die obligatorische Civilehe verwerfen und wenn große protestantische Länder, wie England und Amerika, diese angebliche Errungenschaft der Civilisation nicht wollen. Augenscheinlich handelte es sich um einen sectiererischen Eigensinn, der nichts mit den wirklichen Bedürfnissen des Landes noch mit der Gewissensfreiheit zu thun hatte, und dieser hartnäckige Standpunkt trat um so klarer zutage, als ja die conservative Majorität einem Gesetze über die facultative Civilehe ihre Zustimmung zu geben bereit war. In diesem Sinne hatten ja Szapary und Apponyi gesprochen.

Aber die Regierung wollte von einem derartigen Compromiss nichts wissen, und nach der am 9. April erfolgten Wiederaufnahme der Debatte erklärten die Minister und ihre Trabanten nochmals unter dem Beifall der Kammer, dass die Vorlage ohne jede Änderung durchgebracht werden

müsse. Sint ut sunt! Sie wollten alles haben. Nun war jeder Widerstand vergeblich, und anstatt aufzuhalten, waren es nunmehr die Gegner des neuen Gesetzes selbst, die die Debatten beschleunigten, da sie ihre Hoffnung nur noch auf das Oberhaus setzten. Die Artikel der Vorlage wurden also mit Dampf durchgepeitscht und das Gesetz in Bausch und Bogen mit der ungeheuren Majorität von 175 Stimmen beschlossen.

Die Liberalen geberdeten sich in ihrer Siegesfreude sehr stolz und meinten, es wäre ein großes Wagestück seitens der Magnaten, wenn sie dem Willen des Volkes Widerstand leisten wollten. Auch glaubten sie nicht an das ernstliche eines solchen Widerstandes. Noch am 12. November 1893 hatte die „Frankfurter Zeitung", das getreue Echo der jüdischen Hoffnungen in Ungarn, geschrieben: „Der Mann, welcher der Hofburg die Unterschrift für die obligatorische Civilehe entrissen hat, wird auch gegen das Herrenhaus rechtbehalten." Nun, Wekerle that seinerseits alles, um dieses Urtheil zu rechtfertigen und schreckte vor keinem Hochdruck und vor keiner Drohung zurück. Einen Augenblick schien es sogar, als würde er im Sturmschritt die gegnerischen Positionen nehmen. Die Commission der Magnatentafel zeigte sich der Regierung günstig. Andererseits aber behaupteten Kenner der Lage, dass der Standpunkt der Commission nicht der der Majorität sei und dass die Magnaten der Tradition treu bleiben würden.

Die Verhandlung wurde am 7. Mai mit ungewöhnlicher Feierlichkeit und unter unbeschreiblicher Erregung eröffnet. Seit zehn Jahren hatte man nicht so viele Magnaten versammelt gesehen. Der Episkopat war vollzählig erschienen. Sogar der seit Monaten leidende siebenbürgische Bischof Lönhart hatte trotz seiner Krankheit die Reise nach Pest

gemacht und ließ sich in den Sitzungssaal tragen. Die zehn großen Würdenträger des Hofes fanden sich auf ihrem Ehrenposten ein, was den Zorn der Liberalen erregte. Während der zehn Tage, welche die Debatte dauerte, faßten Freunde und Feinde des Gesetzes ein letztesmal ihre Gründe zusammen. Cardinal-Primas Vaszary nahm zweimal das Wort und Cardinal Schlauch hielt eine ausgezeichnete Rede, ein wahres Meisterwerk gesunden Menschenverstandes und feiner Dialectik, und diesen beiden katholischen Kirchenfürsten schlossen sich die zwei schismatischen Bischöfe, der rumänische Metropolit Miron Roman und der serbische Patriarch Georg Brancovics, an, während der protestantische Superintendent Zelenka zu Gunsten des Gesetzes sprach.[1] Aber der Autorität dieses sonderbaren Hüters des reinen Evangeliums stand diejenige des Grafen Zay gegenüber, der sich lebhaft gegen das Gesetz erhob und behauptete, daſs Zelenka keineswegs die überwiegende Ansicht der ungarischen Protestanten ausdrücke.

Der Ausgang des oratorischen Kampfspieles war vom ersten Tage an vorherzusehen, denn eine genaue Ausrechnung hatte eine Majorität von 25—31 Stimmen zu Ungunsten des Gesetzes ergeben. Am 10. Mai wurde zur Abstimmung geschritten und ganz gemäß obiger Berechnung wurde das Ministerium mit 139 gegen 118 Stimmen geschlagen. Das christliche Princip hatte, wenigstens einen Augenblick lang, ungeachtet des ministeriellen Hochdrucks und trotz des Messers triumphiert, das die Juden an die Kehle vieler Magnaten gesetzt hatten. Da die Liberalen dieses Ergebnis geahnt hatten, so beeilten sie sich, den Pöbel um den Senatorenpalast zu versammeln, damit derselbe gegen die

[1] Einige Monate zuvor hatte (sieh oben) Zelenka behauptet, die Protestanten hätten nicht das geringste Bedürfnis nach der Civilehe.

„Schwarzen" demonstriere. Jüdische Banden, bartlose Studenten und socialistische Arbeiter beschimpften die Bischöfe beim Verlassen des Hauses, um die Minister für ihre momentane Schlappe zu trösten. Für die Liberalen bilden diese Pöbelhaufen die öffentliche Meinung Ungarns: und das ist ein bescheidener Standpunkt.

Die Abstimmung der Magnatentafel gestaltete die Lage für den Cabinetschef ungemein heikel. Einerseits wurde er von der Loge und der Revolutionspartei, auf die sich seine Politik stützte, vorwärts gedrängt, selbst auf die Gefahr hin, alles zu verlieren, andererseits riethen ihm Klugheit und die der Krone schuldige Achtung, Wasser in den Wein zu thun. Wekerle konnte nun entweder unter Zurückziehung der Vorlage die Reform auf einen späteren Zeitpunkt verschieben, oder den Feldzug unter Einreichung seines Rücktritts fortsetzen. Zu letzterem Ausweg nahm er seine Zuflucht, entschlossen, sowohl dem Monarchen als den Magnaten Gewalt anzuthun.

Eilf Tage nach Verwerfung des Gesetzes im Oberhause sprach sich das Unterhaus abermals zu Gunsten desselben mit 271 gegen 105 Stimmen aus, worauf eine an die Magnatentafel gerichtete Botschaft diese in die Lage setzte, das Gesetz zu beschließen.

Um sich den Erfolg zu sichern, erbat sich Wekerle die königliche Ermächtigung, eine Reihe ihm ergebener Magnaten zu ernennen. Er erinnerte sich an Koloman Tisza und beschloss, dessen Beispiel nachzuahmen. Er hatte zahlreiche Audienzen bei Hofe. Die liberale Presse Wiens und Pests gab deutliche Winke, dass der Monarch nachgeben müsse.

Aber vielleicht war das Drängen Wekerles in diesem Falle wenig respectvoll; — sei dem, wie ihm wolle, Franz Josef gab nicht nach, und am 1. Juni gab das Cabinet,

seine Taktik ändernd, seine Entlassung, die auch sofort angenommen wurde.

Diese Lösung wäre eine prächtige geworden, wenn der König, seinen ganzen Muth zusammenraffend, die nöthige Thatkraft gefunden hätte, um ein Geschäftsministerium zu ernennen und die neuen Wahlen vorzubereiten. Unglücklicherweise blieb man, wie immer, auf halbem Wege stehen. Der Banus von Kroatien, Graf Khuen-Hedervary, wurde mit der Bildung des Ministeriums beauftragt, der aber diesen Auftrag nur unter der Bedingung annehmen zu können erklärte, dass er die Unterstützung von der liberalen Majorität finde und zur Durchführung des ganzen religiös-politischen Programms Wekerles ermächtigt würde. Das heißt, alles sollte beim alten bleiben. Die Liberalen, die den König demüthigen wollten, wiesen das Ministerium Khuen zurück und ihre Zeitungen wiederholten in allen Tonarten das Lied: „Wir brauchen Wekerle!" Zum großen Erstaunen der Katholiken berief der König Wekerle wieder und vertraute ihm die Aufgabe an, das Cabinet neu zu bilden. Dieser Sieg war ein zu großer, um nicht die „Tisza-Clique" zu ermuthigen, ihre Ansprüche zu steigern. Franz Josef, der sich in alles fügte, hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen den Justizminister Szylagyi und erklärte, ihn um keinen Preis wieder nehmen zu wollen. Umso dringender aber wollten ihn die Juden haben. Der Kampf war ein hartnäckiger und dauerte mehrere Tage. Man behauptete sogar, dass Wekerle geneigt war, seinen alten Collegen der bestimmten Weigerung des Königs zu opfern. Aber je mehr sich der König wehrte, desto mehr erwärmten sich die Freimaurer für Szylagyi. Das Duell war ein interessantes; niemand wollte glauben, dass das Staatsoberhaupt den kürzeren ziehen werde. Aber man darf nicht vergessen,

dass Österreich das Land der Unwahrscheinlichkeiten ist. Man hat dem deutschen Kaiser nachgesagt, dass er von dem Verse Juvenals: Sic volo sic jubeo! einen zu häufigen Gebrauch mache. Sein Wiener Verbündeter verdient leider den entgegengesetzten Vorwurf: Se. Apostolische Majestät weiß nicht zu wollen. Am 10. Juni war das neue Cabinet unter dem Vorsitze Wekerles officiell gebildet und der Calviner Szylagyi behielt das Portefeuille der Justiz. Nur Czaky, Bethlen und Ludwig Tisza wurden fallen gelassen; die andern verblieben alle in ihren Stellungen. Am 12. Juni wurde das Ministerium beeidigt und der Kaiser kehrte nach Wien zurück, gewiss ohne besonderen Grund, zufrieden zu sein.

Als sich Wekerle wieder dem Abgeordnetenhause und der Magnatentafel vorstellte, theilte er mit, dass die Krone mit ihm die Nothwendigkeit der obligatorischen Civilehe anerkenne. Nach einem Widerstande von nur mehreren Tagen gab Franz Josef in allen Punkten nach, sowohl in Betreff der Belassung Szylagyis als des neuen Pairsschubs, sowie des Hochdrucks auf die hohen Würdenträger des Hofes, und die jüdischen Zeitungen verkündeten, dass die Magnaten die Vorlage über die Civilehe mit einigen unwesentlichen Änderungen beschließen würden. Und in der That, es wäre ein gar zu schönes Schauspiel gewesen, ein Oberhaus zu besitzen, das königlicher gewesen wäre, als der König, das die den Händen Sr. Apostolischen Majestät entwundene Stephanskrone gegen den König selbst vertheidigt hätte!

IV.

Die Juden und das erste Jahr des Culturkampfes.

Am 21. Juni 1894 nahm das ungarische Herrenhaus mit der schwachen Majorität von vier Stimmen die Gesetzesvorlage über die obligatorische Civilehe an. Nachdem die Magnaten jahrelang widerstanden und noch einen Monat zuvor dieselbe Vorlage abgelehnt hatten, gaben dieselben, von allen Seiten bedrängt und gewissermaßen vom Wiener Hofe selber preisgegeben, dem Drucke des anticlericalen Radicalismus nach und bohrten dermaßen das erste Loch in die katholische Gesetzgebung ihres Landes. Der bis dahin verborgene und begrenzte Culturkampf war in eine neue Erscheinung getreten, und das jüdisch-calvinistische Freimaurerthum konnte nunmehr, unter dem Beistand der Gesetze, eine schon auf dem Verordnungswege begonnene religiöse Verfolgung weiterführen. Das Marianische Königreich, seinen hundertjährigen Traditionen untreu geworden, war nun den ärgsten Feinden des Christenthums preisgegeben.

Im Frühjahr 1895 entblödete sich die Pester Regierung, wohl durch ihre Erfolge verblendet und ermuthigt, nicht, den Vertreter des Papstes gelegentlich der Rundreise desselben durch Ungarn, in amtlicher Form zu beleidigen.

Der calvinistische Ministerpräsident Banffy erklärte in öffentlicher Sitzung und zwar in Ausdrücken, an denen man vergeblich die Formen diplomatischer Höflichkeit suchen würde, der Nuntius habe im Lande des heiligen Stephan nichts zu suchen.

Also in weniger als einem Jahre waren die magyarischen Sectierer schon so weit gekommen, dass sie eine solche Kühnheit wagten, selbst auf die Gefahr, einen vielleicht unheilbaren Conflict zwischen Sr. Apostolischen Majestät und dem Heiligen Stuhle heraufzubeschwören!

Das amtliche Ungarn war also schon mit vollen Segeln in das antirömische Fahrwasser ebenso wie ehedem Fürst Bismarck gesteuert, und die religiös-politische Krise war in Pest auf dem Höhepunkt angelangt. Es verlohnt sich nun wohl der Mühe, einen Rückblick einerseits auf das zu werfen, was die Regierung seit einem Jahr unternommen hatte, um die Kirche zu zerschmettern, andererseits auf das, was die Katholiken versucht haben, um einen ernsten Widerstand zu organisieren. Diese erste Seite der Geschichte des ungarischen Culturkampfes ist von hohem Interesse und enthält wertvolle Lehren, über die man nicht genug nachdenken kann.

Erstes Capitel.

Die Katholiken organisieren den Kampf. — Schwäche gewisser Bischöfe.

Die Abstimmung der Magnatentafel über die Civilehe veranlasste eine schmerzliche Überraschung unter den Katholiken Ungarns, die auf eine solche, übrigens durch nichts gerechtfertigte Schwenkung nicht gefasst waren! Am Vorabend der Debatten des Herrenhauses zählte man noch auf

eine Majorität von wenigstens 30 Stimmen. Der Episkopat hatte bis ans Ende seine entschiedene Haltung bewahrt, und alle Bischöfe, die katholischen sowohl als die orthodoxen, hatten ihre Ehrenposten eingenommen, bereit, die christliche Ehe gegen die Nachstellungen des Judenliberalismus zu vertheidigen. Was war also zwischen der einen Abstimmung und der anderen geschehen? Wie ist dieser betrübende Widerruf der ungarischen Magnaten zu erklären? Zu diesem Geheimnis wird von der „Allgemeinen Zeitung" der richtige Schlüssel geliefert: „Das Cabinet Wekerle", heißt es in der Nummer vom 22. Juni 1894, „darf sich rühmen, den Einfluss des Hofes für sich gehabt zu haben" — und so sonderbar dies scheinen mag, so ist doch die Behauptung des großen liberalen Organs richtig. „Der Monarch", sagte die „Neue Freie Presse", „bleibt vollkommen neutral" — und diese schöpfte ihre Nachrichten aus guter Quelle. Nicht allein blieben die 21 Erzherzoge im entscheidenden Augenblicke des Kampfes von Pest ferne, sondern von den hohen Hofwürdenträgern waren nur zwei in den Sitzungen zugegen, die sich an der Abstimmung betheiligten. Diesen Stimm-Enthaltungen sind noch einige beklagenswerte Überläufe hinzuzurechnen, deren genauen Preis die reichen jüdischen Finanzmänner gewiss wissen werden. Infolge dieser Schwächen und Treubrüche trug Wekerle seinen ersten großen Sieg über die katholische Kirche davon und bereitete die vollständige Verweltlichung Ungarns vor.

Dieser Sieg, welchen die liberale Presse Österreich-Ungarns mit wahnsinniger Begeisterung aufnahm, bildete nur den ersten Abschnitt des maurerischen Culturkampfes, darüber konnte kein Zweifel mehr obwalten. Das wussten die Katholiken, und so erklärten ihre Führer, man werde den Widerstand fortsetzen, selbst wenn der Monarch das

Gesetz sanctionieren sollte, und sie beschäftigten sich nun mit den Vorbereitungen zum Kampfe.

Der „Magyar Allam", das wackere ultramontane Pester Blatt, war der Mittelpunkt dieser Action, und seine zündenden Artikel hielten Volk und Geistlichkeit in Athem. Auch war begründete Hoffnung vorhanden, dass der Feldzug gegen die kirchenfeindlichen Gesetze ein wirksamer sein werde. Durch seine diplomatische Geschicklichkeit sowohl als durch seine Thatkraft war es Leo XIII. gelungen, den bindenden Kitt zwischen den Bischöfen herzustellen, und zu wiederholtenmalen hatte man sie gegen die obligatorische Civilehe wie ein Mann stimmen sehen. Man glaubte also, dass sie die Bemühungen der katholischen Geistlichkeit und Presse unterstützen und ihrem Programm treu bleiben würden. Man wiegte sich in dieser Täuschung, als plötzlich eine neue Überraschung Verwirrung in die Reihen der katholischen, in der Organisierung begriffenen Armee brachte. Anfangs September richtete der Cardinal-Fürstprimas Vaszary an die Geistlichkeit eine Ansprache, in welcher er ihr befahl, zu Kreuze zu kriechen. Diese Anrede war offenbar gegen die muthigen Kämpfer unter den Laien und Geistlichen gemünzt, wenigstens erklärten die Liberalen die bischöflichen Worte auf diese Art, und sie beeilten sich, dem erlauchten Kirchenfürsten eine Huldigung zu bereiten. Der Bürgermeister von Gran begab sich ins Primatialpalais mit einer freimaurerischen Abordnung und beglückwünschte den Cardinal zu seiner Loyalität und Klugheit. Der Erzbischof hatte weder diese übermäßige Ehre noch diese Unehre verdient, und er war am meisten über den Missbrauch überrascht, den man mit seinen Worten trieb. Er hatte eben nur den Bitten des Wiener Hofes nachgegeben, als er seinem Clerus Mäßigung em-

pfahl. — Cardinal Vaszary glaubte durchaus nicht, die Sache der christlichen Ehe zu verrathen, wenn er den Wünschen des apostolischen Königs entgegenkam. Er hoffte, dass dieser infolgedessen das Gesetz nicht sanctionieren werde, das eine unbedeutende Majorität am 21. Juni votiert hatte. Das war vielleicht ein taktischer Fehler, aber ein solcher, der edle Gefühle verräth und dem Cardinal durchaus zur Ehre gereicht. Und diesen Fehler zögerte er auch nicht, mit der ganzen Tapferkeit einer apostolischen Seele gut zu machen.

Das Vorgehen eines anderen Prälaten — und leider ein solches, das weniger zu entschuldigen ist — sollte um diese Zeit das Herz der Gläubigen betrüben und einen Augenblick ihre politische Thätigkeit hemmen. In der Delegationssitzung vom 19. September entblödete sich der Erlauer Erzbischof Samassa nicht, die Frage des Conclaves im Schoße der Delegationen aufzuwerfen. Nun braucht es wohl kaum hervorgehoben zu werden, wie unpassend es für einen Bischof ist, vom Conclave in einer politischen Versammlung zu sprechen, noch dazu bei Lebzeiten des Papstes. Es ist dies eine Ungeschicklichkeit, die an die schlecht erzogenen Kinder gemahnt, welche bei Lebzeiten ihres alten Vaters über die Erbschaft verhandeln. Und Samassa hatte viele Gründe, sich zurückzuziehen und sich vergessen zu machen; denn wenige Monate früher war er beim Leichenbegängnis Kussuths gesehen worden, wie er, der Gesalbte des Herrn, der Geheimrath des Königs, hinter dem Sarge des calvinistischen Rebellen, des Freundes Mazzinis, einherschritt! Gegen diese unerhörte Taktlosigkeit hatte das katholische Ungarn, hatte der Heilige Stuhl protestiert! Statt diese peinliche Verirrung in Vergessenheit zu bringen, begieng Samassa die Geschmacklosigkeit,

seinen Fehler noch durch Erörterung der Möglichkeit des nahen Todes Leos XIII. größer zu machen. „Die Frage des Conclaves", sagte er, „kann bald an uns herantreten, und wir müssen dieselbe besprechen, denn das Papstthum, obwohl eine kirchliche Einrichtung, besitzt eine große Wichtigkeit für den Staat, da der Papstkönig heutzutage mächtiger ist, als zur Zeit, wo er über Kronen verfügte." Und seine unpassende Erörterung fortsetzend, erinnerte der Redner, dass die österreichischen Monarchen im Conclave das Veto-Recht gegen einen ihnen missliebigen Candidaten haben. Er verlangte also, dass die Monarchie im nächsten Conclave durch Cardinäle vertreten sei, die im Stande wären, einen berechtigten Einfluss auszuüben, und richtete an die Regierung schließlich die beiden Fragen: 1. „Ist der Minister entschlossen, sein ganzes Gewicht in die Wagschale zu werfen, damit das Conclave seine Mission in vollkommen unabhängiger Weise erfülle?" 2. „Hat er die Absicht, sein Veto-Recht geltend zu machen?" Im Munde eines Bischofs war eine solche Rede, mit dieser Fragestellung verbunden, durchaus von gehässigem Gepräge. Minister Kalnoky antwortete sogleich: „Die erste Frage bezieht sich wahrscheinlich auf die Zweifel, die anlässlich der vollen Freiheit des künftigen Conclaves haben entstehen können. Ich bin", fuhr Kalnoky fort, „überzeugt, und es liegen in dieser Richtung bündige Versicherungen der italienischen Regierung vor, dass man in Rom entschlossen ist, mit allen Mitteln die Unabhängigkeit eines künftigen Conclaves zu sichern und dass der Quirinal mit derselben Correctheit, wie bei der letzten Papstwahl vorgehen werde. Was die zweite Frage des Erzbischofs Samassa betrifft, so liegt kein Grund für die Annahme vor, dass die Traditionen, die dem Kaiser von Österreich einen Einfluss bei der

Papstwahl ermöglichen, fallen gelassen würden und dass sie künftighin nicht eingehalten werden sollen."

Dieser Zwischenfall ist umso schwerwiegender, als der Erzbischof von Erlau seine Interpellation augenscheinlich mit dem ungarischen Ministerium vorher vereinbart hatte. Der Schritt dieses Prälaten war von langer Hand vorbereitet und nicht dem Zufall überlassen, und dieser Schritt war gleichsam eine Ohrfeige, die der Wange des Papstthums in kaltblütiger Weise von einem Erzbischof versetzt wurde.

Man kann sich denken, welch lebhaften Unwillen die Rede Samassas in Ungarn und in der ganzen Monarchie erregte. Die Katholiken waren betrübt und beinahe beschämt, dass einer ihrer Seelenhirten sich mit einem ungläubigen Minister ins Einvernehmen setzte, um dem Heiligen Stuhl Schwierigkeiten zu bereiten, ja sogar um gewissermaßen die erhabene Person Leos XIII. zu beleidigen. Durch die Rathschläge des Cardinal-Fürstprimas in Verwirrung gebracht, durch das verrätherische Benehmen des Erlauer Erzbischofs entmuthigt, von den Liberalen mehr denn jemals bedrängt, sehen sie sich den peinlichsten Verlegenheiten preisgegeben. Keine Thatkraft, kein einheitliches Vorgehen, fast kein Widerstand mehr seitens der Katholiken; — da hatte die liberale Regierung leichtes Spiel und konnte kühn vorwärts schreiten.

Zweites Capitel.

Die Magnatentafel beschließt zwei neue Kirchengesetze. — Congress zu Stuhlweißenburg. — Gründung der Katholischen Volkspartei.

Minister Wekerle beeilte sich, sein Werk zu vervollständigen, indem er den Rest seines antichristlichen Pro-

grammes enthüllte. Er hatte ſeine reformatoriſchen Ideen in fünf Geſetzvorlagen zuſammengefaſst, welche die folgenden Punkte betrafen: 1. Obligatoriſche Civilehe; 2. Verſtaatlichung des Matrikelweſens; 3. Confeſſion der Kinder aus gemiſchter Ehe; 4. Freiheit der Culte und Confeſſionsloſigkeit; 5. Reception der Juden.

Das erſte dieſer Projecte hatte bereits, wie wir oben ſehen, die beiden Kammern paſſiert und wartete nur noch auf die Sanction des Königs. Die zwei darauffolgenden wurden von der Regierung ſofort nach der Rede Vaszarys vorgelegt, von der Magnatentafel ohne irgend ein Bedenken beſchloſſen, und die liberalen Zeitungen verkündeten mit großer Zuverſicht, daſs die beiden Vorlagen über die Freiheit der Culte und Reception der Juden ebenſo anſtandslos durchgehen würden. Und in der That war die Haltung des Fürſtprimas und des Erzbiſchofs Samaſſa danach angethan, ſolche Hoffnungen zu nähren. Aber Ungarn iſt eben auch das Land der Unwahrſcheinlichkeiten. Als die beiden letzten Vorlagen anfangs October vor die Magnatentafel gelangten, hatten andere Einflüſſe in dieſer Verſammlung die Oberhand gewonnen, welche zuerſt die Religionsfreiheit und einige Tage nachher auch die Reception der Juden mit 109 gegen 103 Stimmen ablehnte. Nun hieß es von vorne anfangen, und da die Miniſter überzeugt waren, daſs dieſe Oppoſition der Magnaten nur eine Komödie war, ſo erklärten ſie laut und offen, daſs ſie von ihren Vorlagen nicht ein I-Tüpfelchen fallen laſſen werden, daſs das Abgeordnetenhaus dieſelben ans Herrenhaus zurückſenden und dieſem daher nichts übrig bleiben würde, als ſich zu fügen.

Und ſo geſchah es; die Regierung hatte ernſte Gründe, an den endgiltigen Erfolg ihrer Einſchüchterungs-Politik

zu glauben, da sie schon an die Schwachheit ihrer Gegner gewöhnt war. Die Dinge sollten jedoch noch einmal anders kommen, indem die Bischöfe, gegen die Erwartung der Liberalen, nochmals muthig auf den Plan traten, um einen letzten Versuch zu wagen. Auf einer Ende October abgehaltenen Bischofs-Conferenz wurde eine Adresse an den Monarchen abgesandt, in welcher der Episkopat Se. Majestät beschwört, die Kirchengesetze nicht zu sanctionieren. Dieses von allen Bischöfen unterzeichnete Schriftstück hatte eine ungeheure Wichtigkeit, und der König konnte es nur dann unberücksichtigt lassen, wenn er sich in directen Gegensatz zur Autorität der Kirche stellen wollte; das war denn doch für den Nachfolger des heiligen Stephan eine starke Zumuthung. Der vom Papst geleitete ungarische Episkopat hatte sich diesen ernsten Schritt für den letzten Augenblick vorbehalten, als die Liberalen kein Hindernis mehr fürchten zu müssen glaubten.

Mit der Thatkraft der Bischöfe sollte auch der Muth der Gläubigen und Geistlichen wachsen. Da die Hirten an der katholischen Sache nicht verzweifelten, so war dieselbe nicht verloren, und ein wohldisciplinirtes Heer konnte den Ansturm der „jüdisch-calvinistischen Clique", wie sie die „Kreuzzeitung" nannte, zurückschlagen. Es handelte sich nur darum, rasch und entschlossen zu handeln. Am 18. November wurde ein katholischer Congress nach Stuhlweißenburg, dem Sitz des wackern Bischofs Steiner, einberufen. Mehr als 10.000 Katholiken leisteten der Einladung Folge und unter den Theilnehmern waren alle gesellschaftlichen Classen vertreten. Seit zwei Jahren war das der zehnte Congress, der in Stuhlweißenburg unter dem Vorsitz Steiners zusammentrat, aber diese letzte Versammlung war in jeder Hinsicht die wichtigste, ganz Ungarn hatte die Augen auf

die Stadt gerichtet, wo die Vertreter des katholiſchen Volkes tagten. Cardinal-Primas Vaszary, der Wiener Nuntius Agliardi, mehrere andere Kirchenfürſten ließen ihre Segens- und Glückwünſche an den Vorſitzenden gelangen. Unter der Menge von Telegrammen befand ſich auch das des Erzherzogs Joſef, das folgenden Wortlaut hatte: „Gott ſegne Ihre Arbeiten; meine Gebete werden dieſen Segen vom Himmel herabflehen.“

Und die auf die Stuhlweißenburger Verſammlung gerichteten Hoffnungen waren keine trügeriſchen, denn aus ihr gieng die „Katholiſche Volkspartei“ hervor, welche den ungariſchen Katholicismus retten wird, wenn Rettung noch möglich. Graf Ferd. Zichy legte das Programm der zu bildenden neuen Partei auseinander. Er ſagte im weſentlichen: „Was wir vor allem wünſchen, das iſt die Entwicklung der chriſtlichen Geſinnung in allen Stellungen des öffentlichen Lebens. Wir wollen die katholiſchen Vereinigungen fördern und erweitern und die katholiſche Schule mit allem, was daran und darum hängt, aufrecht erhalten. Wir lehnen die von der Regierung eingebrachten Vorlagen ab und werden Se. Majeſtät bitten, dieſelben nicht zu ſanctionieren. Und ſollte unglücklicherweiſe dem Monarchen die verhängnisvolle Unterſchrift derſelben entriſſen werden, ſo werden wir unabläſſig danach ſtreben, daſs dieſe Geſetze im katholiſchen Sinne abgeändert werden.“

Lauter Beifall folgte dieſer Rede und es war klar, daſs der Redner ſich zum Dolmetſch des ganzen katholiſchen Volkes gemacht hatte. Die künftige Volkspartei konnte auf zahlreiche Sympathien rechnen; — es handelte ſich darum, an die Arbeit zu gehen, diejenigen, die guten Willens waren, um ſich zu ſcharen, und allen denjenigen, denen die religiöſen Intereſſen ſowie die Zukunft ihres

Landes am Herzen lagen, ihre richtigen Posten anzuweisen. Vielleicht würde der Kaiser, so dachten sie, beim Anblick dieser riesigen Bewegung dem Druck seiner liberalen Minister Widerstand leisten, wenn die Bischöfe, die katholischen Magnaten ihn anflehen würden, der obligatorischen Civilehe, sowie den beiden andern vom Reichstag genehmigten Vorlagen, seine Bestätigung zu versagen. Und warum sollte er nicht lieber die Mehrheit der ungarischen Katholiken hören, als die Handvoll jüdischer und calvinistischer Politiker, deren Anmaßung nunmehr keine Grenzen kannte?

Drittes Capitel.

Der König sanctioniert die antireligiösen Gesetze. — Tod und Apotheose Kossuths. — Entlassung des Ministeriums Wekerle. — Ministerium Banffy.

Im Lande der Unwahrscheinlichkeiten ist es nicht gerade der natürlichste und weiseste Gedanke, welcher gewöhnlich den Sieg davonträgt. Am Tage nach dem Stuhlweißenburger Congress wurde in der Kammer wegen der Rede des Grafen Zichy interpelliert. Der republikanische und atheistische Abgeordnete Otto Hermann protestierte gegen die Kundgebung des katholischen Congresses und war schamlos genug, dem Congress Mangel an Achtung vor dem König vorzuwerfen. Der Cabinetschef Wekerle, dessen Sprachrohr in diesem Falle Hermann war, erklärte seinerseits, dass er angesichts der Schilderhebung der Bischöfe und Katholiken überhaupt sich genöthig sehe, Se. Majestät um beschleunigte Sanctionierung der Kirchengesetze zu bitten.

Drei Wochen später durchbrauste ein ungeheurer Freudenruf die liberale Presse Ungarns und ganz Europas. Am 10. December gab der König den Freimaurern die be-

gehrte Unterschrift und damit hatte das Marianische Königreich diesen seinen ruhmreichen Titel verloren und sich in einen liberalen Staat verwandelt. Bis dahin war Ungarn eine kleine Insel, an der die Fluten des liberalen Oceans nach allen Seiten abprallten; die Gesetze hatten daselbst ein tief christliches Gepräge; — die Kirche hatte daselbst den Einfluss bewahrt, den ihr der heilige König Stephan zugewiesen hatte. Während in Österreich der Liberalismus schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, waren die Ungarn den Wohlthaten der atheistischen Civilisation unzugänglich geblieben. Mit seiner Kühnheit hatte Wekerle endlich über den Widerstand der Katholiken gesiegt.

Der König gab nach, weil man ihm einredete, dass seine Ehre auf dem Spiele stehe. Er gab aber nach, den Tod im Herzen und nunmehr fest entschlossen, den Minister, der ihm so viel Verdruss bereitet hatte, nicht mehr an seiner Seite zu dulden. Seit zehn Monaten hatte Wekerle eine unbegreifliche Hartnäckigkeit darin entwickelt, den König in seinen heiligsten Gefühlen zu verletzen und ihn durch die widerwärtigsten Vorgänge zu betrüben. Die Liberalen hatten den Kaiser Franz Josef als Katholik und als Monarch verletzt und verlangten jedesmal, er möge ihre antikatholischen und antiösterreichischen Umtriebe genehmigen. Die Verherrlichung Kossuths war der Ausgangspunkt dieser abscheulichen Tyrannei der Liberalen, denn Kossuth galt vierzig Jahre lang als die personificierte Revolution. Nachdem er am 14. April 1849 durch das Parlament in Debreczin die Absetzung des legitimen Königs und die vollständige Losreißung Ungarns hatte proclamieren lassen, ist er seit damals stets als der grimmigste Feind Österreichs seinem Programm treu geblieben und bekämpfte von seinem Verbannungsorte aus in Ungarn fortwährend Thron und Altar. Obwohl

nun sein Hass gegen die Habsburgische Dynastie nicht einen Augenblick geruht hatte, so legte doch das amtliche und ministerielle Ungarn nach seinem am 21. März 1894 eingetretenen Tode in herausfordernder Weise Trauer an. Im Abgeordnetenhause verkündete der Präsident mit von Thränen erstickter Stimme, dass „das Land einen ungeheuern Verlust erlitten habe und nichts dem Patriotismus desjenigen gleiche, den Ungarn beweint". In gleichem Sinne äußerte sich Wekerle: „In der Verehrung, mit welcher wir", sagte er, „den Dahingeschiedenen umgeben, sind wir alle einig." Natürlich wurde ein nationales Leichenfest angeordnet, an dem sich die Kammer officiell betheiligen sollte, und dieses Leichenbegängnis, das in der Hauptstadt Ungarns stattfand, bildete eine der grausamsten Beleidigungen, die dem österreichisch-ungarischen Monarchen jemals zugefügt wurden. Betrachtete man diese lärmenden Zurufe, diese den todten Revolutionär verherrlichenden Eljens, so hatte man den Eindruck eines Volkes, dessen ganzes Gehirn plötzlich von einem tollen Schwindel erfasst wird. Und der Kaiser und König musste sich all diese Saturnalien gefallen lassen, von denen jeder einzelne Theil eine Beschimpfung seiner Person bildete!

Aber auch dabei blieb die Frechheit des ungarischen Liberalismus nicht stehen! Nach der Verherrlichung des Vaters — der Triumphzug des Sohnes! Am 27. October 1894 zog Franz Kossuth in Pest ein, und man bereitete ihm denselben Empfang, den man sonst einem siegreich vom Schlachtfelde zurückgekehrten Feldherrn zu bereiten pflegt. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich in den Straßen, welche der Wagen des „Helden" passieren sollte, gestaut. Er fuhr langsam und aufrecht stehend, wie in einem Triumphwagen, indem er auf die Hochrufe mit Grüßen

voller Herablassung dankte. Der Präsident der Revolution gieng noch weiter, — er erließ ein Manifest, in welchem er sein politisches Glaubensbekenntnis entwickelte. „Mein Vater", schrieb er, „pflegte zu sagen, dass seine Principientreue einen Samen bilde, den erst die Zukunft fruchtbar gestalten könne und dass erst aus seiner Asche dasjenige vorhersprossen würde, was bei seinen Lebzeiten nicht aufgehen konnte. Dieser Same ist jetzt in den Boden gelegt worden und ich bin gekommen, um ihn zu pflegen und dafür zu sorgen, dass die Unabhängigkeit des Vaterlandes am Grabe des großen Patrioten erstehe." Mit andern Worten, Franz Kossuth machte sich zum Erben der Sonder-Forderungen des Ex-Gouverneurs von Ungarn!

Wenn diese merkwürdige Persönlichkeit ihre wahren Gedanken hätte verhüllen wollen, ihre Umgebung hätte dafür gesorgt, die nebelhaftesten Hüllen der revolutionären Redewendungen zu zerstreuen. Der Zug von Abgeordneten und Journalisten, der ihn auf seinen Ausflügen durch Ungarn begleitete, ließ sich bisweilen vertrauliche Wendungen entschlüpfen, die den Wiener Hof mit Schauder erfüllen mussten. In Czegled sagte ein Abgeordneter der äußersten Linken zu Franz Kossuth gewendet: „Einstmals gab es ein Zeitalter der Hunyady in Ungarn. Jan Hunyady war Gouverneur unseres Landes. Das ganze Volk war von tiefster Anhänglichkeit zu ihm erfüllt und nach seinem Tode ernannte es seinen Sohn zum — König von Ungarn."

Das war doch eine Anspielung, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ. Von dieser zügellosen Sprache fühlte sich auch die Journalistik angefeuert, und am 28. October gieng ein Pester Blatt in seiner Unverschämtheit so weit, folgende Zeilen zu veröffentlichen: „Unser Vater Kossuth ist todt, unser gekrönter König beginnt zu altern, aber

unser Vertrauen, unsere Hoffnung, unser Trost ist . . . Franz Kossuth." Diese Worte waren aufrichtig bis zur rückhaltlosesten Brutalität, man hielt also nicht einmal mehr den durchsichtigen Schleier der Allegorie für nothwendig.

Wekerle duldete und gestattete nicht allein diese antimonarchischen Demonstrationen, sondern er fand sichtlich Vergnügen an ihnen. Am 20. November trat er energisch gegen den Stuhlweißenburger Katholiken-Congress auf. Tags darauf interpellierte Abgeordneter Busbach wegen dieser Kossuth'schen Agitationen. Der Minister des Innern antwortete ausweichend, der Justizminister meinte, dass er denselben keine Bedeutung beimesse. Mehr hatte das Pester Cabinet zur nachträglichen Genugthuung für den apostolischen König nicht vorzubringen.

Diese Gleichgiltigkeit oder vielmehr Nachgiebigkeit der Minister war für den Monarchen noch beleidigender als die Reden Kossuths und seiner Begleiter, und Franz Josef war davon so tief betroffen, dass jedermann, der die ungarischen Verhältnisse kannte, wusste, dass die Stunde des Schwaben Wekerle geschlagen habe. Kaum wurde das Gesetz der Civilehe sanctioniert, so reichte der Ministerpräsident seine Entlassung ein und zwar am 23. December 1894, die am 15. des folgenden Monats (Januar) angenommen wurde, und diese Abdankung begrub den Minister in seinem eigenen Triumph.

Diese Abdankung war aber auch eine Erlösung für Ungarn oder hätte wenigstens eine solche werden können. Mit Entschiedenheit, Thatkraft und Kühnheit hätte man das Joch der Sectierer abschütteln können, deren Seele der „Calvinistenpapst" Tisza war. Leider fehlten diese richtigen Eigenschaften in den hohen Kreisen Wiens, wo man wollte, aber nicht wagte. Statt den gordischen Knoten

mit einem Schwertstreiche zu zerhauen, suchte man ihn mühsam aufzuwickeln, und man wickelte schlecht auf. Die Ministerkrise zog sich ins Unendliche, weil der König sich nur an die Freunde Wekerles wandte, statt Mittel im großen Stile zu versuchen. Der unvermeidliche Banus, Graf Khuen-Hedervary — eine wahre Spottfigur — erschien in Wien, um sogleich wieder zu verschwinden. Und das Ende aller Unterhandlungen blieb stets dasselbe: es gab kein Entrinnen aus dem Triumvirat Tisza-Szilagyi-Wekerle, welches der alleinige Gebieter in Ungarn ist. Des Krieges endlich müde, nahm der König ein neues liberales Ministerium, mit Baron Banffy an der Spitze, an.

Das Ministerium Banffy war immer das Ministerium Tisza oder das Ministerium Wekerle, nur mit weniger Talent und mehr Fanatismus. Das Hauptverdienst Banffys ist sein Protestantismus. Als Redner eine Null, mittelmäßig in der Behandlung der Geschäfte, ein engherziger und eigensinniger Charakter, stets bereit, seine Nase überall hineinzustecken, war der neue Minister der Freund Tiszas und der Obercurator der evangelischen Reformierten Siebenbürgens — genügende Eigenschaften, um ihn bei der liberalen Majorität beliebt zu machen. Baron Banffy ist Protestant, und das besagt alles. Im Reiche des heiligen Stephan, wo die Katholiken bei weitem die Mehrheit bilden, muss der Cabinetschef dem Katholicismus fremd oder feindlich gegenüberstehen. Koloman Tisza ist ein calvinistischer Sectirer, der die römische Kirche hasst, und darum hat er solange in Ungarn geschaltet. Nach ihm versuchte man es mit einem sehr liberalen Katholiken, nämlich dem Grafen Szapary. Obwohl dieser Minister einige notorische Anticlericale zu Mitarbeitern nahm, fiel dieser Versuch nicht glücklich aus. Als Julius Szapary den Schauplatz ver-

ließ, nahm die Krone wieder einen Protestanten, Herrn Wekerle, und auf Wekerle, der im Begriffe war, den Katholicismus aus allen Stellungen zu verdrängen, konnte nur ein anderer Protestant folgen, und so kam Banffy daran.

Banffy umgab sich mit Mitarbeitern, die würdig waren, ihn in seiner Arbeit zu unterstützen. Die meisten von ihnen waren unbekannt oder als Politiker von der traurigen Seite bekannt. Desider Perczel, der das Portefeuille des Innern erhielt, konnte freilich schon auf eine — That aus seiner Vergangenheit hinweisen. Während der Wahlen hatte er sich *schriftlich* verpflichtet, *gegen* die Civilehe zu stimmen, und zufolge dieser Verpflichtung wurde er mit Hilfe der Geistlichkeit gewählt. Der Abgeordnete Perczel stimmte natürlich *für* die Civilehe, und seine schriftliche Zusage — verschwand in geheimnisvoller Weise aus der Decanatskanzlei, in der sie hinterlegt worden war.

Perczels Collega für das Cultusportefeuille, Dr. Wlassics, Professor an der Pester Universität, galt für einen der wüthendsten Förderer des ungarischen Culturkampfes, so dass der liberale Hanzak bemerkte: „Wir erinnern uns der Reden, welche Wlassics während der kirchenpolitischen Debatten hielt, in denen sich der äußerste Radicalismus breit machte, und wir würden uns auch nicht wundern, wenn das Programm Banffy-Wlassics die vollständige Verstaatlichung der Kirche enthalten würde. Und dieser Minister ist nun mit der Wiederherstellung des Religionsfriedens in Ungarn betraut. Wenn es ihm gelingt, so wird es Friede werden, aber nur der Friede des Kirchhofes."

Auch Baron Samuel Josika, der Minister a latere, hatte eine zweideutige Vergangenheit, als er zur Macht kam. Einer ausgezeichnet conservativen und katholischen Familie entstammend, selbst Vorsitzender der autonomen

Katholikenvereinigung Siebenbürgens, hatte Josika zur Zeit, als die Civilehe in der Magnatentafel berathen wurde, eine correcte Haltung bewahrt. Obgleich er Unter-Staatssecretär im Ministerium des Innern war, hatte er sich bei der ersten Berathung des Gesetzes ferngehalten. Das war freilich nicht viel, dauerte aber auch nicht lange. Da die Regierung ihm seine Abwesenheit vorgeworfen hatte, gab er seine Entlassung als Unter-Staatssecretär, und als die Vorlage ein zweitesmal vor die Magnaten kam, stimmte der edle Baron für die Civilehe.

Das waren die Hauptcollegen Banffys, die übrigen sind nicht der Rede wert!

Bei der Vorstellung in den Kammern betonte das neue Cabinet seine friedlichen, auf Beruhigung und Versöhnung gerichteten Absichten. Die liberalen Kehlen stimmten die wohlbekannte Arie an, welche den Zweck hatte, dem König eine trügerische Genugthuung zu gewähren und die Wachsamkeit der Bischöfe einzuschläfern. Aber durch alle diese Friedensschalmeien schlug der antikirchliche Ton schon am ersten Tage durch. Denn die Minister versicherten, dass die genehmigten Kirchengesetze sofort zur Anwendung kommen würden, dass die beiden noch nicht genehmigten Vorschläge Gegenstand des Programmes bleiben, mit einem Worte, dass man den Katholiken nicht das geringste Zugeständnis machen würde.

Und um dem Lande und dem Monarchen wohl begreiflich zu machen, dass sich nichts ändern werde, brachten die Liberalen einen der abgetretenen Minister auf den Präsidentenstuhl der Kammer, und zwar denselben, der die antireligiöse Politik verkörperte, und von dem der König nichts mehr hören wollte: Desider Szilagyi, der gehässige Sectierer, wurde zum Präsidenten mit 207 gegen

141 Stimmen gewählt. Durch diese so herausfordernd freche Wahl vereitelte die herrschende Partei noch einmal die schwache Opposition Franz Josefs und prägte dem neuen Cabinet seinen wahren Charakter auf.

Die Anhänger des Culturkampfes triumphierten auf der ganzen Linie, und man begreift, warum der Kaiser einem Politiker gegenüber klagend in folgenden Schmerzesschrei ausbrach: „Sie können sich denken, was und wieviel ich seit zwei Jahren gelitten habe."

Viertes Capitel.

Hirtenbrief der Bischöfe. — Der Papst beglückwünscht und ermuthigt die Gründer der Volkspartei. — Wahlkämpfe. — Liberale Schandthaten.

Nunmehr konnten die Katholiken nur auf sich selbst rechnen und die Ernennung des Calvinisten Banffy, eines geisterhaften Schattens des Calvinisten Tisza, zeigte ihnen, daß der Culturkampf von nun ab ohne Gnade und Erbarmen weiter geführt werden würde. Die Zeit der unfruchtbaren Verhandlungen war vorüber. Das sahen die Bischöfe wohl ein, denn schon vor der endgiltigen Bildung eines neuen Cabinets hatten sie an ihre Schäflein einen herrlichen Hirtenbrief gegen die Civilehe gerichtet. In diesem Schriftstück bringen sie all die Anstrengungen in Erinnerung, die sie versucht hatten, um den Sieg des Unglücks-Gesetzes zu hindern: ihren directen Schritt beim König, ihre Denkschrift ans Ministerium, das die Civilehe im vorhinein verdammende gemeinsame Schreiben und die einhellige Abstimmung des Episkopates gegen die Civilehe im Hause der Magnaten.

Am 8. Januar 1895 erschienen, hatte dieser strenge

und feierliche Protest die erhoffte Wirkung und bereitete in wunderbarer Weise den Boden für die Organisierung der Volkspartei vor. Aber leider, — es wäre ja für die Ungarn viel zu schön gewesen, wenn derselbe nicht irgend einen Abfall oder Verrath zu vermerken gehabt hätte. Kaum war der gemeinsame Hirtenbrief der Bischöfe erlassen, so veröffentlichte der Kaschauer Bischof Bubics in ungarischer Sprache ein anderes Schriftstück, indem er die Lehren und Rathschläge des gemeinsamen Hirtenbriefes in ganz entgegengesetztem Sinne deutet. Mit andern Worten, Bubics wurde fahnenflüchtig und setzte sich zum zweitenmal in offenen Widerspruch mit seinen Collegen und dem Heiligen Stuhl, und sein Beispiel brachte auch den Liberalismus des Erlauer Erzbischofs Samassa zum Wiedererwachen; denn auch dieser deutelte und entstellte ebenso die Lehren Leos XIII. und des ungarischen Episkopates.

Glücklicherweise fieng die katholische Agitation der letzten Monate an, Früchte des Heiles zu zeitigen, so dass die beklagenswerte Haltung dieser beiden Bischöfe fast unvermerkt vorüber gieng; man kehrte sich an diesen traurigen Verrath nicht, sondern entfaltete muthig die Fahne des katholischen Widerstandes. Nachdem die Bildung einer Volkspartei schon auf dem Katholiken-Congresse von Stuhlweißenburg beschlossen worden war, versammelten sich am 28. Januar 120 aus allen Provinzen Ungarns herbeigeströmte Abgeordnete im Pester Esterhazy-Palais unter dem Vorsitz des Grafen Moriz Nik. Esterhazy, und in dieser vertraulichen Berathung wurden die Grundzüge der Partei-Organisation ausführlich erörtert und ein sorgfältiges Actions-Programm entworfen, das den Bischöfen vorgelegt und nach einigen Tagen nach allen Richtungen des Königreiches versandt wurde.

Die Nachricht von diesem muthigen Schritt rief sowohl in Ungarn als in Österreich eine tiefe Bewegung hervor: die Katholiken gaben ihrer Freude lauten Ausdruck und die Liberalen suchten ihren Schrecken unter den gezwungenen Hänseleien zu verbergen, mit denen sie die Volkspartei begrüßten. Sie fürchteten, und wenn sie lachten, so war das ein bitteres Lachen.

Die Freude der einen war aber auch ebenso begründet, als die Furcht der andern, denn die Entstehung der ungarischen Volkspartei war ein politisches Ereignis ersten Ranges. Gewiss kam die Partei etwas spät. Während sie noch vor zehn Jahren dem Fortschritte des antikirchlichen Liberalismus hätte Einhalt thun können, thürmten sich jetzt auf den religiösen und moralischen Trümmern, die von allen Seiten im Reiche des heiligen Stephan aufgehäuft worden waren, zahlreiche Hindernisse vor den Katholiken auf. Allein, diese Hindernisse waren keineswegs unüberwindlich. Zustimmungen liefen von allen Seiten ein und die wackern Förderer dieser Bewegung, die Grafen Ferd. Zichy und Nik. Esterhazy, hatten die Genugthuung, zu sehen, wie sich alle gesunden Elemente des ungarischen Volkes um sie scharten. Ein göttlicher Hauch schien das Land zu durchwehen, der alle aufrüttelte und selbst den Niedergeschlagensten neuen Muth verlieh. Katholische Zeitungen wurden überall gegründet und katholische Casinos in Städten eröffnet, wo früher keine vorhanden waren; ebenso wurden schon bestehende katholische Vereine weiter entwickelt, und so mancher neue Wahlsieg gab von dem wachsenden Einfluss der Volkspartei beredte Kunde.

Außerstande, diese Fortschritte der katholischen Bewegung aufzuhalten, nahmen die Liberalen zu unehrlichen Waffen ihre Zuflucht, indem die freimaurerische Regierung

das im Entstehen begriffene Werk beim Papst, bei den Bischöfen und beim Volke in Misscredit zu bringen suchte.

Wenn der Liberalismus in seinen Kämpfen mit den Gegnern den Kürzern zieht, so appelliert er gerne an die Autorität des Heiligen Stuhles. Dieses heuchlerische Schauspiel wurde mehreremal in Berlin, Wien, Pest und auch anderwärts aufgeführt, und der sectiererische Calvinist Banffy scheiterte hierin ebenso, wie ehedem der eiserne deutsche Kanzler gescheitert war. Weit entfernt, die Volkspartei zu tadeln oder zu verleugnen, richtete Leo XIII., der in ihr mit Recht das Werkzeug der katholischen Wiedergeburt in Ungarn erblickt, an den Grafen Ferd. Zichy ein belobendes Breve, worin die Gründung der neuen Partei in herrlichsten Worten gepriesen wird. Nachdem der Papst die Sorgfalt hervorhebt, mit welcher sich der Heilige Stuhl den ungarischen Angelegenheiten widmet, fügt er hinzu: „Es gereicht uns zur großen Befriedigung, dass es in Ungarn an entschlossenen Männern nicht gefehlt hat, die bereit sind, unsere Bemühungen in wackerer Weise zu unterstützen. Insbesondere hat uns die Nachricht erfreut, dass eine neue katholische Partei sich in der Kammer gebildet hat, um die Rechte der Kirche und der religiösen Würde in Ungarn zu vertheidigen. Wir beglückwünschen uns, dass die Leitung dieser Partei Ihnen, mein treuer Sohn, und dem edlen Grafen Esterhazy anvertraut wurde. Wir hegen die feste Zuversicht, dass die in die Action der ungarischen Katholiken gesetzte Hoffnung dank Ihnen vollkommen in Erfüllung gehen wird."

Dieses päpstliche Schreiben, welches einige Tage vor der Neutraer Wahl veröffentlicht wurde, fand im ganzen Königreiche einen freudigen Wiederhall. Die kämpfenden Katholiken freuten sich, dass sie von der höchsten Autorität

der Kirche unterstützt wurden, und die Liberalen, die sich enttäuscht und entlarvt sahen, hielten mit Mühe ihre Wuth zurück, da ihre Sophismen nicht mehr ziehen konnten, denn das ganze Land wusste ja jetzt, dass der Papst auf Seite der Volkspartei stehe.

Auch die Bischöfe zeigten sich dem Werke des Grafen Zichy wohlgesinnt, denn in dem Maße, als die Kirche an Boden verlor, erschien auch ihnen eine Neuorganisierung der katholischen Kräfte unerlässlich. Leider hatten nur sehr wenige unter ihnen den Muth oder die Kraft, den ersten Schritt zu einer solchen Mobilmachung der katholichen Streitmächte zu thun, so dass also in Wahrheit die Bewegung von der Pfarrgeistlichkeit und dem Adel ausgieng. Als die Volkspartei ins Leben trat, wurden derselben wohl seitens des Episkopates Sympathien entgegengebracht, aber der Ausdruck derselben war ein so zurückhaltender, dass die liberale Presse die Behauptung wagen konnte, die Haltung des Grafen Ferdinand Zichy finde durchaus nicht die Billigung der Bischöfe. Vielleicht ließ sich auch der eine oder andere als erzliberal bekannte Kirchenfürst im Vertrauen einige unbedachte Worte entschlüpfen, die jetzt vom Ministerium nach Herzenslust ausgebeutet werden konnten. In jedem Falle war also eine glänzende Kundgebung der kirchlichen Behörden umso wünschenswerter, als ja die Lage eine noch kritischere werden konnte. Und eine solche Kundgebung war eben, wie wir oben sehen, von Rom selbst ausgegangen. Seitdem also das Breve Leos XIII. bekannt wurde, fürchteten die Bischöfe nicht mehr, sich zu äußern: im Gegentheil, sie billigten offen die neue Volkspartei, und damit war der Regierung der Vorwand benommen, dass der Episkopat ihren Standpunkt irgendwie gutheiße.

Man darf sich also nicht wundern, dass beim Volke

der Liberalismus noch umso weniger zog, während ja schon der Name der neuen Partei genügend besagte, welche Ziele und Bestrebungen dieselbe verfolge. Graf Zichy und seine Freunde hatten eine volksthümliche Partei geschaffen, die für das Volk arbeitete und sich aufs Volk stützte. Von nun mussten sich die Massen dieser Partei zuwenden, umsomehr, als seit 30 Jahren die liberale Regierung in Ungarn nur die Ausbeutung der unteren Schichten zu Gunsten des jüdischen Capitalismus bedeutete. Eben deshalb begrüßten, ungeachtet des ministeriellen Druckes, sowohl Geistliche als Laien diese Partei mit Begeisterung und bewiesen auch bei mehr als einer Gelegenheit, dass ihre Treue gegen die katholische Fahne eine unverletzliche sei.

Wessen dieses Volk fähig ist, wenn es gilt, seine religiösen Grundsätze zu vertheidigen, das sah man bei den beiden Wahlen, die in Neutra im März und April 1895 stattgefunden hatten. Von allen Seiten wurden Wahlscandale berichtet, allein dieselben waren alle nur Kinderspiel im Vergleiche zu den empörenden Übergriffen, welche die ungarische Regierung in Neutra begangen hatte. Ich kann hier nur eine gedrängte Übersicht dieser unglaublichen Schilderungen bieten, welche die Spalten der österreichisch-ungarischen Presse während zwei Wochen betreffs dieser Wahlen gefüllt hat. Es genüge zu sagen, dass der Candidat der Volkspartei, Graf Johann Zichy, auf 1200 bis 1500 Wähler rechnen konnte, die ihm unter allen Umständen sicher waren. Nun erklärte der vorsitzende Wahlcommissär, den die Regierung entsandt hatte, zweimal mehr als tausend katholische Stimmen für ungiltig und sicherte dermaßen dem Regierungscandidaten eine erlogene Majorität. Die Winkelzüge und Gewaltacte, deren er sich zu diesem Zwecke bediente, überschreiten alles, was man sich nur denken kann. Bekannt

lich werden in Ungarn die Abgeordneten von einem Wahlausschusse von Steuerträgern gewählt; die Wähler begeben sich an den Hauptort der Wahl, und die Abstimmung ist eine öffentliche. Es ist also leicht zu errathen, welchem Druck solche Wähler ausgesetzt werden können. Und trotz dieser ungünstigen Verhältnisse war die Volkspartei wohldisciplíniert, so dass am Wahltage 1500 Anhänger Zichys vor den Mauern Neutras erschienen, darunter die Geistlichkeit eines jeden Ortes an der Spitze ihres Contingentes. Ich sage: „vor den Mauern"; denn die liberale Clique ließ die katholischen Wähler nicht in die Stadt. Die Unglücklichen wurden wie Schafe auf offener Gasse zusammengepfercht, und zwar bei kaltem Regen (es war am 20. März) und von einer Soldatenkette umgeben. Man ließ sie so von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr des nächsten Tages, also volle 24 Stunden beisammen, und es wurde niemandem erlaubt, sich ein schützendes Obdach zu suchen oder sich Nahrung zu verschaffen. Graf Zichy, von dieser Ungeheuerlichkeit verständigt, ließ einen Wagen mit 1500 Laib Brot kommen. Derselbe wurde jedoch vom Wahlvorsitzenden Tarnoczy confisciert, der auf diese Weise die Wähler zwingen wollte, entweder nach Hause zurückzukehren oder Hungers zu sterben. Schmutzige kleine Juden, welche die Werkzeuge dieser unerhörten Unterdrückung waren, zwangen die Soldaten, den katholischen Wählern die abscheulichsten Quälereien zuzufügen. Da sich diese aber nicht beugen ließen, zog Tarnoczy, von parteilichen Absichten geleitet, den Wahlact durch 21 Stunden in die Länge, indem er die Unglücklichen an ihrer Stelle festhielt, die so, bis an die Haut durchnässt und fast jeder Nahrung beraubt, verharren mussten. Mehrere wurden ohnmächtig oder krank, und wenn die Mehrzahl nicht rüstige Bauern gewesen wären,

so wäre dieses Schicksal den meisten widerfahren. Und selbst eine solche Schreckensherrschaft vermochte die Standhaftigkeit der Anhänger des Grafen Zichy nicht zu erschüttern, und Tarnoczy musste 1126 Stimmzettel für ungiltig erklären, um die Wahl des Regierungscandidaten zu sichern!

Der Gewählte wagte nicht, das Mandat anzunehmen, und daher wurde eine Neuwahl nothwendig. Die freimaurerische Beamtenherrschaft fieng wieder dieselben betrügerischen Vergewaltigungen an, und doch — es gewährt dies Trost und Bewunderung — hielt die Volkspartei ihre Stellungen aufrecht und langte in Neutra mit der gleichen Anzahl von Wählern, wie das vorigemal an. Die Wahl dauerte abermals 24 Stunden bei gleichen unmoralischen Kunstgriffen. Die katholische Armee erregte Bewunderung wegen ihres Muthes und ihrer Disciplin, und es gab Scenen, die an die rührendsten Episoden des preußischen Culturkampfes gemahnten. So befand sich unter den Wählern ein armer, kranker Greis, welcher von zwei Freunden gestützt wurde. Er hatte den ganzen Tag und die ganze Nacht im Freien verbracht, und erst um $^3/_4$ 7 Uhr früh gelangte endlich seine Gemeinde ins Wahllocal. Der Regierungscommissär verwarf seinen Stimmzettel in gleicher Weise, wie er hundert andere ohne gesetzlichen Grund für ungiltig erklärt. Aber dem alten Mann gieng dieses brutale Unrecht nicht besonders nahe, weil er wusste, dass er seine Pflicht erfüllt hatte. So verließ er schwankenden Schrittes das Wahllocal und ließ sich zu seinem Pfarrer führen, welchem er ehrfurchtsvoll die Hand küsste — welch rührendes Schauspiel! Gewiss kann eine Sache, die solche Hingebung hervorruft, nicht verloren sein, und die Volkspartei hat recht, nicht zu verzweifeln.

Und einer ihrer ersten Erfolge lag darin, dass sie die

Magnaten zu größerer Thatkraft anspornte, als die beiden abgelehnten Vorlagen zum zweitenmal am 23. März im Herrenhause erschienen. Banffy, dem es gelungen war, Wien zu hypnotisieren, rechnete auf einen sicheren Sieg, und die liberale Presse Ungarns schrie diese Hoffnung auf allen Dächern aus. Eine grausame Enttäuschung stand ihnen bevor. Im Consistorium vom 18. März hielt Leo XIII., der bis dahin seltene Langmuth bewahrt hatte, eine Ansprache, die zum einträchtigen Zusammenhalten der katholischen Magnaten wesentlich beitragen musste. „Die ungarischen Bischöfe", sagte er, „haben alle Mittel erschöpft, um das Übel zu beschwören, das ihrer Kirche drohte. Die Geistlichkeit war mit ihnen ebenso eins, wie die Gesetzgeber, welche den Glauben ihrer Väter ungeschmälert zu erhalten trachteten; unglücklicherweise sind jedoch ihre Bemühungen vergeblich gewesen, und die Feinde der Kirche haben den Sieg davongetragen. Mögen nun diejenigen, die es angeht, einsehen, wie verhängnisvoll und ungerecht es ist, für katholische Ehen eine Form vorzuschreiben, welche die Kirche hundertemal verdammt hat. Es ist recht und billig, dass der Staat die Wirkungen der Ehe in civilrechtlicher Hinsicht kennt und regelt, aber der Kirche steht es zu, über das Eheband als solches zu entscheiden, weil Christus der Kirche die Gewalt gegeben hat, die Ehe zur Höhe eines Sacramentes zu erheben."

Fünftes Capitel.

Reise des Nuntius nach Ungarn. — Diplomatischer Zwischenfall. — Debatte in der Magnatentafel.

Aufs Haupt geschlagen und durch seine verdoppelte Niederlage in Verzweiflung gebracht, wartete Baron Banffy

ungeduldig auf den Augenblick, der es ihm ermöglichen sollte, gründliche Rache zu nehmen und der Welt seine staatsmännischen Fähigkeiten zu zeigen. Die Reise des Nuntius nach Ungarn erschien ihm als die beste Gelegenheit hiezu. Mgr. Agliardi, welcher dem Cardinal-Primas seine Aufwartung machen und Land und Leute in Ungarn näher kennen lernen wollte, begab sich in der zweiten Hälfte des Monats April nach Gran; als erfahrener Diplomat setzte er sich vorher mit dem Minister des Äußern, Grafen Kalnoky, ins Einvernehmen, und auch der ungarische Ministerpräsident hatte diese Reise gebilligt. Es versteht sich von selbst, dass der Vertreter des Papstes einen warmen Empfang sowohl in Gran als auch in allen anderen von ihm besuchten Städten fand, da man ja in ihm die Person des gemeinsamen Vaters der Gläubigen ehrte. In der That ist ja ein Nuntius nicht ein gewöhnlicher Diplomat, der seinen Souverän am Hofe eines anderen Souveräns vertritt, sondern nach der Natur der Sache vertritt er auch das Oberhaupt der Kirche. Daraus folgt, dass ihn die Katholiken nicht auf gleiche Weise wie den spanischen Botschafter oder den schwedischen Gesandten behandeln können. Sie hegen für ihn eine Wertschätzung, Achtung und Liebe, die sie dem Vertreter eines bloß weltlichen Herrschers gar nicht erweisen können. Das aber wurde in Pest absichtlich übersehen, wo man mit sehr scheelem Auge auf die begeisterten Huldigungen des Clerus und Volkes, besonders aber der Führer der Volkspartei für Mgr. Agliardi blickte.

Die liberale Presse brachte böswillige Artikel, in denen der Nuntius scharf angegriffen und ihm vorgeworfen wurde, dass er seine Befugnis überschritten habe. Man war also naiv genug, zu glauben, er werde den ungarischen Katholiken unbedingte Unterwerfung unter eine

Gesetzgebung predigen, die Leo XIII. noch vor wenigen Wochen feierlich verurtheilt hatte. Da aber Monsignor Agliardi ihnen im Gegentheil — wenn auch in ganz vorsichtiger Form — Treue gegen die Lehren der katholischen Kirche empfohlen hatte, so kannte die Wuth der Liberalen keine Grenzen mehr. Ihre Blätter spien Feuer und Flamme und Minister Banffy hatte sogar die Unvorsichtigkeit oder die Kühnheit, sich hierüber interpellieren zu lassen. Die Antwort, die er in der Sitzung vom 1. Mai ertheilte, verursachte in den diplomatischen Kreisen eine wahre Verblüffung. Er klagte den Nuntius — übrigens ohne jeden Grund — an, dass er in Gran eine nicht correcte Sprache geführt und sich in Angelegenheiten, die ihn nichts angiengen, eingemischt habe, und er fügte ungeheuerlicherweise hinzu, dass der Minister des Äußern seine Anschauung theile und beim Vatican auf diplomatischen Wege Aufklärung erbeten habe. Der ungarische Minister griff also den Nuntius an und stellte zugleich seinen Wiener Collegen, Kalnoky, bloß. Zwischen Wien und Pest waren allerdings Noten gewechselt worden, jedoch nur ganz vertraulicher Art. Indem Banffy das Amtsgeheimnis preisgab, brachte er Kalnoky in die unangenehmste Lage. Einen solchen Verrath konnte sich dieser nicht gefallen lassen, und darum brachte tags darauf die „Politische Correspondenz" ein sehr scharfes Dementi gegen Baron Banffy.

Nun schien eine Ministerkrise unvermeidlich zu sein. Banffy eilte nach Wien, wo er von Sr. Majestät den Auftrag erhielt, die Schwierigkeiten zu ebnen und den von ihm heraufbeschworenen Conflict auszugleichen. Die beiden Minister hatten eine lange Besprechung und — es würde sonderbar klingen, wenn wir nicht im Lande der Unwahrscheinlichkeiten stünden — der Sieger war Banffy.

Banffy hatte den Nuntius verletzt, den Heiligen Stuhl beleidigt, den Minister des Äußern bloßgestellt, seine Entlassung war also gewiss geboten. Und was geschah? Er verließ Wien mit der Ermächtigung, in der Kammer zu Pest die vertrauliche Note Kalnokys zu verlesen, auf die er sich am 1. Mai berufen hatte. Da aber diese Note ungerecht und höchst verletzend für den Nuntius ist, findet die Pester Regierung, diesmal im Einverständnis mit der Wiener, es ganz in der Ordnung, noch einmal den Heiligen Stuhl zu beleidigen! Der Triumph der Liberalen war ein vollständiger, denn zu ihrer großen Freude blieb Banffy im Amte und der Heilige Stuhl erhielt keine Genugthuung. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass Cardinalsecretär Rampolla beim österreichischen Botschafter Grafen Revertera hierüber Klage führte, denn im Grunde war ja bei diesem ganzen Vorfall der Papst der Beleidigte, weil sein Vertreter beleidigt wurde. In Ungarn aber fand sich nicht allein niemand zu seiner Vertheidigung, sondern man bestand noch fortwährend darauf, dass Monsignor Agliardi abberufen werde.

Nun schien aber manchen in Wien das Maß voll zu sein, und so beschloss der Club der Conservativen, die Regierung betreffs der dem Vatican zu gebenden Genugthuung zu interpellieren; der Abgeordnete Di Pauli brachte diese Interpellation, die ein getreues Echo der begründeten Beschwerden aller österreichischen Katholiken war, im Parlamente ein. Ministerpräsident Fürst Windischgrätz verrieth durch seine ausweichende Antwort die peinliche Verlegenheit der österreichischen Regierung. Man wollte um jeden Preis die ungarischen Liberalen schonen, und diesen opferte man alles, selbst die Ehre, wie man dies übrigens schon seit Jahren gewohnt ist.

Und dieser Moloch verlangte noch ganz andere Opfer als den Nuntius; das ungarische Ministerium nährte diesen Conflict geflissentlich solange, weil es hoffte, den Grafen Kalnoky zu stürzen. Banffy hatte ja auch alles gethan, um diesen Collegen unmöglich zu machen. Da ihn aber der Kaiser gegen alle hielt und ihn öffentlich in einem sehr schmeichelhaften Handschreiben sein Vertrauen ausdrückte, so wurde ein zweiter Anschlag unvermeidlich, und dieser wurde mit derselben Rücksichtslosigkeit wie der frühere geführt. Das System war ganz einfach: man compromittierte Kalnoky in den Augen des Kaisers und von ganz Europa durch ungeheuerliche Indiscretionen. Wir haben gesehen, wie zu diesem Zwecke am 1. Mai ein vertrauliches Schriftstück missbraucht wurde, und dasselbe Mittel wurde am 14. Mai angewendet, indem dem „Pester Lloyd" und andern liberalen Blättern eine officiöse Depesche folgenden Inhalts zugieng: „Die Abberufung des apostolischen Nuntius kann als vollendete Thatsache angesehen werden." So wurden also die Wiener geheimen Verhandlungen nochmals preisgegeben und der Minister des Äußern vor die Wahl gestellt, entweder sich mit Ungarn zu überwerfen oder mit dem Heiligen Stuhl zu brechen. Der ungarische Ministerpräsident hatte sich einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit schuldig gemacht, deren Gehässigkeit auf ihn selbst hätte zurückfallen müssen. Aber die Beziehungen zwischen Wien und Pest sind derartige geworden, dass der pflichtvergessene Minister stolzen Hauptes einherschritt und dafür der unschuldige abzutreten gezwungen wurde.

Kalnoky reichte am 15. Mai seine Entlassung ein und der Kaiser fand sich in der schmerzlichen Nothwendigkeit, dieselbe sofort anzunehmen. Das „Wiener Fremdenblatt", officiöses Organ des auswärtigen Amtes, erklärte diese Dinge mit

ziemlicher Unverblümtheit. „Man darf behaupten," sagte dieses Blatt in einer am 16. erschienenen Sonderausgabe, „dass die Pester Berichte über den bevorstehenden Rücktritt des Nuntius, die abermals einen Eingriff in den Wirkungskreis des Ministers des auswärtigen Amtes bedeuteten, diesen in seinem Entschlusse, sich zurückzuziehen, bestärkten. Alle Welt ist überzeugt, dass der Kaiser diese Entscheidung erst dann traf, nachdem er in genauester Weise alle Umstände erwogen hatte, die auf die Wohlfahrt der beiden Reichshälften irgend einen Einfluss üben können. Übrigens wird niemand, weder in Österreich, noch in Europa, noch selbst in Ungarn die Verdienste des Grafen Kalnoky um die Erhaltung des europäischen Friedens sowie der Großmachtstellung Österreichs vergessen."

Baron Banffy hatte nun sein Ziel erreicht. Mit Recht oder Unrecht hatte die Tisza-Clique, deren Werkzeug Banffy eben ist, Kalnoky als den Gegner der ungarischen Liberalen in der Kirchenpolitik angesehen, weshalb es nothwendig war, sich dieses Hemmschuhs im Augenblicke zu entledigen, in welchem die Kirchenvorlagen nochmals vor die Magnatentafel gelangten; in der That fiel die Debatte über diese mitten in die österreichisch-ungarische Krise hinein. Am 14. Mai sollten die Magnaten zum drittenmale die beiden im October und März abgelehnten Vorlagen berathen; die Sitzung stand natürlicherweise unter dem Eindrucke der Wiener Ereignisse und erhielt ihr Gepräge durch einen Zwischenfall, der die Liberalen in Bestürzung versetzte. Gleich zu Beginn derselben hielt Cardinal-Fürstprimas Vaszary eine herrliche Rede, in der er das Grundlose der gegen den Nuntius vorgebrachten Beschwerden nachwies und die unveräußerlichen Rechte des Heiligen Stuhles nachdrücklichst vertheidigte. „Man hat behauptet," sagte er zum

Schlusse, „dass der Nuntius während seines Aufenthaltes in Ungarn seinen Wirkungskreis überschritten habe. Diese Anklage hat die Katholiken dieses Königreichs tief betrübt, umsomehr als ich bezeugen kann, dass Monsignor Agliardi während seines Verweilens in Gran nichts gesagt und nichts gethan hat, was auch nur im geringsten einer Einmischung in unsere politischen Angelegenheiten gleichkäme. Und ich bin zu der Erklärung ermächtigt, dass sich Se. Excellenz der Nuntius derselben Zurückhaltung bei allen anderen Besuchen in Ungarn befliſſen hat."

Dieses kategorische und feierliche Dementi war ein Faustschlag ins Angesicht des Ministers und überführte ihn offen der Unwahrheit. Auf der Ministerbank war man sehr nervös geworden, und Wlassics beeilte sich, die Aufmerksamkeit wieder auf die beiden auf der Tagesordnung befindlichen Gesetzesvorlagen zu lenken. Seit dem Monat März waren die Aussichten der Regierung insofern ein wenig gestiegen, als Schopper inzwischen gestorben war, als der ultramontane Esterhazy seinen Sitz verloren und der König einen liberalen Magnaten in der Person Toths ernannt hatte: die Majorität hatte also wenigstens drei Stimmen verloren.

Aber ungeachtet dieser unerwarteten Änderung im Stimmenverhältnis schien es sicher, dass die beiden Gesetze in der ihnen in der Deputiertenkammer verliehenen Form nicht durchgehen würden. Die Debatte war sehr lebhaft, es wurden Änderungen von dieser und jener Seite vorgeschlagen und angenommen, und der Vorschlag des Ministeriums erfuhr bedeutende Zustutzungen. Es ist überflüssig, diese Debatte hier wiederzugeben, da in derselben dieselben Redner dieselben Argumente wie im October 1894 und im März 1895 vorbrachten.

Der Kampf dauerte zwei Tage, und bei der zweiten und dritten Lesung ergab sich für manchen Artikel Stimmengleichheit, wobei der liberale Präsident der Magnatentafel zu Gunsten der Regierung den Ausschlag gab. Durch diesen unparlamentarischen Eingriff des Präsidenten, sowie durch manche andere wenig loyale Überrumpelung der Rechten, wurden die beiden Gesetze in dritter Lesung angenommen, jedoch mit den Veränderungen, die sie den Katholiken annehmbarer machte und die Baron Banffy unter gar keinen Umständen annehmen zu können erklärte.

Nun hätten sich wohl die Liberalen zufrieden geben und die Dinge nicht aufs äußerste treiben sollen. Das war aber nicht der Standpunkt des Sectierers Banffy. — Nach dem berühmten Papstworte: Sint ut sunt aut non sint[1] versicherte er sofort, die beiden Vorlagen würden wieder der Abgeordnetenkammer und der Magnatentafel vorgelegt werden. Und so geschah es, nur dass der Minister zur Sicherung seines Sieges dem Hofe Gewalt anthat. Er verlangte vom Apostolischen König die Ernennung von zehn neuen Pairs, und da seine Liste nur lauter liberale Namen enthielt, so war auf diese Weise die Majorität in der Magnatentafel gesichert. Der Monarch gab dem ungarischen Minister die gewünschte Unterschrift. Von nun ab gieng alles nach der judenliberalen Clique, und die beiden Vorlagen über die Juden-Reception und die Confessionslosigkeit wurden von der Magnatentafel ohne Veränderung angenommen.

In Wien war man also von den Grundsätzen St. Stephans, des Gründers des Marianischen Königreiches, abgewichen, und das war eine große Schwäche und ein großer Fehler. Das ungarische Sprichwort sagt, dass die Heiligen

[1] Gregor XVI. anlässlich des an ihn gestellten Verlangens nach einer Änderung des Jesuitenordens. Anm. des Übersetzers.

nicht sprechen, sondern sich rächen. Wir fürchten, dass Socialismus und Revolution dieses Rächeramt übernehmen werden.

* * *

Wenn die Monarchie tief erschüttert und gewissermaßen ins Mark getroffen aus diesen Wirren hervorgeht, so hat die katholische Kirche ihrerseits durch diese Prüfung nur an Stärke gewonnen. Wie immer, hat Gott das Böse selbst zum Werkzeug des Guten gemacht. Wir haben gesehen, wie der Episkopat, nur zu oft seiner hohen Sendung vergessend, den Forderungen und Launen der Regierung und des Hofes mehr Berücksichtigung als den Interessen der Religion schenkte. Nun hat ihnen die Verfolgung die Augen geöffnet. Heutzutage sind alle Bischöfe eng geeinigt und sie haben bei mehreren Anlässen gezeigt, dass sie lieber zu den äußersten Opfern bereit sind, als die Kirche in Fesseln schlagen zu lassen. Und wenn der Culturkampf nur dieses Resultat bewirkt hätte, so würde man sich fast versucht fühlen, dafür den Liberalen zu danken, weil sie die unbewussten und unwillkürlichen Werkzeuge für die Stärkung des ungarischen Katholicismus geworden sind.

Auch den Geistlichen und Gläubigen sind die jüngsten Kämpfe ebenso nützlich geworden. Früher fehlte ihnen fast allen das heilige Feuer, dieses gewisse Etwas, welches das Übergewicht der preußischen Katholiken begründet und die Allmacht des eisernen Kanzlers überwunden hat. Bis in die jüngste Gegenwart fehlte es den ungarischen Katholiken an einheitlicher Leitung, an ernster Organisierung, an Volks-Congressen, an Bischofs-Conferenzen. Von jedem Überfall des Freimaurerthums wurden sie überrascht und erlitten deshalb stets Niederlagen. Der Culturkampf hat diese Lage der Dinge gründlich geändert.

Cardinal Maury sagte eines Tages: es sei gefährlich, Märtyrer zu machen, und die Katholiken Ungarns, die in das Märtyrerstadium eingetreten sind, beginnen zusehends zu erstarken und haben Grund, eine bessere Zukunft zu erhoffen. Vorläufig richten sie sich zum Kampfe, um mit voller Energie die Rechte und Überlieferungen ihrer Kirche zu vertheidigen. Mögen die Judenliberalen sagen, was sie wollen, die Frage der Verweltlichung des Staates ist noch nicht endgiltig erledigt.

Wir Franzosen, die wir der zweifelhaften Wohlthat dieser Verweltlichung seit hundert Jahren theilhaftig sind, mögen den Widerstand des ungarischen Episkopates sowie des katholischen Volkes in Ungarn sonderbar finden. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass vielleicht gerade unser Beispiel sie zur Vertheidigung des christlichen Staates anspornt. Vor zwei Jahren schrieb Jules Simon nicht ohne einen gewissen Anflug von Melancholie: „Man wiederhole, so oft man wolle, dass im Jahre 1880 kein atheistisches Gesetz beabsichtigt wurde, dass es nur galt, die politischen Angelegenheiten dem Einflusse der Geistlichkeit zu entziehen. Ich glaube es Ihnen, ich führe mit niemand Krieg. Aber die brutale Thatsache lässt sich nicht leugen: ein Junge von zwanzig Jahren wirft auf die Volksmenge seine Dynamit-Bombe. Ihr richtet den Jungen hin. . . Aber diese Hinrichtung bringt nicht die Wirkung hervor, auf die ihr hoffet. . . Armes, krankes Menschengeschlecht, das du vom Beile des Henkers Rettung erwartest, . . . Zu Gott musst du zurückkehren!"

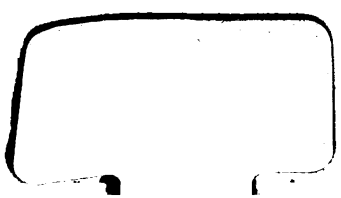
Also zurück zu Gott! das ist der Nothschrei eines Philosophen und berühmten Staatsmannes nach einem Jahrhundert der Verweltlichung, beim Anblick der tödlichen Früchte, die die atheistischen Gesetze gezeitigt haben.

Das ist eine furchtbare Lehre, die auch von den ungarischen Katholiken begriffen wird. Ohne Zweifel denken diese, dass, wenn jemand, der am eifrigsten für die Beseitigung des kirchlichen Einflusses gekämpft hat, in solcher Weise sein Werk verleugnet, es besser sei, Gott nicht zu verlassen, um nicht erst nach blutigen Umwälzungen zu ihm „zurückkehren“ zu müssen. Nur diejenigen Franzosen werden den Kampf der Katholiken Ungarns missbilligen, welche unter der Pariser Commune — diesem Ideal des entchristlichten Staates — nicht gezittert haben, oder die nach einem anarchistischen Attentate nicht den Wunsch gehegt haben, dass das französische Volk „zurückkehre zu Gott!“

Dieses Buch gehört
der Bibliothek der
jüd. Gemeinde Berlin

Buchdruckerei „Gutenberg“, Graz.

HD WIDENER
HW MUUW Y



Magnaten zu größerer Thatkraft anspornte, als die beiden abgelehnten Vorlagen zum zweitenmal am 23. März im Herrenhause erschienen. Banffy, dem es gelungen war, Wien zu hypnotisieren, rechnete auf einen sicheren Sieg, und die liberale Presse Ungarns schrie diese Hoffnung auf allen Dächern aus. Eine grausame Enttäuschung stand ihnen bevor. Im Consistorium vom 18. März hielt Leo XIII., der bis dahin seltene Langmuth bewahrt hatte, eine Ansprache, die zum einträchtigen Zusammenhalten der katholischen Magnaten wesentlich beitragen musste. „Die ungarischen Bischöfe", sagte er, „haben alle Mittel erschöpft, um das Übel zu beschwören, das ihrer Kirche drohte. Die Geistlichkeit war mit ihnen ebenso eins, wie die Gesetzgeber, welche den Glauben ihrer Väter ungeschmälert zu erhalten trachteten; unglücklicherweise sind jedoch ihre Bemühungen vergeblich gewesen, und die Feinde der Kirche haben den Sieg davongetragen. Mögen nun diejenigen, die es angeht, einsehen, wie verhängnisvoll und ungerecht es ist, für katholische Ehen eine Form vorzuschreiben, welche die Kirche hundertemal verdammt hat. Es ist recht und billig, dass der Staat die Wirkungen der Ehe in civilrechtlicher Hinsicht kennt und regelt, aber der Kirche steht es zu, über das Eheband als solches zu entscheiden, weil Christus der Kirche die Gewalt gegeben hat, die Ehe zur Höhe eines Sacramentes zu erheben."

Fünftes Capitel.

Reise des Nuntius nach Ungarn. — Diplomatischer Zwischenfall. — Debatte in der Magnatentafel.

Aufs Haupt geschlagen und durch seine verdoppelte Niederlage in Verzweiflung gebracht, wartete Baron Banffy

ungeduldig auf den Augenblick, der es ihm ermöglichen sollte, gründliche Rache zu nehmen und der Welt seine staatsmännischen Fähigkeiten zu zeigen. Die Reise des Nuntius nach Ungarn erschien ihm als die beste Gelegenheit hiezu. Mgr. Agliardi, welcher dem Cardinal-Primas seine Aufwartung machen und Land und Leute in Ungarn näher kennen lernen wollte, begab sich in der zweiten Hälfte des Monats April nach Gran; als erfahrener Diplomat setzte er sich vorher mit dem Minister des Äußern, Grafen Kalnoky, ins Einvernehmen, und auch der ungarische Ministerpräsident hatte diese Reise gebilligt. Es versteht sich von selbst, dass der Vertreter des Papstes einen warmen Empfang sowohl in Gran als auch in allen anderen von ihm besuchten Städten fand, da man ja in ihm die Person des gemeinsamen Vaters der Gläubigen ehrte. In der That ist ja ein Nuntius nicht ein gewöhnlicher Diplomat, der seinen Souverän am Hofe eines anderen Souveräns vertritt, sondern nach der Natur der Sache vertritt er auch das Oberhaupt der Kirche. Daraus folgt, dass ihn die Katholiken nicht auf gleiche Weise wie den spanischen Botschafter oder den schwedischen Gesandten behandeln können. Sie hegen für ihn eine Wertschätzung, Achtung und Liebe, die sie dem Vertreter eines bloß weltlichen Herrschers gar nicht erweisen können. Das aber wurde in Pest absichtlich übersehen, wo man mit sehr scheelem Auge auf die begeisterten Huldigungen des Clerus und Volkes, besonders aber der Führer der Volkspartei für Mgr. Agliardi blickte.

Die liberale Presse brachte böswillige Artikel, in denen der Nuntius scharf angegriffen und ihm vorgeworfen wurde, dass er seine Befugnis überschritten habe. Man war also naiv genug, zu glauben, er werde den ungarischen Katholiken unbedingte Unterwerfung unter eine

Gesetzgebung predigen, die Leo XIII. noch vor wenigen Wochen feierlich verurtheilt hatte. Da aber Monsignor Agliardi ihnen im Gegentheil — wenn auch in ganz vorsichtiger Form — Treue gegen die Lehren der katholischen Kirche empfohlen hatte, so kannte die Wuth der Liberalen keine Grenzen mehr. Ihre Blätter spien Feuer und Flamme und Minister Banffy hatte sogar die Unvorsichtigkeit oder die Kühnheit, sich hierüber interpellieren zu lassen. Die Antwort, die er in der Sitzung vom 1. Mai ertheilte, verursachte in den diplomatischen Kreisen eine wahre Verblüffung. Er klagte den Nuntius — übrigens ohne jeden Grund — an, dass er in Gran eine nicht correcte Sprache geführt und sich in Angelegenheiten, die ihn nichts angiengen, eingemischt habe, und er fügte ungeheuerlicherweise hinzu, dass der Minister des Äußern seine Anschauung theile und beim Vatican auf diplomatischen Wege Aufklärung erbeten habe. Der ungarische Minister griff also den Nuntius an und stellte zugleich seinen Wiener Collegen, Kalnoky, bloß. Zwischen Wien und Pest waren allerdings Noten gewechselt worden, jedoch nur ganz vertraulicher Art. Indem Banffy das Amtsgeheimnis preisgab, brachte er Kalnoky in die unangenehmste Lage. Einen solchen Verrath konnte sich dieser nicht gefallen lassen, und darum brachte tags darauf die „Politische Correspondenz" ein sehr scharfes Dementi gegen Baron Banffy.

Nun schien eine Ministerkrise unvermeidlich zu sein. Banffy eilte nach Wien, wo er von Sr. Majestät den Auftrag erhielt, die Schwierigkeiten zu ebnen und den von ihm heraufbeschworenen Conflict auszugleichen. Die beiden Minister hatten eine lange Besprechung und — es würde sonderbar klingen, wenn wir nicht im Lande der Unwahrscheinlichkeiten stünden — der Sieger war Banffy.

Banffy hatte den Nuntius verletzt, den Heiligen Stuhl beleidigt, den Minister des Äußern bloßgestellt, seine Entlassung war also gewiss geboten. Und was geschah? Er verließ Wien mit der Ermächtigung, in der Kammer zu Pest die vertrauliche Note Kalnokys zu verlesen, auf die er sich am 1. Mai berufen hatte. Da aber diese Note ungerecht und höchst verletzend für den Nuntius ist, findet die Pester Regierung, diesmal im Einverständnis mit der Wiener, es ganz in der Ordnung, noch einmal den Heiligen Stuhl zu beleidigen! Der Triumph der Liberalen war ein vollständiger, denn zu ihrer großen Freude blieb Banffy im Amte und der Heilige Stuhl erhielt keine Genugthuung. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass Cardinalsecretär Rampolla beim österreichischen Botschafter Grafen Revertera hierüber Klage führte, denn im Grunde war ja bei diesem ganzen Vorfall der Papst der Beleidigte, weil sein Vertreter beleidigt wurde. In Ungarn aber fand sich nicht allein niemand zu seiner Vertheidigung, sondern man bestand noch fortwährend darauf, dass Monsignor Agliardi abberufen werde.

Nun schien aber manchen in Wien das Maß voll zu sein, und so beschloss der Club der Conservativen, die Regierung betreffs der dem Vatican zu gebenden Genugthuung zu interpellieren; der Abgeordnete Di Pauli brachte diese Interpellation, die ein getreues Echo der begründeten Beschwerden aller österreichischen Katholiken war, im Parlamente ein. Ministerpräsident Fürst Windischgrätz verrieth durch seine ausweichende Antwort die peinliche Verlegenheit der österreichischen Regierung. Man wollte um jeden Preis die ungarischen Liberalen schonen, und diesen opferte man alles, selbst die Ehre, wie man dies übrigens schon seit Jahren gewohnt ist.

der Kirche unterstützt wurden, und die Liberalen, die sich enttäuscht und entlarvt sahen, hielten mit Mühe ihre Wuth zurück, da ihre Sophismen nicht mehr ziehen konnten, denn das ganze Land wusste ja jetzt, dass der Papst auf Seite der Volkspartei stehe.

Auch die Bischöfe zeigten sich dem Werke des Grafen Zichy wohlgesinnt, denn in dem Maße, als die Kirche an Boden verlor, erschien auch ihnen eine Neuorganisierung der katholischen Kräfte unerlässlich. Leider hatten nur sehr wenige unter ihnen den Muth oder die Kraft, den ersten Schritt zu einer solchen Mobilmachung der katholichen Streitmächte zu thun, so dass also in Wahrheit die Bewegung von der Pfarrgeistlichkeit und dem Adel ausgieng. Als die Volkspartei ins Leben trat, wurden derselben wohl seitens des Episkopates Sympathien entgegengebracht, aber der Ausdruck derselben war ein so zurückhaltender, dass die liberale Presse die Behauptung wagen konnte, die Haltung des Grafen Ferdinand Zichy finde durchaus nicht die Billigung der Bischöfe. Vielleicht ließ sich auch der eine oder andere als erzliberal bekannte Kirchenfürst im Vertrauen einige unbedachte Worte entschlüpfen, die jetzt vom Ministerium nach Herzenslust ausgebeutet werden konnten. In jedem Falle war also eine glänzende Kundgebung der kirchlichen Behörden umso wünschenswerter, als ja die Lage eine noch kritischere werden konnte. Und eine solche Kundgebung war eben, wie wir oben sehen, von Rom selbst ausgegangen. Seitdem also das Breve Leos XIII. bekannt wurde, fürchteten die Bischöfe nicht mehr, sich zu äußern: im Gegentheil, sie billigten offen die neue Volkspartei, und damit war der Regierung der Vorwand benommen, dass der Episkopat ihren Standpunkt irgendwie gutheiße.

Man darf sich also nicht wundern, dass beim Volke

der Liberalismus noch umso weniger zog, während ja schon der Name der neuen Partei genügend besagte, welche Ziele und Bestrebungen dieselbe verfolge. Graf Zichy und seine Freunde hatten eine volksthümliche Partei geschaffen, die für das Volk arbeitete und sich aufs Volk stützte. Von nun mussten sich die Massen dieser Partei zuwenden, umsomehr, als seit 30 Jahren die liberale Regierung in Ungarn nur die Ausbeutung der unteren Schichten zu Gunsten des jüdischen Capitalismus bedeutete. Eben deshalb begrüßten, ungeachtet des ministeriellen Druckes, sowohl Geistliche als Laien diese Partei mit Begeisterung und bewiesen auch bei mehr als einer Gelegenheit, dass ihre Treue gegen die katholische Fahne eine unverletzliche sei.

Wessen dieses Volk fähig ist, wenn es gilt, seine religiösen Grundsätze zu vertheidigen, das sah man bei den beiden Wahlen, die in Neutra im März und April 1895 stattgefunden hatten. Von allen Seiten wurden Wahlscandale berichtet, allein dieselben waren alle nur Kinderspiel im Vergleiche zu den empörenden Übergriffen, welche die ungarische Regierung in Neutra begangen hatte. Ich kann hier nur eine gedrängte Übersicht dieser unglaublichen Schilderungen bieten, welche die Spalten der österreichisch-ungarischen Presse während zwei Wochen betreffs dieser Wahlen gefüllt hat. Es genüge zu sagen, dass der Candidat der Volkspartei, Graf Johann Zichy, auf 1200 bis 1500 Wähler rechnen konnte, die ihm unter allen Umständen sicher waren. Nun erklärte der vorsitzende Wahlcommissär, den die Regierung entsandt hatte, zweimal mehr als tausend katholische Stimmen für ungiltig und sicherte dermaßen dem Regierungscandidaten eine erlogene Majorität. Die Winkelzüge und Gewaltacte, deren er sich zu diesem Zwecke bediente, überschreiten alles, was man sich nur denken kann. Bekannt

lich werden in Ungarn die Abgeordneten von einem Wahlausschusse von Steuerträgern gewählt; die Wähler begeben sich an den Hauptort der Wahl, und die Abstimmung ist eine öffentliche. Es ist also leicht zu errathen, welchem Druck solche Wähler ausgesetzt werden können. Und trotz dieser ungünstigen Verhältnisse war die Volkspartei wohldisciplíniert, so dass am Wahltage 1500 Anhänger Zichys vor den Mauern Neutras erschienen, darunter die Geistlichkeit eines jeden Ortes an der Spitze ihres Contingentes. Ich sage: „vor den Mauern"; denn die liberale Clique ließ die katholischen Wähler nicht in die Stadt. Die Unglücklichen wurden wie Schafe auf offener Gasse zusammengepfercht, und zwar bei kaltem Regen (es war am 20. März) und von einer Soldatenkette umgeben. Man ließ sie so von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr des nächsten Tages, also volle 24 Stunden beisammen, und es wurde niemandem erlaubt, sich ein schützendes Obdach zu suchen oder sich Nahrung zu verschaffen. Graf Zichy, von dieser Ungeheuerlichkeit verständigt, ließ einen Wagen mit 1500 Laib Brot kommen. Derselbe wurde jedoch vom Wahlvorsitzenden Tarnoczy confisciert, der auf diese Weise die Wähler zwingen wollte, entweder nach Hause zurückzukehren oder Hungers zu sterben. Schmutzige kleine Juden, welche die Werkzeuge dieser unerhörten Unterdrückung waren, zwangen die Soldaten, den katholischen Wählern die abscheulichsten Quälereien zuzufügen. Da sich diese aber nicht beugen ließen, zog Tarnoczy, von parteilichen Absichten geleitet, den Wahlact durch 21 Stunden in die Länge, indem er die Unglücklichen an ihrer Stelle festhielt, die so, bis an die Haut durchnässt und fast jeder Nahrung beraubt, verharren mussten. Mehrere wurden ohnmächtig oder krank, und wenn die Mehrzahl nicht rüstige Bauern gewesen wären,

so wäre dieses Schicksal den meisten widerfahren. Und selbst eine solche Schreckensherrschaft vermochte die Standhaftigkeit der Anhänger des Grafen Zichy nicht zu erschüttern, und Tarnoczy musste 1126 Stimmzettel für ungiltig erklären, um die Wahl des Regierungscandidaten zu sichern!

Der Gewählte wagte nicht, das Mandat anzunehmen, und daher wurde eine Neuwahl nothwendig. Die freimaurerische Beamtenherrschaft fieng wieder dieselben betrügerischen Vergewaltigungen an, und doch — es gewährt dies Trost und Bewunderung — hielt die Volkspartei ihre Stellungen aufrecht und langte in Neutra mit der gleichen Anzahl von Wählern, wie das vorigemal an. Die Wahl dauerte abermals 24 Stunden bei gleichen unmoralischen Kunstgriffen. Die katholische Armee erregte Bewunderung wegen ihres Muthes und ihrer Disciplin, und es gab Scenen, die an die rührendsten Episoden des preußischen Culturkampfes gemahnten. So befand sich unter den Wählern ein armer, kranker Greis, welcher von zwei Freunden gestützt wurde. Er hatte den ganzen Tag und die ganze Nacht im Freien verbracht, und erst um $^3/_4$ 7 Uhr früh gelangte endlich seine Gemeinde ins Wahllocal. Der Regierungscommissär verwarf seinen Stimmzettel in gleicher Weise, wie er hundert andere ohne gesetzlichen Grund für ungiltig erklärt. Aber dem alten Mann gieng dieses brutale Unrecht nicht besonders nahe, weil er wusste, dass er seine Pflicht erfüllt hatte. So verließ er schwankenden Schrittes das Wahllocal und ließ sich zu seinem Pfarrer führen, welchem er ehrfurchtsvoll die Hand küsste — welch rührendes Schauspiel! Gewiss kann eine Sache, die solche Hingebung hervorruft, nicht verloren sein, und die Volkspartei hat recht, nicht zu verzweifeln.

Und einer ihrer ersten Erfolge lag darin, dass sie die

Magnaten zu größerer Thatkraft anspornte, als die beiden abgelehnten Vorlagen zum zweitenmal am 23. März im Herrenhause erschienen. Banffy, dem es gelungen war, Wien zu hypnotisieren, rechnete auf einen sicheren Sieg, und die liberale Presse Ungarns schrie diese Hoffnung auf allen Dächern aus. Eine grausame Enttäuschung stand ihnen bevor. Im Consistorium vom 18. März hielt Leo XIII., der bis dahin seltene Langmuth bewahrt hatte, eine Ansprache, die zum einträchtigen Zusammenhalten der katholischen Magnaten wesentlich beitragen musste. „Die ungarischen Bischöfe", sagte er, „haben alle Mittel erschöpft, um das Übel zu beschwören, das ihrer Kirche drohte. Die Geistlichkeit war mit ihnen ebenso eins, wie die Gesetzgeber, welche den Glauben ihrer Väter ungeschmälert zu erhalten trachteten; unglücklicherweise sind jedoch ihre Bemühungen vergeblich gewesen, und die Feinde der Kirche haben den Sieg davongetragen. Mögen nun diejenigen, die es angeht, einsehen, wie verhängnisvoll und ungerecht es ist, für katholische Ehen eine Form vorzuschreiben, welche die Kirche hundertemal verdammt hat. Es ist recht und billig, dass der Staat die Wirkungen der Ehe in civilrechtlicher Hinsicht kennt und regelt, aber der Kirche steht es zu, über das Eheband als solches zu entscheiden, weil Christus der Kirche die Gewalt gegeben hat, die Ehe zur Höhe eines Sacramentes zu erheben."

Fünftes Capitel.

Reise des Nuntius nach Ungarn. — Diplomatischer Zwischenfall. — Debatte in der Magnatentafel.

Aufs Haupt geschlagen und durch seine verdoppelte Niederlage in Verzweiflung gebracht, wartete Baron Banffy

ungeduldig auf den Augenblick, der es ihm ermöglichen sollte, gründliche Rache zu nehmen und der Welt seine staatsmännischen Fähigkeiten zu zeigen. Die Reise des Nuntius nach Ungarn erschien ihm als die beste Gelegenheit hiezu. Mgr. Agliardi, welcher dem Cardinal-Primas seine Aufwartung machen und Land und Leute in Ungarn näher kennen lernen wollte, begab sich in der zweiten Hälfte des Monats April nach Gran; als erfahrener Diplomat setzte er sich vorher mit dem Minister des Äußern, Grafen Kalnoky, ins Einvernehmen, und auch der ungarische Ministerpräsident hatte diese Reise gebilligt. Es versteht sich von selbst, dass der Vertreter des Papstes einen warmen Empfang sowohl in Gran als auch in allen anderen von ihm besuchten Städten fand, da man ja in ihm die Person des gemeinsamen Vaters der Gläubigen ehrte. In der That ist ja ein Nuntius nicht ein gewöhnlicher Diplomat, der seinen Souverän am Hofe eines anderen Souveräns vertritt, sondern nach der Natur der Sache vertritt er auch das Oberhaupt der Kirche. Daraus folgt, dass ihn die Katholiken nicht auf gleiche Weise wie den spanischen Botschafter oder den schwedischen Gesandten behandeln können. Sie hegen für ihn eine Wertschätzung, Achtung und Liebe, die sie dem Vertreter eines bloß weltlichen Herrschers gar nicht erweisen können. Das aber wurde in Pest absichtlich übersehen, wo man mit sehr scheelem Auge auf die begeisterten Huldigungen des Clerus und Volkes, besonders aber der Führer der Volkspartei für Mgr. Agliardi blickte.

Die liberale Presse brachte böswillige Artikel, in denen der Nuntius scharf angegriffen und ihm vorgeworfen wurde, dass er seine Befugnis überschritten habe. Man war also naiv genug, zu glauben, er werde den ungarischen Katholiken unbedingte Unterwerfung unter eine

Gesetzgebung predigen, die Leo XIII. noch vor wenigen Wochen feierlich verurtheilt hatte. Da aber Monsignor Agliardi ihnen im Gegentheil — wenn auch in ganz vorsichtiger Form — Treue gegen die Lehren der katholischen Kirche empfohlen hatte, so kannte die Wuth der Liberalen keine Grenzen mehr. Ihre Blätter spien Feuer und Flamme und Minister Banffy hatte sogar die Unvorsichtigkeit oder die Kühnheit, sich hierüber interpellieren zu lassen. Die Antwort, die er in der Sitzung vom 1. Mai ertheilte, verursachte in den diplomatischen Kreisen eine wahre Verblüffung. Er klagte den Nuntius — übrigens ohne jeden Grund — an, dass er in Gran eine nicht correcte Sprache geführt und sich in Angelegenheiten, die ihn nichts angiengen, eingemischt habe, und er fügte ungeheuerlicherweise hinzu, dass der Minister des Äußern seine Anschauung theile und beim Vatican auf diplomatischen Wege Aufklärung erbeten habe. Der ungarische Minister griff also den Nuntius an und stellte zugleich seinen Wiener Collegen, Kalnoky, bloß. Zwischen Wien und Pest waren allerdings Noten gewechselt worden, jedoch nur ganz vertraulicher Art. Indem Banffy das Amtsgeheimnis preisgab, brachte er Kalnoky in die unangenehmste Lage. Einen solchen Verrath konnte sich dieser nicht gefallen lassen, und darum brachte tags darauf die „Politische Correspondenz" ein sehr scharfes Dementi gegen Baron Banffy.

Nun schien eine Ministerkrise unvermeidlich zu sein. Banffy eilte nach Wien, wo er von Sr. Majestät den Auftrag erhielt, die Schwierigkeiten zu ebnen und den von ihm heraufbeschworenen Conflict auszugleichen. Die beiden Minister hatten eine lange Besprechung und — es würde sonderbar klingen, wenn wir nicht im Lande der Unwahrscheinlichkeiten stünden — der Sieger war Banffy.

Banffy hatte den Nuntius verletzt, den Heiligen Stuhl beleidigt, den Minister des Äußern bloßgestellt, seine Entlassung war also gewiss geboten. Und was geschah? Er verließ Wien mit der Ermächtigung, in der Kammer zu Pest die vertrauliche Note Kalnokys zu verlesen, auf die er sich am 1. Mai berufen hatte. Da aber diese Note ungerecht und höchst verletzend für den Nuntius ist, findet die Pester Regierung, diesmal im Einverständnis mit der Wiener, es ganz in der Ordnung, noch einmal den Heiligen Stuhl zu beleidigen! Der Triumph der Liberalen war ein vollständiger, denn zu ihrer großen Freude blieb Banffy im Amte und der Heilige Stuhl erhielt keine Genugthuung. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass Cardinalsecretär Rampolla beim österreichischen Botschafter Grafen Revertera hierüber Klage führte, denn im Grunde war ja bei diesem ganzen Vorfall der Papst der Beleidigte, weil sein Vertreter beleidigt wurde. In Ungarn aber fand sich nicht allein niemand zu seiner Vertheidigung, sondern man bestand noch fortwährend darauf, dass Monsignor Agliardi abberufen werde.

Nun schien aber manchen in Wien das Maß voll zu sein, und so beschloss der Club der Conservativen, die Regierung betreffs der dem Vatican zu gebenden Genugthuung zu interpellieren; der Abgeordnete Di Pauli brachte diese Interpellation, die ein getreues Echo der begründeten Beschwerden aller österreichischen Katholiken war, im Parlamente ein. Ministerpräsident Fürst Windischgrätz verrieth durch seine ausweichende Antwort die peinliche Verlegenheit der österreichischen Regierung. Man wollte um jeden Preis die ungarischen Liberalen schonen, und diesen opferte man alles, selbst die Ehre, wie man dies übrigens schon seit Jahren gewohnt ist.

Und dieser Moloch verlangte noch ganz andere Opfer als den Nuntius; das ungarische Ministerium nährte diesen Conflict geflissentlich solange, weil es hoffte, den Grafen Kalnoky zu stürzen. Banffy hatte ja auch alles gethan, um diesen Collegen unmöglich zu machen. Da ihn aber der Kaiser gegen alle hielt und ihn öffentlich in einem sehr schmeichelhaften Handschreiben sein Vertrauen ausdrückte, so wurde ein zweiter Anschlag unvermeidlich, und dieser wurde mit derselben Rücksichtslosigkeit wie der frühere geführt. Das System war ganz einfach: man compromittierte Kalnoky in den Augen des Kaisers und von ganz Europa durch ungeheuerliche Indiscretionen. Wir haben gesehen, wie zu diesem Zwecke am 1. Mai ein vertrauliches Schriftstück missbraucht wurde, und dasselbe Mittel wurde am 14. Mai angewendet, indem dem „Pester Lloyd" und andern liberalen Blättern eine officiöse Depesche folgenden Inhalts zugieng: „Die Abberufung des apostolischen Nuntius kann als vollendete Thatsache angesehen werden." So wurden also die Wiener geheimen Verhandlungen nochmals preisgegeben und der Minister des Äußern vor die Wahl gestellt, entweder sich mit Ungarn zu überwerfen oder mit dem Heiligen Stuhl zu brechen. Der ungarische Ministerpräsident hatte sich einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit schuldig gemacht, deren Gehässigkeit auf ihn selbst hätte zurückfallen müssen. Aber die Beziehungen zwischen Wien und Pest sind derartige geworden, dass der pflichtvergessene Minister stolzen Hauptes einherschritt und dafür der unschuldige abzutreten gezwungen wurde.

Kalnoky reichte am 15. Mai seine Entlassung ein und der Kaiser fand sich in der schmerzlichen Nothwendigkeit, dieselbe sofort anzunehmen. Das „Wiener Fremdenblatt", officiöses Organ des auswärtigen Amtes, erklärte diese Dinge mit

ziemlicher Unverblümtheit. „Man darf behaupten," sagte dieses Blatt in einer am 16. erschienenen Sonderausgabe, „dass die Pester Berichte über den bevorstehenden Rücktritt des Nuntius, die abermals einen Eingriff in den Wirkungskreis des Ministers des auswärtigen Amtes bedeuteten, diesen in seinem Entschlusse, sich zurückzuziehen, bestärkten. Alle Welt ist überzeugt, dass der Kaiser diese Entscheidung erst dann traf, nachdem er in genauester Weise alle Umstände erwogen hatte, die auf die Wohlfahrt der beiden Reichshälften irgend einen Einfluss üben können. Übrigens wird niemand, weder in Österreich, noch in Europa, noch selbst in Ungarn die Verdienste des Grafen Kalnoky um die Erhaltung des europäischen Friedens sowie der Großmachtstellung Österreichs vergessen."

Baron Banffy hatte nun sein Ziel erreicht. Mit Recht oder Unrecht hatte die Tisza-Clique, deren Werkzeug Banffy eben ist, Kalnoky als den Gegner der ungarischen Liberalen in der Kirchenpolitik angesehen, weshalb es nothwendig war, sich dieses Hemmschuhs im Augenblicke zu entledigen, in welchem die Kirchenvorlagen nochmals vor die Magnatentafel gelangten; in der That fiel die Debatte über diese mitten in die österreichisch-ungarische Krise hinein. Am 14. Mai sollten die Magnaten zum drittenmale die beiden im October und März abgelehnten Vorlagen berathen; die Sitzung stand natürlicherweise unter dem Eindrucke der Wiener Ereignisse und erhielt ihr Gepräge durch einen Zwischenfall, der die Liberalen in Bestürzung versetzte. Gleich zu Beginn derselben hielt Cardinal-Fürstprimas Vaszary eine herrliche Rede, in der er das Grundlose der gegen den Nuntius vorgebrachten Beschwerden nachwies und die unveräußerlichen Rechte des Heiligen Stuhles nachdrücklichst vertheidigte. „Man hat behauptet," sagte er zum

Und dieser Moloch verlangte noch ganz andere Opfer als den Nuntius; das ungarische Ministerium nährte diesen Conflict geflissentlich solange, weil es hoffte, den Grafen Kalnoky zu stürzen. Banffy hatte ja auch alles gethan, um diesen Collegen unmöglich zu machen. Da ihn aber der Kaiser gegen alle hielt und ihn öffentlich in einem sehr schmeichelhaften Handschreiben sein Vertrauen ausdrückte, so wurde ein zweiter Anschlag unvermeidlich, und dieser wurde mit derselben Rücksichtslosigkeit wie der frühere geführt. Das System war ganz einfach: man compromittierte Kalnoky in den Augen des Kaisers und von ganz Europa durch ungeheuerliche Indiscretionen. Wir haben gesehen, wie zu diesem Zwecke am 1. Mai ein vertrauliches Schriftstück missbraucht wurde, und dasselbe Mittel wurde am 14. Mai angewendet, indem dem „Pester Lloyd" und andern liberalen Blättern eine officiöse Depesche folgenden Inhalts zugieng: „Die Abberufung des apostolischen Nuntius kann als vollendete Thatsache angesehen werden." So wurden also die Wiener geheimen Verhandlungen nochmals preisgegeben und der Minister des Äußern vor die Wahl gestellt, entweder sich mit Ungarn zu überwerfen oder mit dem Heiligen Stuhl zu brechen. Der ungarische Ministerpräsident hatte sich einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit schuldig gemacht, deren Gehässigkeit auf ihn selbst hätte zurückfallen müssen. Aber die Beziehungen zwischen Wien und Pest sind derartige geworden, dass der pflichtvergessene Minister stolzen Hauptes einherschritt und dafür der unschuldige abzutreten gezwungen wurde.

Kalnoky reichte am 15. Mai seine Entlassung ein und der Kaiser fand sich in der schmerzlichen Nothwendigkeit, dieselbe sofort anzunehmen. Das „Wiener Fremdenblatt", officiöses Organ des auswärtigen Amtes, erklärte diese Dinge mit

ziemlicher Unverblümtheit. „Man darf behaupten," sagte dieses Blatt in einer am 16. erschienenen Sonderausgabe, „dass die Pester Berichte über den bevorstehenden Rücktritt des Nuntius, die abermals einen Eingriff in den Wirkungskreis des Ministers des auswärtigen Amtes bedeuteten, diesen in seinem Entschlusse, sich zurückzuziehen, bestärkten. Alle Welt ist überzeugt, dass der Kaiser diese Entscheidung erst dann traf, nachdem er in genauester Weise alle Umstände erwogen hatte, die auf die Wohlfahrt der beiden Reichshälften irgend einen Einfluss üben können. Übrigens wird niemand, weder in Österreich, noch in Europa, noch selbst in Ungarn die Verdienste des Grafen Kalnoky um die Erhaltung des europäischen Friedens sowie der Großmachtstellung Österreichs vergessen."

Baron Banffy hatte nun sein Ziel erreicht. Mit Recht oder Unrecht hatte die Tisza-Clique, deren Werkzeug Banffy eben ist, Kalnoky als den Gegner der ungarischen Liberalen in der Kirchenpolitik angesehen, weshalb es nothwendig war, sich dieses Hemmschuhs im Augenblicke zu entledigen, in welchem die Kirchenvorlagen nochmals vor die Magnatentafel gelangten; in der That fiel die Debatte über diese mitten in die österreichisch-ungarische Krise hinein. Am 14. Mai sollten die Magnaten zum drittenmale die beiden im October und März abgelehnten Vorlagen berathen; die Sitzung stand natürlicherweise unter dem Eindrucke der Wiener Ereignisse und erhielt ihr Gepräge durch einen Zwischenfall, der die Liberalen in Bestürzung versetzte. Gleich zu Beginn derselben hielt Cardinal-Fürstprimas Vaszary eine herrliche Rede, in der er das Grundlose der gegen den Nuntius vorgebrachten Beschwerden nachwies und die unveräußerlichen Rechte des Heiligen Stuhles nachdrücklichst vertheidigte. „Man hat behauptet," sagte er zum

Schlusse, „dass der Nuntius während seines Aufenthaltes in Ungarn seinen Wirkungskreis überschritten habe. Diese Anklage hat die Katholiken dieses Königreichs tief betrübt, umsomehr als ich bezeugen kann, dass Monsignor Agliardi während seines Verweilens in Gran nichts gesagt und nichts gethan hat, was auch nur im geringsten einer Einmischung in unsere politischen Angelegenheiten gleichkäme. Und ich bin zu der Erklärung ermächtigt, dass sich Se. Excellenz der Nuntius derselben Zurückhaltung bei allen anderen Besuchen in Ungarn befliſſen hat."

Dieses kategorische und feierliche Dementi war ein Faustschlag ins Angesicht des Ministers und überführte ihn offen der Unwahrheit. Auf der Ministerbank war man sehr nervös geworden, und Wlassics beeilte sich, die Aufmerksamkeit wieder auf die beiden auf der Tagesordnung befindlichen Gesetzesvorlagen zu lenken. Seit dem Monat März waren die Aussichten der Regierung insofern ein wenig gestiegen, als Schopper inzwischen gestorben war, als der ultramontane Esterhazy seinen Sitz verloren und der König einen liberalen Magnaten in der Person Toths ernannt hatte: die Majorität hatte also wenigstens drei Stimmen verloren.

Aber ungeachtet dieser unerwarteten Änderung im Stimmenverhältnis schien es sicher, dass die beiden Gesetze in der ihnen in der Deputiertenkammer verliehenen Form nicht durchgehen würden. Die Debatte war sehr lebhaft, es wurden Änderungen von dieser und jener Seite vorgeschlagen und angenommen, und der Vorschlag des Ministeriums erfuhr bedeutende Zustutzungen. Es ist überflüssig, diese Debatte hier wiederzugeben, da in derselben dieselben Redner dieselben Argumente wie im October 1894 und im März 1895 vorbrachten.

Der Kampf dauerte zwei Tage, und bei der zweiten und dritten Lesung ergab sich für manchen Artikel Stimmengleichheit, wobei der liberale Präsident der Magnatentafel zu Gunsten der Regierung den Ausschlag gab. Durch diesen unparlamentarischen Eingriff des Präsidenten, sowie durch manche andere wenig loyale Überrumpelung der Rechten, wurden die beiden Gesetze in dritter Lesung angenommen, jedoch mit den Veränderungen, die sie den Katholiken annehmbarer machte und die Baron Banffy unter gar keinen Umständen annehmen zu können erklärte.

Nun hätten sich wohl die Liberalen zufrieden geben und die Dinge nicht aufs äußerste treiben sollen. Das war aber nicht der Standpunkt des Sectierers Banffy. — Nach dem berühmten Papstworte: Sint ut sunt aut non sint[1] versicherte er sofort, die beiden Vorlagen würden wieder der Abgeordnetenkammer und der Magnatentafel vorgelegt werden. Und so geschah es, nur dass der Minister zur Sicherung seines Sieges dem Hofe Gewalt anthat. Er verlangte vom Apostolischen König die Ernennung von zehn neuen Pairs, und da seine Liste nur lauter liberale Namen enthielt, so war auf diese Weise die Majorität in der Magnatentafel gesichert. Der Monarch gab dem ungarischen Minister die gewünschte Unterschrift. Von nun ab gieng alles nach der judenliberalen Clique, und die beiden Vorlagen über die Juden-Reception und die Confessionslosigkeit wurden von der Magnatentafel ohne Veränderung angenommen.

In Wien war man also von den Grundsätzen St. Stephans, des Gründers des Marianischen Königreiches, abgewichen, und das war eine große Schwäche und ein großer Fehler. Das ungarische Sprichwort sagt, dass die Heiligen

[1] Gregor XVI. anlässlich des an ihn gestellten Verlangens nach einer Änderung des Jesuitenordens. Anm. des Übersetzers.

nicht sprechen, sondern sich rächen. Wir fürchten, dass Socialismus und Revolution dieses Rächeramt übernehmen werden.

* * *

Wenn die Monarchie tief erschüttert und gewissermaßen ins Mark getroffen aus diesen Wirren hervorgeht, so hat die katholische Kirche ihrerseits durch diese Prüfung nur an Stärke gewonnen. Wie immer, hat Gott das Böse selbst zum Werkzeug des Guten gemacht. Wir haben gesehen, wie der Episkopat, nur zu oft seiner hohen Sendung vergessend, den Forderungen und Launen der Regierung und des Hofes mehr Berücksichtigung als den Interessen der Religion schenkte. Nun hat ihnen die Verfolgung die Augen geöffnet. Heutzutage sind alle Bischöfe eng geeinigt und sie haben bei mehreren Anlässen gezeigt, dass sie lieber zu den äußersten Opfern bereit sind, als die Kirche in Fesseln schlagen zu lassen. Und wenn der Culturkampf nur dieses Resultat bewirkt hätte, so würde man sich fast versucht fühlen, dafür den Liberalen zu danken, weil sie die unbewussten und unwillkürlichen Werkzeuge für die Stärkung des ungarischen Katholicismus geworden sind.

Auch den Geistlichen und Gläubigen sind die jüngsten Kämpfe ebenso nützlich geworden. Früher fehlte ihnen fast allen das heilige Feuer, dieses gewisse Etwas, welches das Übergewicht der preußischen Katholiken begründet und die Allmacht des eisernen Kanzlers überwunden hat. Bis in die jüngste Gegenwart fehlte es den ungarischen Katholiken an einheitlicher Leitung, an ernster Organisierung, an Volks-Congressen, an Bischofs-Conferenzen. Von jedem Überfall des Freimaurerthums wurden sie überrascht und erlitten deshalb stets Niederlagen. Der Culturkampf hat diese Lage der Dinge gründlich geändert.

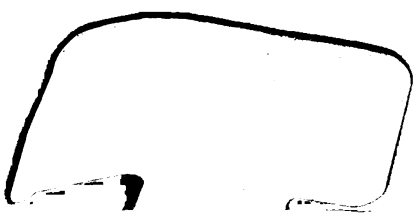
Cardinal Maury sagte eines Tages: es sei gefährlich, Märtyrer zu machen, und die Katholiken Ungarns, die in das Märtyrerstadium eingetreten sind, beginnen zusehends zu erstarken und haben Grund, eine bessere Zukunft zu erhoffen. Vorläufig richten sie sich zum Kampfe, um mit voller Energie die Rechte und Überlieferungen ihrer Kirche zu vertheidigen. Mögen die Judenliberalen sagen, was sie wollen, die Frage der Verweltlichung des Staates ist noch nicht endgiltig erledigt.

Wir Franzosen, die wir der zweifelhaften Wohlthat dieser Verweltlichung seit hundert Jahren theilhaftig sind, mögen den Widerstand des ungarischen Episkopates sowie des katholischen Volkes in Ungarn sonderbar finden. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass vielleicht gerade unser Beispiel sie zur Vertheidigung des christlichen Staates anspornt. Vor zwei Jahren schrieb Jules Simon nicht ohne einen gewissen Anflug von Melancholie: „Man wiederhole, so oft man wolle, dass im Jahre 1880 kein atheistisches Gesetz beabsichtigt wurde, dass es nur galt, die politischen Angelegenheiten dem Einflusse der Geistlichkeit zu entziehen. Ich glaube es Ihnen, ich führe mit niemand Krieg. Aber die brutale Thatsache lässt sich nicht leugen: ein Junge von zwanzig Jahren wirft auf die Volksmenge seine Dynamit-Bombe. Ihr richtet den Jungen hin. . . Aber diese Hinrichtung bringt nicht die Wirkung hervor, auf die ihr hoffet. . . Armes, krankes Menschengeschlecht, das du vom Beile des Henkers Rettung erwartest, . . . Zu Gott musst du zurückkehren!“

Also zurück zu Gott! das ist der Nothschrei eines Philosophen und berühmten Staatsmannes nach einem Jahrhundert der Verweltlichung, beim Anblick der tödlichen Früchte, die die atheistischen Gesetze gezeitigt haben.

Das ist eine furchtbare Lehre, die auch von den ungarischen Katholiken begriffen wird. Ohne Zweifel denken diese, dass, wenn jemand, der am eifrigsten für die Beseitigung des kirchlichen Einflusses gekämpft hat, in solcher Weise sein Werk verleugnet, es besser sei, Gott nicht zu verlassen, um nicht erst nach blutigen Umwälzungen zu ihm „zurückkehren" zu müssen. Nur diejenigen Franzosen werden den Kampf der Katholiken Ungarns missbilligen, welche unter der Pariser Commune — diesem Ideal des entchristlichten Staates — nicht gezittert haben, oder die nach einem anarchistischen Attentate nicht den Wunsch gehegt haben, dass das französische Volk „zurückkehre zu Gott!"

Dieses Buch gehört
der Bibliothek der
Kgl. Gymnasius Berlin

Buchdruckerei „Gutenberg", Graz.

ED WIDENER
HW MUUW Y